GUSTAV FRENSSENS LITERARISCHER WERDEGANG BIS ZUM ERSTEN WELTKRIEG: EINE KRITISCH-MONOGRAPHISCHE STUDIE ZUR ENTSTEHUNG VÖLKISCHER LITERATUR

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von

Klaus Uhde
aus
München

~~1982~~
1983

Referent: Prof. Walter Müller-Seidel
Korreferent: Prof. Jürgen Scharfschwerdt
Tag der mündlichen Prüfung: 7. Februar 1983

INHALT SEITE

EINLEITUNG 1

VORBEMERKUNG ZUM FORSCHUNGSGEGENSTAND TRIVIAL-LITERATUR 5

1) Trivialliteratur als wissenschaftliches Neuland 5

2) Der Methodenstreit: der kunstelitäre und der demokratische Umgang mit der literarischen Doppelwährung 7

3) Das Beharren auf dem Literarischen jeglicher Literatur 24

I) WELTANSCHAULICHE VORBEREITUNG 28

1) Der Erfolgsschriftsteller Frenssen 28

2) Der Pfarrer Frenssen: "Dorfpredigten" 34

a) "Man muß eine Weltanschauung haben. - Die christliche ist zu empfehlen." 42

b) Jesus - Luther - Bismarck 52

II) Heimatkunst 61

Frenssens Zugang zur Heimatkunst - autobiographisch 61

1) Die Sandgräfin - der Sieg des Guten namens der Volkspoesie 66

a) Der Erzähler - vorausschauender Repräsentant einer intakten Weltordnung 73

b) Der erste Engel - Hans Thorbeekens Heimkehr 77

c) Der zweite Engel - Trude Groode 79

d) Sprachprobleme 86

e) "Volkspoesie" 94

2) Die drei Getreuen - "aus dem Volk fürs Volk" 103

a) Von der Sandgräfin zu Die drei Getreuen: von der Volkspoesie zum Volkspoeten 107

b) Getreu-Sein 114

c) Arbeit und Boden 119

d) Sinn und Erfüllung des Lebens: "Dem Vaterland dienen" 127

3) Jörn Uhl- "Mühe, die der Mühe wert ist" 139

a) Jörns innere und äußere Entwicklung 144

b) Der erfolgreiche Jörn Uhl 150

c) Der "Bruch" des Romans 152

d) Die "zugrundeliegende Idee": das "beste Zutrauen" und "Mühe ist der Mühe wert" 154

e) Das "Recht" der zweiten Romanhälfte: Jörns "Hindrang zum gelehrten Wissen" 160

f) Wissenschaftsbegeisterung - Wissenschaftsfeindlichkeit 165

g) Die "Denkform des Grübelns" 171

h) Rasse und Innerlichkeit 183

i) Der ideale Heimatroman 196

4) Hilligenlei - "die Grundlage deutscher Wiedergeburt" 210

a) Die Entwicklung der Volksthematik innerhalb des ersten Heimatzyklus 210

b) Kosmische Erweiterung des Heimathorizonts: die Deichperspektive 217

c) Das kleine Hilligenlei: Glück im Privaten 222

d) Das große Hilligenlei privat: Weltschmerz, Entsagung, Tod 229

e) Die Botschaft von Hilligenlei: der "neue Mythos der Deutschen" 238

III) IMPERIALISMUS OFFENSIV: WELTMACHT-LITERATUR 269

1) Peter Moors Fahrt nach Südwest - das koloniale Vorspiel 269

a) Peter Moor statt Klaus Hinrich Baas 269

b) Die deutsche Kolonialpolitik in Südwestafrika 277

c) Peter Moor und die Entwicklung des öffentlichen Kolonialbewußtseins in Deutschland 286

d) Peter Moor vor Ort - die Kriegswirklichkeit von unten 290

e) Der "sittliche Wert" des Krieges 296

2) Klaus Hinrich Baas - Welteroberung durch Handel und Wandel 300

a) Die Großstadt als neue Perspektive 310

b) Lehrjahre "auf freiem Feld" 315

c) Lehrjahre im Kontor: das Ideal kaufmännischer Tüchtigkeit 325

d) Zwischenspiele und Abwege 327

e) Der Großkaufmann: Repräsentant der Welthandelsmacht 333

3) Bismarck - deutsche Politik "aus der Tiefe des Volksstammes" 342

a) Die Weltmachtambitionen des Deutschen Reiches 342

b) Der Auftrag deutscher Geschichte - mythologisch 345

c) Die Erfüllung deutscher Geschichte: Hagen statt Siegfried 351

d) Die Kritik an Frenssens Bismarckbild 356

e) Der Kampf nach innen: gewaltsame Einigung von oben 360

f) Der Kampf nach außen: Sieg der geeinten Volkskraft 372

g) Das Bismarcksche Vermächtnis 379

SUMME UND AUSBLICK: Der völkische Dichter und sein vorläufiges Scheitern 388

ANMERKUNGEN 393

LITERATUR 463

EINLEITUNG

Seit Ketelsens literaturgeschichtlichem Bericht zur "völkisch-national-konservativen und nationalsozialistischen Literatur in Deutschland 1890 - 1945" [1] ist eine ganze Reihe von Arbeiten zu diesem - nicht ohne Grund so umständlich formulierten - Gegenstand [2] erschienen [3], die dessen damaliges Fazit zumindest in einem Punkt zu korrigieren beginnen: es trifft nicht mehr zu, daß "im literarhistorischen Bewußtsein der Gegenwart" diese Literatur "so gut wie unbekannt" [4] sei, was andererseits keineswegs bedeutet, die Literaturwissenschaft habe sich des sperrigen Objekts bereits begrifflich oder gar systematisch bemächtigt. Die im Vergleich zu den drei Nachkriegsjahrzehnten relativ rasch wachsende Anzahl von Arbeiten zu diesem Bereich zeugt zwar davon, daß sie - eine Generation nach der Zerschlagung der faschistischen Herrschaft in Deutschland - die nicht nur literaturimmanente Herausforderung von der Sache her angenommen hat. Der Charakter der meisten Untersuchungen zeigt jedoch ebenso deutlich, daß die bisherigen Bemühungen sich noch im Stadium der Annäherung befinden: entweder sind es überblicksartige Versuche, überhaupt erst den Gegenstandsbereich adäquat zu definieren, Kategorien anderer Wissenschaften auf ihre Brauchbarkeit hin zu überprüfen, Bezüge zu deren Gegenständen und Fragestellungen herzustellen, bzw. Abgrenzungen vorzunehmen; oder es sind erste Analysen sehr spezifischer Einzelphänomene, ohne daß eine systematische Behandlung bereits angestrebt oder gar erreicht würde. [5] Hier gilt Ketelsens Situationsbeschreibung noch uneingeschränkt,

"daß seit etwa einem Jahrzehnt erst langsam ein Bewußtsein dafür entsteht, hier existiere überhaupt ein Zusammenhang, in den einschlägige Komplexe als 'Fakten' einzuordnen seien." 6)

Für andere Bereiche desselben Zeitraums, etwa unter ideologiekritischen oder soziopolitischen Fragestellungen, liegen dagegen schon sehr viel umfangreichere Untersuchungen vor, die größere historische und systematische Zusammenhänge herausarbeiten, in denen jedoch Literatur als Belegmaterial nur eine Nebenrolle spielt. 7) Immerhin haben die Ergebnisse solch allgemein historischer oder kulturgeschichtlicher Forschungsarbeiten nicht unwesentlich dazu beigetragen, eben die Herausforderung des so nebenbei behandelten literarischen Materials für die den sozialen Aspekten sich öffnende Literaturwissenschaft der späten sechziger und frühen siebziger Jahre zu erkennen und damit den Komplex völkisch-nationaler Literatur als "lohnenden" Untersuchungsgegenstand überhaupt erst auf die literaturwissenschaftliche Tagesordnung zu setzen.
Gleichzeitig gingen von einer zweiten, unmittelbar literarisch-literaturwissenschaftlichen Seite her starke Anstöße zur Erforschung völkischer Literatur aus. Seit Ende der sechziger Jahre hat das literaturwissenschaftliche Interesse an Unterhaltungs- bzw. Trivialliteratur ständig zugenommen und ist bei den daraus erwachsenen Fragestellungen und Forschungsprojekten zwangsläufig auch auf die massenhafte Literatur mit mehr oder weniger völkisch missionarischer Zielsetzung gestoßen, weil diese sich wegen eben ihrer Zielsetzung oft ganz bewußt von der hohen, einen nur sehr begrenzten Leserkreis erreichenden Literatur absetzt, auf Volkstümlichkeit aus ist. 8)

So gilt es nun, diese Anstöße und die schon erarbeiteten literaturwissenschaftlichen Ergebnisse in der Weise fortzuführen, daß der von Ketelsen noch vermißte Zusammenhang völkischer Literaturtradition sichtbar und sowohl als historischer wie auch als systematischer Rahmen weiterer Einzeluntersuchungen verfügbar wird. Dabei kann von einem übereinstimmenden Ergebnis der verschiedensten Forschungsarbeiten der vergangenen Jahre als gesicherter Grundlage ausgegangen werden: Das Jahr 1933 bildet nicht den epochalen Einschnitt in der deutschen Literatur- und Kulturtradition, zu dem es das - heutzutage in seiner Motivation offenkundige - Reden von der "Katastrophe", vom "Einbruch" des Faschismus in die noch zu junge und dadurch verletzliche Weimarer Republik lange Zeit stilisiert hatte. Mit dieser Erkenntnis ist jedoch unmittelbar nur etwas gewonnen für die Widerlegung jener auf Schuldabweisung ausgehenden These vom Faschismus als dem ganz anderen, das die Theorie der"konservativen Revolution" grundlegend mißverstanden und zu Unrecht als theoretische Basis der eigenen politischen Praxis für sich reklamiert habe.

> "Die Frage, die sich hier stellen würde, wäre die, wie weit eine Theorie für eine ihr nicht entsprechende Verwirklichung verantwortlich gemacht werden kann."9)

Die Frage des inneren Zusammenhangs zwischen völkisch-nationalen Ideen, wie sie von der Bewegung der Konservativen Revolution entwickelt und propagiert wurden, als eine nach der Verantwortlichkeit der so Denkenden für die Herrschaftspraxis des Nationalsozialismus zu stellen, bedeutet natürlich, ihre Berechtigung grundsätzlich zu bestreiten: als ob es bei derartigen Untersuchungen um Schuldzuweisung überhaupt ginge!

> "Deutscher 'Nationalismus' meint nie Nation im westeuropäischen Sinne, es ist eher ein seelischer Zustand mit dem Wort Nation gemeint, oder, sofern doch bestimmtere Vorstellungen bestehen, staatliche Gebilde wie das 'Reich' oder das Imperium, welche beide weit über das Wesen des Nationalstaates hinausreichen." 10)

Worum es allerdings geht, ist der am historischen Material zu führende Nachweis, daß solch völkisch-nationale Einheitsformen, auch wenn sie von den zeitgenössischen Sympathisanten gleichsam universalisiert werden, zur Lösung sowohl aktueller ästhetischer Fragen als auch der heutzutage anstehenden gesellschaftlichen und politischen Konflikte untauglich sind, weil sie an die Stelle des Austrags von Spannungen und Gegensätzen die den Pluralismus als Auflösung und Verfall brandmarkende Propagierung unbedingter Einheitlichkeit setzen.
Positiv ist dagegen mit der Erkenntnis des im logischen Sinne notwendigen Zusammenhangs zwischen völkisch-nationalen Tendenzen und Programmen vor 1933 und den theoretischen Konstrukten des Nationalsozialismus über dessen spezifischen Charakter noch nichts ausgesagt, im Gegenteil:

> "Die eigentlich historisch-kritische Arbeit beginnt ... erst jenseits dieser Erkenntnis, wenn nämlich nach der Art der Zusammenhänge der offenfaschistischen Literatur mit der vorfaschistischen und nach den möglichen Unterscheidungen innerhalb dieses Komplexes gefragt wird."11)

Unsere monographische Befassung mit den Stationen von Gustav Frenssens literarischer Entwicklung soll einen exemplarischen Beitrag zur Erhellung dieser Zusammenhänge liefern.

VORBEMERKUNG ZUM FORSCHUNGSGEGENSTAND TRIVIALLITERATUR

1) Trivialliteratur als wissenschaftliches Neuland

Als Arno Schmidt 1963 seinen großen Frenssen-Artikel [1] veröffentlichte und schon mit dem Titel "Ein unerledigter Fall" ankündigte, worauf sein neuerliches Ausgrabungsunternehmen [2] abzielte, forderte er - ob bewußt oder unbewußt, ist in diesem Zusammenhang ohne Belang - wissenschaftliche Pionierarbeit in einem doppelten Sinne:

> "Immerhin sind inzwischen weit Schlimmere amnestiert worden; ja, sitzen längst wieder, aufs unangenehmste in Amt & Würden, mitten unter uns - und haben dabei keine Bücher verfasst, die doch große Volksteile einst beträchtlich unterhielten. Auch sind andernorts Leute wie Ezra Pound entlassen; Emigranten, soweit sie überlebten, zurückgekehrt (und zum Teil sofort wieder abgefahren!); da wird es wahrlich Zeit, GUSTAV FRENSSEN ein gleiches öffentliches Verfahren zuzubilligen." 3)

Zum einen verlangte er die Auseinandersetzung mit einem Schriftsteller, der durch seine begeisterte literarische wie außerliterarische Parteinahme für den Nationalsozialismus eindeutig charakterisiert und entsprechend diskreditiert war und deshalb sowohl als Leseobjekt wie auch als Gegenstand wissenschaftlichen Interesses erledigt schien, zumindest aber - wie fast alle Phänomene des Faschismus in Deutschland in jenen ersten zwei Jahrzehnten unmittelbar nach seiner Zerstörung von außen, im Grunde gegen den Willen der Betroffenen - für eine intensive Beschäftigung tabu war.[4]

Zum anderen plädierte Schmidt für ein öffentliches, also wissenschaftlich - objektivierendes, nicht nur privates (Geschmacks-) Verfahren gegenüber einem Autor, den die zuständige Wissenschaft je nach Kategorien-

schema als Heimat-, Regional- oder auch Unterhaltungsschriftsteller führte und ihn, der Vollständigkeit halber, in chronologisch oder lexikalisch verfahrenden Nachschlagewerken zwar erwähnte[5], einer eingehenderen Untersuchung jedoch nicht für würdig hielt. Trivial- bzw. Unterhaltungsliteratur fristete als Gegenstand der Literaturwissenschaft ein Kümmerdasein und war so von vornherein pittoreskes, die gängige "Doppelwährung"[6] bestätigendes Kontrastmaterial zur hohen Dichtung, um das sich hin und wieder ein engagierten und als solcher auch geschätzter Außenseiter verdient machte.[7] Es galt unangefochten die Maxime von der "reduzierten Interpretation"[8], weil derartige Literatur nicht als solche, sondern wenn überhaupt, dann als "historische Quelle für Zeitstudien"[9] untersuchenswert erschien. Und gerade auch ein Autor wie Martin Greiner, der seine Untersuchungen zur "Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur"[10] ausdrücklich als einen Beitrag zur Korrektur der gängigen Einstellung gegenüber jener verstanden wissen wollte, blieb dieser Einstellung auffällig verpflichtet:

> "Demgegenüber ist unsere Aufgabe von vornherein eine ganz andere. Wir wollen gerade die literarischen Niederungen aufsuchen, weil erst damit das Ganze der Literatur in Erscheinung tritt, alles das, was dazugehört, aber gewöhnlich im Dunkel liegt. Wir reden hier von dem Teil der Literatur, der <u>nicht</u> Geschichte gemacht hat."11)

Das nicht näher begründete Streben nach Vollständigkeit, verknüpft mit der traditionellen Vorstellung, daß die eigentliche Literaturgeschichte nicht in diesen Niederungen geschrieben wurde und wird, weist auch noch Greiner als einen Wissenschaftler aus, der die "Talwege"beschreitet, um sie als Abweichung vom Niveau des"Höhenwegs" zu beschreiben, damit aber - gewollt oder

ungewollt - die "Gratwanderung zu den hohen Gipfeln der Dichtung"[12] als die eigentliche Aufgabe der Literaturwissenschaft um so nachhaltiger bestätigt.
- Es stand schlecht um Arno Schmidts Forderung!
Seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre hat sich die Situation jedoch grundlegend geändert - sowohl im Hinblick auf den Bereich der Trivialliteratur allgemein als auch speziell, natürlich in geringerem Umfang, im Falle Gustav Frenssens. In der Vielzahl von Arbeiten gibt es inzwischen auch zwei ausführliche Einzeluntersuchungen zu Frenssens "Jörn Uhl", in denen der Roman jedoch im Rahmen einer übergreifenden Typologie des Heimat- bzw. des Bauernsromans, zwei typischen Frühformen völkischer Literatur, behandelt wird.[13]

2) Der Methodenstreit: der kunstelitäre und der demokratische Umgang mit der literarischen Doppelwährung

Die Erforschung der Trivialliteratur ist seither zu einem anerkannten Zweig in der Literaturwissenschaft wie -didaktik avanciert, was sich auch in der weitgestreuten Vielzahl von Veröffentlichungen zu diesem Stoffgebiet niedergeschlagen hat. Die Selbstverständlichkeit, mit der heutzutage Trivialliteratur als Gegenstand wissenschaftlicher Befassung akzeptiert ist, hat jedoch bislang keinen methodisches Äquivalent innerhalb dieser Befassung gefunden, ganz im Gegenteil. Trotz des Hochs in Sachen Trivialliteratur ist das Problem des adäquaten Umgangs mit ihr - sowohl literaturwissenschaftlich als auch didaktisch in Bezug auf den Leser - nach wie vor heftig umstritten. Da wir uns auf keine der beiden Seiten, von denen aus die methodische Auseinandersetzung geführt wird, schlagen können, weil wir die dabei aufgemachte grundsätzliche Alternative

dem Gegenstand für nicht angemessen halten, müssen wir kurz auf die vor allem durch Burgers Aufsatzsammlung[14] in Gang gebrachte Debatte eingehen. Darin hat Bausinger zwar mit seinem die Diskussion seither strukturierenden kritischen Terminus der "Doppelwährung"[15] das methodologische Problem präzisiert, es aber seiner Lösung nicht näher gebracht. In ihrem Versuch, dis Diskussion zu diesem Problem zu resümieren, kommt Bürger[16] nicht umhin, nach wie vor seine Ungelöstheit zu konstatieren: entweder wird in falscher Weise an der Dichotomie festgehalten oder aber sie wird einfach negiert, so als sei sie gar keine. Es scheint so zu sein, daß nach wie vor gilt, was schon Kreuzer festgestellt hatte:

> "Daher ist die Lage auf diesem Forschungssektor nicht nur aufgrund der Forschungslücken, sondern auch aufgrund der Forschungsmethoden unbefriedigend."[17]

und was Burger - bezeichnenderweise im Vorwort zu jenem schon erwähnten Sammelband mit Aufsätzen zur Trivialliteratur - bestätigt hatte: "Die Methoden sind erst zu finden."[18]
Nun kann es uns im Zusammenhang dieser Arbeit sicher nicht um die Entwicklung einer Methodologie für die Trivialliteraturforschung gehen; trotzdem muß eine Kritik der gängigen Vorstellungen zum Umgang mit sogenannter Unterhaltungsliteratur ex negativo unser eigenes Vorgehen bei der Untersuchung legitimieren.

Der Umgang mit jener "Art Doppelwährung: auf der einen Seite das Gold echter Dichtung, auf der anderen die banale Papierwährung trivialer Literatur"[19] läßt sich in zwei grundsätzlich verschiedene Positionen zusammenfassen. Entweder - so die bis in die sechziger Jahre

selbstverständliche Grundhaltung der Literaturwissenschaft - wird das, was man der Unterhaltungsliteratur zurechnet, an den ästhetischen Maßstäben gemessen, die an und für Dichtung entwickelt wurden, wobei sich nur bestätigen kann, was man auch schon vorher weiß: Trivialliteratur ist eben keine Dichtung, während über das, worauf es eigentlich ankäme, nämlich was sie selbst positiv ist, nichts ausgesagt werden kann. Oder man praktiziert den wirkungsgeschichtlichen Umgang mit der Dichotomie: er hat die rein ästhetische Betrachtung der "literarischen Niederungen" weitgehend abgelöst und ist heutzutage, in Varianten, die durchaus zu diametral entgegengesetzten Ergebnissen kommen, explizit oder implizit der gemeinsame methodische Nenner aller wissenschaftlicher Beschäftigung mit Trivial-, bzw. Unterhaltunsliteratur, weshalb Bürger sich bei ihrem Resümee fast ausschließlich auf seine Ausprägungen beschränken kann. Dem traditionellen Zwei-Klassen-Schema am nächsten stehen noch Arbeiten, wie diejenigen von Beaujean und Thalmann:

> "Der Roman als diejenige literarische Gattung, in die am meisten Welt eingehen kann, dient dem Bürgertum als "Instrument" der Selbstverständigung. Für Beaujean bedeutet die allmähliche Erweiterung des Lesepublikums zugleich einen Substanzverlust für die literarische Produktion: 'Möglich wird also der Trivialroman durch die Entstehung eines neuen literarischen Publikums; notwendig wird er, weil dieses neue Publikum die letzte Stufe der 'Verinnerung' nicht mehr mitvollziehen kann, sondern auf der seine Existenz bedingenden Stufe des 'natürlichen Bewußtseins' stehen bleibt. Dadurch trennt sich die weitere Entwicklung der Dichtung und Philosophie von den Erfahrungsmöglichkeiten des breiten Publikums ab, das seinerseits von nun an seine literarischen Bedürfnisse durch eine ihm gemäße Produktion befriedigt.'"20)
> "Noch deutlicher ... äußert sich Thalmann in einer späten Arbeit, wo sie Trivialliteratur als Litera-

> tur für 'den Schmalspurbürger' bezeichnet, als 'Konfektionsware aus Tugend und Prüderie, die mit einer gewissen Verbürgerlichung des Weltbilds unter den geistig Minderbemittelten für immer ihren Absatz hat.'"21)

An die Stelle der Charakterisierung als unliterarisch, nichtdichterisch etc. ist die Erklärung durch das primitivere Lesebedürfnis getreten, das bloß natürliche Bewußtsein im Gegensatz zum gebildeten, kunstverständigen Bewußtsein, und es verlangt die ihm adäquate Befriedigung. Was damit über die Mittel dieser Befriedigung ausgesagt wird, die Unterhaltungsliteratur, ist ebenso wenig wie die negative Kennzeichnung als ästhetisch minderwertig. Nicht daß sie un- oder antidemokratisch sei, daß sie eine "elitäre Kulturkonzeption" vertrete, kann Gegenstand unserer Kritik sein[22)], sondern der Umstand, daß Theorien dieser Art ihren Untersuchungsgegenstand verfehlen, sei es, daß sie ihn einfach für ästhetisch minderwertig und daher von vornherein für wissenschaftlich unergiebig halten, oder aber - die wirkungsgeschichtliche oder rezeptionsanalytische Variante - gar nicht mehr ihn selbst, sondern seine Funktion für etwas anderes, für das primitive Leseinteresse, untersuchen. Eine solche Untersuchung setzt aber voraus, daß der Gegenstand, der für etwas anderes, eben ein bestimmtes Leseinteresse funktional sein soll, bereits in seinem Wesen erkannt ist. Die Einsicht, daß ein bestimmtes Publikum Hauptkonsument solcher Literatur ist und welche möglichen Interessen, Sehnsüchte und ähnliches durch sie befriedigt werden, sagt noch nichts Wesentliches über diese Literatur selbst aus. An die Stelle der bloß negativen Bestimmung der Unterhaltungsliteratur als Nicht-Kunst ist ihre Aufgabe als Untersuchungsgegen-

stand getreten: das Leseinteresse soll erbringen, was Unterhaltungsliteratur sei.

Kreuzers Alternative zum Zweischichtenschema, die es als solches unangetastet bestehen läßt, bietet lediglich eine Scheinlösung des Problems:

> "Dementsprechend funktionieren wir den Begriff um: aus einem unmittelbar ästhetischen zu einem unmittelbar historischen - und definieren Trivialliteratur als Bezeichnung des Literaturkomplexes, den die dominierenden Geschmacksträger einer Zeitgenossenschaft ästhetisch diskriminieren."23)

Diese Historisierung des Begriffs Trivialliteratur hat bei Kreuzer zur Voraussetzung, daß "jede feste Grenzziehung zwischen Gut und Schlecht, Literatur und Trivialliteratur theoretisch willkürlich erscheint"[24]. Er bemerkt jedoch nicht, daß er dem Problem der Grenzziehung - auch nach seiner "Umfunktionierung" - nicht entkommt, daß er es nur auf eine andere Ebene verschoben hat: will er nicht bloß registrieren, was in verschiedenen literarischen Epochen als Trivialliteratur angesehen wurde, was als Literatur minderer Qualität galt[25], dann muß er sich nach seinem Konzept nicht nur mit einem, sondern sogar mit mehreren, den historisch verschiedenen Begriffen von Trivialliteratur herumschlagen, d. h. er muß darauf reflektieren, was denn das tatsächlich Triviale an diesem oder jenem literarischen Produkt sei, also gerade jene Überlegung anstellen, die er als dem Gegenstand nicht angemessen für überflüssig erklärt hatte.

Eine "Weiterentwicklung" dagegen des Ausweichens vor der Bestimmung, was Unterhaltungsliteratur denn nun eigentlich sei, ist die zweite - und heute sogar populärere, weil pädagogisch-demokratischen Interessen entgegenkommende - Hauptrichtung in wissenschaftlichem Umgang mit Unterhaltungsliteratur, die schon Greiner mit

jenem demonstrativen Fortschrittsbewußtsein gegenüber der rein ästhetischen Betrachtungsweise formuliert hatte:

> "Man hat sie (die Trivialliteratur, K. U.) bisher vor allem unter dem Aspekt des minderen Werts betrachtet, eben als bloße Unterhaltungsliteratur gegenüber jener anderen, die 'höhere Werte', gültige Normen, echte Kunst vermittelt; insofern hat man sie auch als abgesunkene Literatur, als Stoff- und Motivreservoir und als kultur- und zeitgeschichtliches Quellenmaterial beachtet und ausgeschöpft. Die Feststellung ihrer geringeren literarischen Qualität ist selber eine Banalität. Es kommt nicht darauf an zu betonen, daß sie weniger ist als die normgebende und normschaffende Dichtung, sondern daß sie überhaupt etwas ganz anderes (Hervorhebung bei Greiner) sei. Fragen wir nun: wie sieht sie aus?"26)

Daß er die Antwort, was an ihr denn nun so ganz anders sei, schuldig bleibt, ja fast bleiben muß, deutet sich schon in der Frage an, mit der obiges Zitat schließt. Ihr entsprechend versucht er nicht, einen Begriff der Unterhaltungs- oder Trivialliteratur zu entwickeln, sondern er führt "'Fälle' vor, gewissermaßen Romanpatienten, an denen das Triviale gezeigt werden soll". Denn:

> "Das Triviale kann immer nur unmittelbar in seinen Auswirkungen nachgewiesen werden, so wie eine Krankheit (!) am Kranken."27)

An seinen fünf Fällen - allesamt aus der Zeit um 1800 - kann Greiner eine ganze Reihe interessanter Einzelmerkmale ausmachen, aber sie bringen ihn dem Wesentlichen der Unterhaltungsliteratur nicht viel näher, im Gegenteil: an Punkten, wo es darum ginge zu erklären, worin das Triviale dieser oder jener Romansituation besteht, wird Greiners Argumentation tautologisch und verfällt dabei sogar in jene Konfrontation mit der hohen Dichtung, die er selbst als banal qualifiziert hatte. So kommt er

bei der Betrachtung von Vulpius' "Rinaldo Rinaldini" zu folgendem Schluß:

> "In Wahrheit ist dieser Roman überhaupt keine Komposition, keine Zusammensetzung von Einzelelementen zu einem künstlerischen Sinngefüge, sondern eine Kumulation, die Anhäufung und Wiederholung wirkungsvoller Effekte, die kaleidoskopartig immer wieder durcheinandergewirbelt werden. Ein solcher Wirkungskomplex, zweifellos der stärkste, ist der erotische: Rinaldini als Frauenliebling und Herzensbrecher. Insofern ist Rinaldo die triviale Kopie des Don Juan."28)

Don Juan, als zentrale Figur zahlreicher Werke der Weltliteratur mit dem Nimbus des fraglos künstlerisch Vollendeten ausgestattet, wird wie selbstverständlich zu einem Maßstab, an dem Rinaldo scheitert. Die Differenz zwischen beiden wird nicht erklärt, sondern tautologisch mit "trivialer Kopie" angegeben. Das "ganz andere" der Unterhaltungsliteratur bleibt auf der Strecke.

Langenbucher knüpft unmittelbar an Greiner an, indem er dessen Einsicht, Unterhaltungsliteratur sei nicht weniger als die normschaffende Dichtung, sondern überhaupt etwas ganz anderes, "für die Beschäftigung mit der populären Literatur eine befreiende Wirkung"[29] zuspricht.

> "Zwar wußten das auch schon Montaigne und etwa Schiller, aber die jahrhundertelange Auseinandersetzung mit den Produkten der Massenkultur wurde immer durch bestimmte Ansichten von der Funktion der Kunst verdunkelt. Die meist auf außerästhetische religiöse oder ethische Werte bezogenen Ansichten wechselten zwar, verstellten aber allesamt den Blick für jene Phänomene, die äußerlich der Kunst zwar ähnlich scheinen, aber in Wirklichkeit schon immer etwas ganz anderes waren."

Und nach diesem historischen Legitimationsversuch[30] konkretisiert Langenbucher Greiners "etwas ganz anderes":

> "Geht es in einem Fall primär um ästhetische Weltgestaltung, so im anderen um die Erfüllung sozialer Bedürfnisse."31)

Immerhin ist ihm selbst diese durchsichtige Scheinalternative so suspekt, daß er sie bereits im nächsten Satz als vielleicht gar nicht existent hinstellt:

> "Möglich bleibt bei diesen Zusammenhängen auch, daß die grundlegenden Annahmen in den Funktionsbestimmungen der "echten" Literatur einfach falsch sind. Wahrscheinlich regieren auch das Erleben der künstlerischen Werke im allgemeinen ganz andere Prinzipien, als uns die üblichen Wesensbestimmungen der Kunst zu suggerieren suchen." 32)

Möglich ... einfach (!) falsch ... wahrscheinlich ... im allgemeinen: vager, d. h. im Grunde keine Aussage festhaltend, läßt sich eine Position - die dadurch schon gar keine mehr ist - nicht formulieren. Das Schwerwiegende an dieser Rücknahme der vorhergehenden Gegenüberstellung ist jedoch gar nicht ihre Vagheit, sondern ihre Falschheit.[33] Daß Kunstwerke vielfach nicht adäquat rezipiert werden, ist nichts Neues, doch wird dadurch die Wesensbestimmung von Kunst überhaupt nicht tangiert. Was Kunst ist und wozu sie benutzt wird, das fällt nicht unbedingt zusammen, kann aber auch nicht gegeneinander ausgespielt werden, wie Langenbucher es hier tut. Das gilt ebenso schon für seine erste Gegenüberstellung von ästhetischer Weltgestaltung und sozialen Bedürfnissen. Wer wollte bestreiten, daß ästhetische Produkte (auch) soziale Bedürfnisse erfüllen?

Mit einer anderen Begründung verficht auch M. Dahrendorf die grundsätzlich Kritik des "Zweischichtenschemas der literarischen Wertung". Seine Forderung nach

"einer von der Literaturwisschenschaft emanzipierten Didaktik"[34] begründet er damit, daß sich auch in der Literaturerziehung jene Zweiteilung der traditionellen Literaturwissenschaft mit unreflektierter Selbstverständlichkeit durchgesetzt habe:

> "Als Ergebnis stellen wir heraus, daß die bildungsidealistisch-orientierte Literaturwissenschaft zum einen das Kriterium literaturästhetischer Selbstgenügsamkeit postuliert, das so nicht haltbar ist, zum anderen ihm bewußt das Kriterium der Minderwertigkeit gegenüberstellt, das die entsprechende Literatur disqualifiziert und die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr zum außenseiterischen Hobby macht."35)

Dieser Disqualifikation aus literaturästhetischen Gründen tritt Dahrendorf mit einer doppelten Argumentation entgegen. Zum einen sieht er, als negativen Bezug auf Unterhaltungsliteratur, in dem "bereits vielfach praktizierten Verfahren (der Literaturdidaktik, K. U.), Triviales wie Schlager, Comics und Heftromane zu Kontrastzwecken und zum Zwecke der Abwertung und damit der Aufwertung des 'Guten' anzubieten", lediglich eine "Bestätigung bestehender Herrschaftsinteressen"[36]. Dort, wo in den vergangenen Jahren Texte der Trivialliteratur schon in Stoffpläne für Schulen aufgenommen worden seien, habe ein lediglich negatives Interesse den Ausschlag gegeben: als Beispiele für schlechte Literatur sollten sie der eigentlich zu behandelnden Dichtung gegenübergestellt werden, um deren Qualitäten um so deutlicher herauszustreichen.

> "Zum anderen übersieht es (das Kontrastschema, K. U.) die grundsätzliche Berechtigung der Trivialliteratur, deren mindere Qualität das eine, deren zu erhellende eigenartige Funktion ein anderes ist." 37)
> "Die Herausforderung liegt in der konservativen Grundhaltung und in den ideologischen Implikationen der Trivialliteratur, die das Ergebnis ihrer leserbe-

zogenen Machtkonformität und insofern von unübersehbarer politischer Tragweite sind." 38)

Erwartet man nach der schon vorher gegebenen Bestimmung der Trivialliteratur, Dahrendorf werde seine Argumentation mit einem Plädoyer für eine kritische Auseinandersetzung mit der solcherart qualifizierten Trivialliteratur fortführen, so wird man von seiner demokratischen [39] Variante einer Literaturdidaktik überrascht:

> "Darum darf man die 'Herausforderung', von der unser Thema spricht, nicht so mißverstehen, als gelte es, dieser Literatur - wie es oft so schön heißt - den 'Garaus' zu erklären oder die Kinder durch Vermittlung von Einsichten in ihre Minderwertigkeit über sie 'hinauszuführen'. Fanatischer Eifer (!) zahlt sich hier nicht aus, verrät totalitäres Denken und offenbart ein unterentwickeltes Bewußtsein von der Überbaufunktion der Literatur im Verhältnis zur Gesellschaft. Denn schließlich verbringen die Menschen ihre Freizeit so, wie Sozialisation es ihnen nahelegt. Die Bedürfnisse, die mit ihr befriedigt werden, sind keine willkürlich gewählten; nur ein unpolitischer Kopf kann sie als Intransingenz interpretieren."40)

Und nachdem er Freud zum Zeugen für die gesellschaftliche Notwendigkeit "sanfter Narkotika" aufgerufen hat[41], formuliert er Ausgangspunkt und Aufgabenstellung der von ihm propagierten Didaktik:

> "Wir möchten aber im folgenden von der grundsätzlichen Berechtigung narkotisierender Träume ausgehen, da wir uns keine - noch so reformierte - Gesellschaft vorzustellen vermögen, in der alles Träumen sich erübrigt, weil alle Konflikte und Widersprüche ein für allemal gelöst sind ... Der'didaktische' Konflikt besteht in der Spannung zwischen einer Anerkennung des Rechts auf Erholung, eines Wandels in den 'Niederungen der Trivialität' und der unabdingbaren Aufgabe einer Erziehung zur Kritik und Distanz."42)

Nach Dahrendorfs eigener Charakterisierung der Trivialliteratur[42a] ist diese Spannung jedoch gar nicht aufrechtzuerhalten, sondern muß notwendig in eine Kritik

münden, die derartige Literatur auch bzw. gerade als Freizeitgeschäftigung diskreditiert. Dahrendorf scheint in seiner vordergründig demokratischen Intention nicht zu bemerken, daß er das von ihm selbst als fragwürdig und unhaltbar qualifizierte Zweischichtenschema bestätigt, indem er es sozialpsychologisch legitimiert. Statt die "Doppelwährung" mit ihrer für die Unterhaltungsliteratur diffamierenden Wirkung aufzuheben, bestätigt er sie - allerdings mit Argumenten, die objektiv die Verachtung der Trivialliteratur auf ihre Rezipienten ausdehnen, auch wenn sie vom Autor progressiv im Sinne humaner und demokratischer Zielsetzungen gemeint sind. Bürger weist daher zurecht auf die enge Verwandtschaft zwischen den Konzeptionen von Beaujean oder Thalmann und Dahrendorfs sich scheinbar soweit von diesen entfernendem "Neuansatz" hin und kann auch schlüssig zeigen, wie nahe letzterer einem kulturpolitischen Konservativismus steht, der gleichwertige (!) Kunst für verschiedene Geschmacksrichtungen[43)] fordert und im selben Atemzug für unwahrscheinlich erklärt, daß "die Leser der Banalitäten (!) etwa unbefriedigter wären als die echter Kunst"[44)].

Doch selbst Bürger, die Dahrendorfs Position richtig kritisiert, verfällt dessen sowohl in sich selbst als auch in seinem Bezug auf die traditionelle Literaturwissenschaft falschen Demokratieanspruch, wenn sie einen solchen bei Bausinger, Kreuzer und Dahrendorf zu retten versucht,

> "insofern es den Autoren darum geht, die literarischen Gegenstände, mit denen sich die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung befaßt, ernstzunehmen und sie nicht von vornherein einem Maßstab zu unterwerfen, der diesen Gegenständen notwendig äußerlich bleiben muß."45)

Worin dieses Ernstnehmen bestehen soll, führt Bürger nicht näher aus; im Gegenteil, indirekt muß sie bereits im nächsten Satz zugeben, daß sie sich in dem abstrakten Zugeständnis erschöpft, Massenliteratur dürfe nicht von vornherein als minderwertig disqualifiziert werden, weil man damit ihren Lesern die demokratische Toleranz verweigere. Den Widerspruch dieser pseudodemokratischen Position offenbar spürend, versucht sie ihn in das bloß additive Einerseits-Andererseits von Aspekten aufzulösen:

> "Aber damit, (mit der Anerkennung der Funktion literarischer Gegenstände, mit denen sich die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung befaßt, K. U.) ist nur eine Seite des Problems erfaßt, denn in der Tat stellt sich ja nun die Frage, ob man auf eine Wertung schlechthin verzichten müsse."46)

Obwohl sie sich bei dieser Betonung des Wertungsaspekts ausdrücklich auf Überlegungen von Adorno beruft, bemerkt sie nicht, daß dieser auf eine fundamentale Kritik jener funktionalen Betrachtung der "Massenkultur"[47] zielt, also auch ihre eigene Trennung von demokratischem Anspruch und Wertung ad absurdum führt. Für Adorno besteht das Ernstnehmen der Produkte, die er der Kulturindustrie zuordnet, gerade in ihrer rücksichtslosen, das heißt auch ihre Kommunikationsfunktion zunächst außer acht lassenden Kritik:

> "Um ihrer sozialen Rolle willen, werden lästige Fragen nach ihrer (der Kulturindustrie, K. U.) Qualität, nach Wahrheit oder Unwahrheit, nach dem ästhetischen Rang des Übermittelten unterdrückt oder wenigstens aus der sogenannten Kommunikationssoziologie ausgeschieden ... Die Vermengung des Ästhetischen und seines kommunikativen Abhubs führt nicht die Kunst als ein Gesellschaftliches auf ihr rechtes Maß gegenüber vorgeblichem Artistenhochmut zurück, sondern dient vielfach der Verteidigung eines in seiner gesellschaftlichen Wirkung Funesten."48)

Und dann folgt jener Satz, den Bürger - ob wohlweislich oder tatsächlich ohne zu bemerken, daß er ihre Berufung auf Adorno als Mißverständnis erweist - in ihrer Zitierung weggelassen hat:

> "Die Wichtigkeit der Kulturindustrie im seelischen Haushalt der Massen dispensiert nicht, und am letzten eine pragmatisch sich dünkende Wissenschaft davon, über ihre objektive Legitimation, ihr Ansich (!) nachzudenken, vielmehr nötigt sie eben dazu."49)

Nur wenn man diese Betonung des Ansich gegenüber der Funktion mitgelesen hat, dann gewinnt auch der Schlußsatz, den Bürger wieder für sich reklamieren zu können meint, die ihm von Adorno zugedachte Bedeutung:

> "So ernst sie nehmen, wie es ihrer fraglosen Rolle entspricht, heißt, sie kritisch ernstnehmen, nicht vor ihrem Monopol sich ducken."50)

Die Kulturindustrie und d. h. auch eine ihrer Sparten, die Unterhaltungs- und Trivialliteratur ernstzunehmen, bedeutet für Adorno offenbar das genaue Gegenteil von dem, was Bürger damit meint: gerade nicht die Reflexion auf die unbestreitbare Funktion dieser Kulturphänomene für "die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung", sondern die unvoreingenommene Untersuchung "ihres eigenen Ranges", "ihrer Qualität", "ihres ästhetischen (!) Ranges"[51]. Solche Kriterien hatte Bürger einen "Maßstab" genannt, "der diesen Gegenständen notwendig äußerlich bleiben muß"[52]. Für Adorno dagegen gibt es auch in der Kulturindustrie kein Nebeneinander von ästhetischer und gesellschaftlicher Wahrheit; letztere muß als ästhetische sich realisieren, wenn sie in Formen auftritt, die objektiv künstlerischen Charakter haben. Auch Bürger zitiert, trotz ihres Urteils über die Äußerlichkeit ästhetischer Kriterien,

Adorno's Forderung, "Fragen nach dem ästhetischen Rang nicht auszuscheiden" Offenbar ist ihr die Beziehung von Ästhetischem und Gesellschaftlichem selbst nicht recht klar, und so löst sie den Widerspruch zwischen ihrer eigenen Aussage und dem Adorno-Zitat in ein vulgärwissenschaftliches "Nicht-nur-sondern-auch" von Aspekten auf:

> "Eine kritische Literaturwissenschaft wird gegenüber solchen Positionen erneut den Mut zu einer Wertung ihrer Gegenstände aufbringen müssen, diese über nun nicht mehr ausschließlich am Kriterium der ästhetischen Stimmigkeit des Gebildes festmachen, sondern zu erfassen suchen, inwieweit die Gebilde den Zeitgenossen und den Späteren als Instrumente einer spezifischen Wirklichkeitserfassung zu dienen vermögen."53)

Einmal davon abgesehen, daß die Reduktion des Ästhetischen auf sprachlich-formale Stimmigkeit dafür verantwortlich ist, daß Bürger meint, ihm noch ein weiteres Wertungskriterium an die Seite stellen zu müssen, bleibt unklar, worin denn die Spezifik der Wirklichkeitserfassung bestehen soll, um die es hier geht.[53a)]
Methodologischer Gewährsmann bei ihrem Herangehen an das Problem der literarischen Wertung ist Mukarovsky, in dessen Ästhetik sie "eine ausgeführte Theorie der literarischen Wertung" entdeckt zu haben glaubt, "von der aus vor allem auch sich Kriterien für eine Beurteilung von Unterhaltungsliteratur gewinnen lassen"[54)]. Vor allem Mukarovskys Definition des ästhetischen Werts hat es Bürger angetan, weil sie sich in eine philosophische Konzeption einfüge,

> "deren methodologische Voraussetzung darin besteht, daß an die Stelle des statischen Begriffs des Schönen der dynamische der Funktion tritt und an die Stelle von Naturphänomenen als Material menschliche Handlungen."55)

Erst wenn eine Beziehung zwischen der Entwicklung der "literarischen Reihe" und der Bewegung des gesellschaftlichen Lebens hergestellt werde, d. h. wenn "das Kunstwerk verstanden werde als Moment gesellschaftlichen Handelns", als Kommunikationsobjekt, dann könne der ästhetische Wert sachgemäß ermittelt werden, nämlich "als ein zugleich dynamisches, d. h. historisch-gesellschaftlich bedingtes und objektives Kriterium".

> "Den Maßstab für die Wertung literarischer Werke setzt demnach die Frage: Greift das Werk in das Wirklichkeitsverständnis der gesellschaftlich handelnden Individuen ein?"56)

Mit diesen positiven Aussagen darüber, auf welche Fragestellung "eine über die ästhetische Wertung hinausgehende ideologiekritische Analyse der Unterhaltungsliteratur"[57] zu antworten hätte, gibt Bürger klar zu erkennen, daß sie - trotz ihrer Berufung auf Adorno und gegen dessen Beharren auf dem ästhetischen Ansich auch der Produkte der Kulturindustrie - an der Unterhaltungsliteratur als ästhetischem Phänomen im Grunde nicht interessiert ist.
tion ist, d. h. ihr Bezug auf die jeweilige historisch soziale Realität, aufs Außerästhetische -

> "Wenn Mukarovsky den Wert des Kunstwerks bemißt nach der Menge der außerästhetischen Werte, die es an sich zu binden vermag, so läßt sich bereits von hier aus ein Kriterium für die Beurteilung von Trivialliteratur gewinnen." 58)

Wem das Wesentliche ihre Wirkung oder ihre Funktion ist, d. h. ihr Bezug auf die jeweilige historisch soziale Realität, aufs Außerästhetische, der hat das, was sie nach ihrer Form als dargestellte Wirklichkeit zunächst einmal zu sein beansprucht und - wie gut oder wie schlecht auch immer, die Untersuchung soll dies ja gerade klären - auch ist, nämlich Literatur, was also der Ausgangspunkt ihrer wissenschaftlichen Untersuchung zu sein hätte, vor jeder Untersuchung als das den Gegenstand nicht wesentlich Bestimmende abgetan. Es ist die

strukturalistisch vorgetragene Neuauflage der alten Greinerschen "Lösung" des Problems, das die Unterhaltungsliteratur für die Literatur darstellt: sie sei "überhaupt etwas ganz anderes". [59]

Gegen eine solche Scheinlösung ist daran festzuhalten, daß der Gegenstand Unterhaltungsliteratur ist und dadurch eben nicht etwas grundsätzlich anderes als die sogenannte hohe Literatur. Seine Wertung muß notwendig eine ästhetische sein und wird ihm erst dadurch äußerlich, daß der Untersuchende ihn lediglich als ein Kommunikationsobjekt unter anderen betrachtet. Und diese Scheinlösung verliert ihren Scheincharakter auch dadurch nicht, daß Bürger "das ganz andere" nicht mehr im Gegensatz zur Dichtung bestimmen will, sondern das Wesentliche an Literatur überhaupt darin sieht, nämlich, wie eben schon zitiert, in "der Menge der außerästhetischen Werte, die (sie, K. U.) an sich zu binden vermag "[60] und der daraus abgeleiteten Fähigkeit, auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft einzuwirken.

Im Gegenteil: indem sie die Grundlage von Greiners Dichotomievariante, Unterhaltungsliteratur sei wesentlich durch ihre Kommunikationsfunktion bestimmt, auf den Umgang mit jeglicher Literatur ausdehnt, verallgemeinert sie seinen theoretischen Fehlschluß über einen speziellen Literaturbereich zum Untersuchungs- und Wertungskriterium der Literaturwissenschaft. Doch auch Bürgers funktionalistische Verfehlung des Ästhetischen mündet notwendig in eine Dichotomie, nämlich die alte,unausweichliche von guter und schlechter Literatur, jetzt allerdings orientiert an Kriterien, die dem ästhetischen Charakter der zur Untersuchung anstehenden Gegenstände tatsächlich äußerlich sind. Sie selbst spricht diese Unterscheidung offen aus, wenn sie, sich

an Jauss anlehnend, die Wirkung der "Madame Bovary" mit derjenigen konfrontiert, die sie der Trivialliteratur zuschreibt:

> "In dem ästhetischen Unverständnis des Staatsanwalts kommt 'die ungeahnte Wirkung einer neuen Kunstform zur Sprache, die den Leser der Madame Bovary durch eine neue manière de voir les choses aus der Selbstverständlichkeit seines moralischen Urteils herauszustoßen vermochte und eine vorentschiedene Frage der öffentlichen Moral wieder zu einem offenen Problem machte'. In dem nun die Trivialliteratur diese Spannung einebnet, lädt sie ein zur Identifikation mit der bestehenden gesellschaftlichen Wirklichkeit und deren Normen, nicht aber zur Veränderung; sie will den Erwartungshorizont ... der Leser nicht sprengen oder erweitern, sondern bestätigen."61)

Angesichts dieser zusammenfassenden Einschätzung der Trivial- bzw. Unterhaltungsliteratur ist es dann nur konsequent, daß Bürger ihre Sympathie für Autoren wie Bausinger, Kreuzer und Dahrendorf und den von ihnen intendierten "demokratischen Literaturbegriff" letztendlich zurücknimmt und ihre Überlegungen zur Dichotomie von hoher und niederer Literatur mit einer nochmaligen Berufung auf Adorno resümiert:

> "Wer die Dichotomie von hoher und niederer Literatur auf dem Wege einer wissenschaftlichen Methode aufheben will, zeigt, daß seine Theorie der Trivialliteratur das Problem des Zusammenhangs von Trivialliteratur und gesellschaftlicher Realität nicht reflektiert. Für eine solche abstrakt demokratische Position gilt: 'Durch die Anpassung an die Schwäche der Unterdrückten bestätigt man in solcher Schwäche die Voraussetzung der Herrschaft'."62)

Was ihr jedoch bis zu diesem Schluß zu entgehen scheint, ist der fundamentale Unterschied zwischen ihrer und Adornos Reflexion auf "das Problem des Zusammenhangs von Trivialliteratur und gesellschaftlicher Realität". Während Bürger diesen Zusammenhang

in der Wirkung, in der kommunikativen Funktion von Kunstwerken aufgehen läßt, das Kunstwerk - mit Mukarovsky - als "dynamische Ganzheit aller Beziehungen der außerästhetischen Werte untereinander"[63] faßt und die (bloß) formal-ästhetischen Aspekte unvermittelt neben den eigentlich (?) ästhetischen Wert stellt, beharrt Adorno - was Bürger teilweise ja sogar zitiert - auf dem ästhetischen Ansich des Kunstwerks, grenzt sich vehement von der "Vermengung des Ästhetischen und seines kommunikativen Abhubs" ab, bzw. wendet sich gegen die Reduktion der Kulturindustrie und ihrer Produkte als bloße Gegenstände der Kommunikationssoziologie.[64]

3) Das Beharren auf dem Literarischen jeglicher Literatur

Gerade Adorno ist es gewesen, der, lange ehe die Kunstsoziologie mit ihren Fragestellungen auch unter Literaturwissenschaftlern anerkannt und nicht mehr nur als lästige und zudem sachinkompetente Konkurrenz angesehen wurde, das Problem der Gesellschaftlichkeit künstlerischer Gegenstände zum zentralen Thema seiner ästhetischen Reflexion gemacht hat. Was er bereits 1956 zusammen mit Horkheimer als kritische Darstellung der damals noch sehr wenig entwickelten Kunstsoziologie, nämlich rein im Sinne der empirischen Sozialforschung, veröffentlicht hat, liest sich heute, gerade weil es Reflexionen zum Stichwort Kunst- und Musiksoziologie sind, im anhaltenden Hoch der Rezeptions- und Wirkungsästhetik wie eine vorweggenommene Kritik derselben:

> "Kritische Gedanken über den herrschenden Geist und Erkenntnis realer gesellschaftlicher Zusammenhänge durchdringen sich gegenseitig. Was man mit einem nicht eben vertrauenerweckenden Wort 'Kultursoziologie' nennt, erschöpft sich denn auch nicht in den gesellschaftlichen Wirkungszusammenhängen der Kunstwerke, sondern geht vor allem auch auf ihren gesell-

> schaftlichen Sinn, nicht zuletzt den der Waren, die heute weithin die autonomen Kunstwerke ersetzen. Sie hätte die Kunst als Medium der bewußtlosen Geschichtsschreibung der Gesellschaft zu entziffern."65)

Und die Autoren machen noch deutlicher, warum sie das bloße Registrieren von Wirkungsbeziehungen den Gegenstand der Kunstsoziologie verfehlen sehen:

> "Lange hat man gerade die Kunstsoziologie einigermaßen primitiv betrieben und sich darauf beschränkt, etwa die Herkunft der einzelnen Künstler, ihre politischen und sozialen Anschauungen, oder allenfalls den Stoffgehalt ihrer Werke zu analysieren ... Es verfehlt das Wesentliche der Kunstwerke, das, was sie zu Kunstwerken macht, ihre Gestaltung, die Spannung zwischen Stoff und Form."66)

Adorno selbst hat an anderer Stelle resümiert, wohin diese Verfahrensweise der sogenannten Bindestrichsoziologien führt:

> "zur Verwechslung des methodisch Veranstalteten mit der Sache selbst, zur Verdinglichung ... Vielleicht ist es ein wissenschaftstheoretisches Ergebnis der musiksoziologischen Reflexionen, die ich angestellt habe, daß dies Verfahren, das sich für wissenschaftlich gesichert hält, den eigenen Gegenstand versäumt."67)

Hier könnte ein Literaturwissenschaftler einwenden, Adorno befasse sich eben mit einem methodologischen Problem speziell des soziologischen Umgangs mit künstlerischen Phänomenen; dieser Literaturwissenschaftler verfehlte damit aber gerade den Kern der vordergründig nur gegen die positivistische Musiksoziologie gerichteten, im Grunde jedoch auf das ganze System der gegeneinander verselbständigten Einzelwissenschaften zielenden Kritik. Sie meint eben gerade auch eine Literaturwissenschaft, die ihre Gegenstände aus ihrer inneren, d. h. ästhetischen Vermitteltheit löst, und sie statt dessen in ein nur äußerliches Wirkungs- oder Rezeptionsverhältnis zur jeweiligen Gesellschaft oder zum jeweiligen Rezipienten stellt. Und sie wäre ganz besonders zu beziehen auf den

wissenschaftlichen Umgang mit Literatur, der diese auf alle literarischen Gegenstände zutreffende Vermitteltheit zum Kriterium der Unterscheidung zwischen Dichtung und Trivialliteratur macht und damit die diffamierende Distanzierung dieser von jener abschaffen zu können glaubt:

> "Geht es in einem Fall primär um ästhetische Weltgestaltung, so im anderen um die Erfüllung sozialer Bedürfnisse."68)

Gegenüber einer derart simplifizierenden "Einrichtung" des Problems Trivialliteratur - das Schema des Einerseits-Andererseits macht zu wesentlichen Charakteristika zweier angeblich grundsätzlich zu unterscheidender Sparten von Literatur, was gerade als innerer Zusammenhang jeglicher Literatur zu untersuchen wäre - aber auch gegen die Vereinheitlichung von Kommunikationsobjekten machen wir für unsere Untersuchung in entsprechender Übertragung auf die Literatur Gustav Frenssens eine Einsicht geltend, die im folgenden für das Phänomen Musik formuliert ist:

> "Ästhetische und soziologische Fragen der Musik sind unauflöslich, konstitutiv miteinander verflochten ... Ästhetischer Rang und gesellschaftlicher Wahrheitsgehalt der Gebilde selbst haben wesentlich miteinander zu tun, wie wenig auch beides unmittelbar identisch ist."69)

Gerade für literarische Produkte, deren gesellschaftliche Wirkung, d. h. - wie in unserem Fall - deren massenhafte Rezeption, die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen herausfordert, ist von diesem konstitutiven Zusammenhang <u>in</u> Kunstgebilden jeglicher Qualität auszugehen, um eine Reduktion auf ihre soziale Wirkung einerseits, die Beschäftigung mit ihnen selbst als inhaltlichen und formalen Klischees andererseits, an die jede detailliertere Untersuchung verschwendet sei, zu vermeiden.

Dabei enthalten wir uns jeglicher methodologischen Vorgabe über das hinaus, was wir aus den immanenten Widersprüchen bisheriger Theorien über Unterhaltungsliteratur als unaufgebbar für den wissenschaftlichen Umgang mit dieser erschließen konnten: der Versuch, vor der Analyse des literarischen Werks Gustav Frenssens eine Methode für diese Analyse angeben zu wollen, machte sich der Zirkelhaftigkeit schuldig, behauptete er doch, schon das Wissen über den Gegenstand zu besitzen, das die Analyse erst erbringen soll. Was sich einzig noch als "methodisches" Apriori formulieren läßt, ist die allgemeine Verpflichtung, am Prinzip der Wissenschaftlichkeit auch Gegenständen gegenüber festzuhalten, die die Einhaltung solcher Prinzipien nicht zu rechtfertigen scheinen. Adorno hat sie gelegentlich seiner Beschäftigung mit "leichter Musik" gegenüber deren leichtfertig oberflächlichem Abtun als Objekt wissenschaftlicher Bemühung betont:

> "Doch ist trotz aller Kalkulation (von Schlagern als Verkaufserfolgen, K. U.) dem undifferenzierten Material gegenüber nicht undifferenziert zu denken."70)

Es geht uns um die "gesellschaftliche Dechiffrierung"[71] literarischer Phänomene, über die sich bereits nach dem unmittelbaren Leseeindruck mit einiger Sicherheit sagen läßt, daß sie "nach dem Grundhabitus der Kulturindustrie, der Affirmation des Lebens"[72] verfahren. Mit diesem vorläufigen Urteil werden sie für uns jedoch nicht zu "überhaupt etwas ganz anderen"[73] als die sogenannte normgebende oder normschaffende Dichtung; vielmehr ist dieser ihr Habitus an ihnen selbst zu erweisen wie der jeweilige Charakter jedes anderen Kunstprodukts, was in unserem Falle vor allem heißt: nicht einfach in negativer Absetzung gegenüber kanonisierter hoher Literatur der gleichen Epoche. Die ästhetische und damit auch die

gesellschaftliche Wahrheit oder Unwahrheit der Frenssenschen Literatur muß sich in den verschiedenen literarischen Verfahrensweisen aufdecken lassen, deren er sich zur Vermittlung seiner volkspädagogischen Ziele bedient.

I) WELTANSCHAULICHE VORBEREITUNG

1) Der Erfolgsschriftsteller Frenssen

Daß eine Untersuchung der literarischen Verfahrensweisen Gustav Frenssens lohnende Ergebnisse verspricht, drücken die Autoren, die ihn der Erwähnung überhaupt für Wert befunden haben, sogar noch in den wenigen Zeilen aus, mit denen sie ihn im Rahmen zum Beispiel größerer kulturgeschichtlicher Zusammenhänge als Randerscheinung üblicherweise abtun:

> "Wohl der erfolgreichste dieser Heimatkunstautoren war der Friese Gustav Frenssen, der sich aufgrund seiner weltweiten Wirkung zu einem Volkserzieher, ja Welterzieher berufen fühlte." 1)

Wir gehen davon aus, daß ein Autor, dem mit Recht das Prädikat eines außergewöhnlich Erfolgreichen zugesprochen wird, das Interesse gerade auch des Literaturwissenschaftlers erregen muß, inwieweit nämlich der literarische Erfolg eines solchen Autors nicht nur auf die Stoffe und Themen zurückzuführen ist, die er in seinen Arbeiten behandelt, oder etwa auf einzelne Meinungen und Sentenzen, die er seinen Personen in den Mund legt, sondern auch und vor allem sich den übergreifenden Bewußtseinsformen verdankt, in die solche Meinungen eingebettet sind und von denen die Protagonisten in ihrem Denken und Handeln bestimmt werden; schließlich und nicht zuletzt ist auf die diesen Formen entsprechenden literarischen Techniken und formalen Verfahrensweisen zu achten, die der Erfolgsautor als Produzent von Literatur verwendet. Schreibt er wie in unserem Fall vornehmlich Romane oder romanähnliche Werke und einige Theaterstücke, so benutzt er - wie gut oder wie schlecht auch immer - künstlerische Formen zur Vermittlung seiner Ideen, wendet sich nicht di-

rekt - etwa in Form von Traktaten, Essays, philosophisch-weltanschaulichen Abhandlungen - an sein Publikum, obwohl auch diese Formen in der von uns zu betrachtenden Epoche und gerade bei Frenssen und geistesverwandten Autoren, auf die er sich ausdrücklich als weltanschauliche Ahnherren oder Mitstreiter beruft, eine wesentliche Rolle spielen und in die Analyse der vorgeführten Bewußtseinsformen einzubeziehen sind. Den genuin literarischen Charakter aller dieser Bewußtseins- und Formelemente ernstzunehmen, muß der Ausgangspunkt der Untersuchung gerade auch von literarischen Produkten bzw. Produzenten sein, die wie im vorliegenden Fall übereinstimmend dem Bereich der mehr oder weniger gehobenen Unterhaltungsliteratur zugerechnet werden.
Erst recht jedoch gilt es diesen Ausgangspunkt bei literarischen Werken festzuhalten, bei denen das Etikett Unterhaltungsliteratur das Wesentliche verfehlt, weil sie offensichtlich dem völkischen Schrifttum zugehören und entsprechend mit einem von der pädagogischen Zielsetzung her sogar besonders ausgeprägten Anspruch auftreten, in die aktuellen Bewußtseinsverhältnisse ihrer Epoche einzugreifen. Gustav Frenssen ist ein solcher Fall, und das wird ihm von den Registratoren der literarischen Niederungen in den zu seiner Einordnung und Klassifizierung verwendeten Termini sogar bestätigt, ohne allerdings entsprechende Konsequenzen für den wissenschaftlichen Umgang mit seinen Produkten und denen anderer Ansiedler dieser literarischen Region zu zeitigen.

Über einen Autor etwa die urteilende Feststellung zu treffen, er sei "wohl der erfolgreichste dieser Heimatkunst(!)autoren", der sich nicht nur zum Volks-, sondern sogar zum "Welterzieher" berufen gefühlt habe, und ihn dann ohne weiteres dem Rassismus und der nationalsozialistischen Schollenideologie zuzuschlagen, verweigert den durchaus offenkundigen literarischen Ideologien

der Heimatkunst und speziell Frenssens jene sorgfältige Untersuchung, die nötig ist, um die in ihnen sich manifestierenden Bewußtseinsformen angemessen zu erfassen. Zwar trifft für viele Autoren der Heimatkunst zu, daß sie früher oder später im Laufe ihrer Entwicklung zu Propagandisten der völkischen Ideologie geworden sind und daß sie - teils bereits vor 1933, meist aber erst danach - Parteigänger des Nationalsozialismus waren. Diese spätere Einstellung jedoch einfach auf die jeweiligen literarischen Anfänge zu übertragen, bedeutet in den meisten Fällen, deren Anknüpfung an ein oft genug noch ganz "normales", eben noch nicht spezifisch völkisches Bewußtsein durch vorschnelle Identifizierung nicht auf den Begriff zu bringen, sondern eher zu verschütten und gerade die Entwicklung völkischen Bewußtseins aus seinen unauffälligen Vorformen und -stufen zu versäumen. Bleibt deren Besonderheit als die jeweilige Entwicklung auslösendes Bewußtseinselement unbeachtet, kommt es leicht zu zumindest oberflächlich aussagearmen, wenn nicht sogar zu über die Textintention sich hinwegsetzenden falschen Interpretationen.

> "Ebenso 'klar und schön', wie sich die Hingabe der Leiber vollzieht, wirkt die Vertrautheit dieser Menschen mit der Natur." 1a)

Diese vergleichende Zuordnung etwa der Naturvertrautheit zu der etwas ausführlicher behandelten Thematik des Sexuellen trifft den Sachverhalt in Frenssens "Hilligenlei", für den sie gelten soll, nur sehr bedingt. Beide Phänomene sind in dem Roman zwar tatsächlich aufeinander bezogen, von der Bedeutung für den Roman in seiner Ganzheit her jedoch so, daß die völkisch noch ganz unspektakuläre Naturthematik eines der strukturell bestimmenden Romanelemente ist, aus dem sich einzelne ideologische Motive entwickeln, so unter anderen auch das des Sexuellen

in der - bekannt völkischen und deshalb in der interpretierenden Aussage überbetonten - Bedeutung des Starken, Gesunden, Fruchtbar-Natürlichen. Stellt sich bei genauer Untersuchung des Romans also heraus, daß die beiden Phänomene nach ihrer Gewichtung genau im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen, so erweist sich entsprechend der Terminus "Vertrautheit mit der Natur" als gänzlich unzureichend, um die naturreligiöse Grundhaltung der Protagonisten in der ganzen Intensität und Tragweite zu charakterisieren, die schließlich - vermittelt über einige gedankliche und emotionale Zwischenschritte - zu den als solchen bereits hinlänglich bekannten völkischen Bewußtseinsformen führen, wie sie etwa als feste Bestandteile zur nationalsozialistischen Ideologie gehören. Solche den wahren "völkischen" Gehalt der frühen Frenssen-Romane nur sehr ungenau treffenden Urteile werden ebenso zu korrigieren sein wie die oben zitierte falsche und darüberhinaus falsch entschiedene Alternative von Heimatroman und Rassenroman. [1b)]

Nimmt eine derart verkürzende oder auch verfälschende Behandlung das völkische Schrifttum wenigstens noch bei dessen eigenem literarischen Anspruch, die Bewußtseinslage seiner Zeit zu bestimmen, so zeugt die in Sammelwerken und Literaturgeschichten verbreitete Praxis, Literatur dieser Art als bloßes Unterhaltungsschrifttum zu rubrizieren, dessen "einzige Legitimation darin besteht, bekannt und beliebt und vielgelesen zu sein" [2)], ihm also den Literaturcharakter prinzipiell zu bestreiten, von einer ästhetisierend beschränkten Blindheit für die öffentliche und bewußtseinsbildende Wirkung dieser Massenliteratur, die keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf.
In Bezug auf Gustav Frenssen dagegen, für literaturwissenschaftliche Höhenspezialisten sicher ein typischer

Wanderer auf den Talwegen der Literaturlandschaft, geht es um die Analyse der "literarischen Ideologien, im Unterschied zu ideologischer Literatur (jener Zeit) allgemein" [3], denen Frenssen in seinen Erzählwerken zu millionenfacher Verbreitung verholfen hat.
Gerade einen Autor, der nach allem was er geschrieben und auch sonst an öffentlicher Aktivität entfaltet hatte, in seinem "Lebensbericht" rückschauend zu Recht über sein Verhältnis zu Kunst und Leben sagen kann -

> "Aber die Kunst, welche es auch sei, ist für das Leben eines Volkes und des einzelnen nicht das Wesentliche, sondern nur eine Zierde seiner Existenz, eine Feder auf seinem Hut. Das Wesentliche eines Volkes und des einzelnen Menschen scheint mir das Leben selbst, das ist biologisch gesund, ernst, und wertvoll tätig sei." 4)

- der also seine Schriftstellerei nie als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Erziehung seiner Volksgenossen versteht, nicht auf den stofflich-ideologischen Gehalt seiner Werke zu reduzieren, muß unser Anliegen sein.
Einer, der voller Stolz für seine Person das Recht reklamiert, sich

> "neben Männern wie Lagarde, Langbehn, Friedrich Nietzsche, Friedrich Naumann, H. St. Chamberlain, Adolf Bartels, Möller v. d. Bruck, Ernst Reventlow, Paul Ernst, August Winnig und hundert anderen für einen redlichen Vorläufer der neuen Bewegung zu halten" 5),

sich also unter die "Großen" des völkischen Denkens einreiht, sogar mit der den anbiedernden Pleonasmus nicht scheuenden Eigenqualifizierung als "Altveteran" [6], ist daraufhin zu untersuchen, wie dieser Anspruch in seinem literarischen Schaffen Gestalt angenommen hat, d. h. - gemäß dem Untertitel unserer Arbeit - als ein Autor, dessen persönliche literarische Entwicklung als exemplarisch für die Entstehung völkischer Literatur überhaupt zu betrachten ist.

Woran nun läßt sich Frenssens Breitenwirkung ablesen, bzw. was rechtfertigt den Schluß auf die "ungewöhnliche Popularität" vor allem mehrerer seiner Romane? Auffälligster Ausdruck einer derartigen Position Frenssens im öffentlichen Leben des Deutschen Reiches zwischen 1900 und 1945 sind die Auflagenziffern seiner Bücher. Ein Autor, dessen Produktion bis zu den dreißiger Jahren 2,5 Millionen Bücher erreicht hatte und heute insgesamt in ca. 5 Millionen Exemplaren[7] verbreitet ist, der aber auch jeweils mit einzelnen Werken zu den meist gelesenen Autoren ganzer Jahrgänge gehörte[8] , mag den "literarischen Niederungen" zuzurechnen sein - ganz sicher jedoch muß man ihn zu denjenigen Erscheinungen rechnen, die mit ihrem literarischen Schaffen eine geschichtlich wirksame Rolle gespielt haben.
Denn im Gegensatz zu Greiner gehen wir davon aus, daß wir im Falle des Unterhaltungsschriftsteller Frenssen nicht "von dem Teil der Literatur reden, der nicht Geschichte gemacht hat" [9]. Vielmehr scheint uns eine Qualifikation angebracht, wie sie bereits im 19. Jahrhundert Robert Prutz zur Begründung seiner Beschäftigung mit Unterhaltungsliteratur[10] gegeben hat: er nennt sie einen "organischen Bestandteil des öffentlichen Geistes" und leitet daraus die Forderung ab, sich wissenschaftlich mit ihr zu befassen, wie "abgeschmackt, langweilig, altmodisch diese verjährten, unsauberen Wände ... uns auch vorkommen mögen"[11] .

2) Der Pfarrer Frenssen: "Dorfpredigten"

Allein die Chronologie von Frenssens Veröffentlichungen geböte die Analyse seines literarischen Werdegangs mit dem 1896 erschienenen Roman "Die Sandgräfin" zu beginnen. Dabei ließe man jedoch außer acht, daß die Predigten des jungen Dorfpfarrers zwar erst ab 1899 auf dem Buchmarkt erscheinen, ihre Entstehung jedoch nicht auf die Jahre unmittelbar vorher datiert werden kann, also etwa nur auf die Jahre 1897/98. Frenssen hat, als er die "Sandgräfin" veröffentlicht, bereits eine sechsjährige Pfarrpraxis hinter sich, so daß als sicher gelten muß, daß seine Predigten, zumindest zu einem großen Teil, die früheste Schicht seines "literarischen" Schaffens bilden, da es keinen triftigen Grund für die Annahme gibt, Frenssen habe erst nach der Veröffentlichung der "Sandgräfin" seine Predigten zu sammeln begonnen. Der junge, gerade etwas über dreißigjährige Geistliche war bei seiner Entscheidung, einen Roman zu schreiben, sicher im glücklichen Besitz einer ganzen Reihe von schriftlich niedergelegten Predigten, in denen er immer wieder jene Fähigkeiten betätigt hatte, denen er schon seine Wahl zum Diakon in Hennstedt zu verdanken glaubte und in deren Besitz er selbst die wichtigste Voraussetzung für ein erfolgreiches Schriftstellerdasein in seinem Sinne sah:

> "Da ich aus dem Leben kam und nicht von den Büchern, und wußte, was die Menschen drückt und erhebt, und auch meine weltliche Klugheit gut anwandte, wurde ich gewählt." 15)

Der im Verhältnis zur Entstehung der Predigten relativ späte Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung ist geschickte Autoren- und Verlagspolitik: der mit seinem zweiten Roman - "Die drei Getreuen" (1898) [16] - bereits einen klaren Publikumserfolg verzeichnende Autor wird von einem vor allem theologische Literatur herausbringenden Ver-

lag aufgefordert, aus dem Fundus seiner Predigten eine Auswahl zur Veröffentlichung freizugeben, die sich - "sollte die Herausgabe dieser kleinen Sammlung Erfolg haben"[18] - beliebig erweitern oder in einer Weise fortsetzen ließ, "welche den Jahrgang vervollständigt"[19]. Relevant wird die Korrektur der Chronologie, weil sich durch sie Gesichtspunkte für den weltanschaulichen Ausgangspunkt gewinnen lassen, von dem her - wie (dis-) kontinuierlich auch immer - sich das völkische Denken und Dichten Frenssens entwickelt hat. Anhand repräsentativer Predigtbeispiele läßt sich dieser Ausgangspunkt vor allem nach zwei Seiten hin analysieren. Zum einen ist zu zeigen, daß von einer bestimmten Position innerhalb des protestantisch-theologischen Denkens her, d. h. aus einer zunächst innertheologischen und innerkirchlichen Debatte in Deutschland am Ausgang des 19. Jahrhunderts heraus, sich ein Übergang zu völkischen Positionen eröffnet, die sich in der Folgezeit entweder ganz gegen ihre Herkunft aus der protestantischen Theologie verselbständigen und diese sogar mit wütender Ereiferung als einen Erzfeind deutschen Geistes attackieren und verfolgen oder aber auch einen weltanschaulichen Kompromiß zu schließen suchen, den die Bewegung der "Deutschen Christen" nach 1933 in die kirchlich-politische Praxis umsetzt. Zum anderen sind in den Predigten religiös-anthropologische, bzw. ethisch-moralische Leitvorstellungen zu entdecken, die Frenssen - wie andere Zeitgenossen auch - aus dem christlich-religiösen Kontext in den völkisch-nationalen überträgt. Ehe Frenssen zum Schriftsteller im engeren Sinne wird, hat er schon ein halbes Jahrzehnt Pfarrpraxis hinter sich. In der Auseinandersetzung mit der Lebensperspektive eines Geistlichen und ihrer jahrelangen Praktizierung setzt sich allmählich der Entschluß durch, der litera-

rischen Produktion und in ihr einer neuen weltanschaulichen Orientierung den Vorrang zu geben. Dabei scheint Frenssens Motivation zum Beruf des Pfarrers ebenso wie dessen Ausübung von Anbeginn an eine zwiespältige Basis gehabt zu haben. Im "Lebensbericht" stehen folgende Aussagen unmittelbar nebeneinander:

> "Ich entschloß mich, soweit ich mich erinnere, ohne irgendwelches Besinnen Geistlicher zu werden."20)

> "Ich hatte aber auch einen entschiedenen inneren Zug zu diesem Amt."21)

Und auch die resümierende Einschätzung seiner Pfarrpraxis gerät Frenssen widersprüchlich:

> "Genug, nach all diesem habe ich offenbar elf Jahre lang einen Beruf gehabt, zu dem ich Neigung und auch Begabung hatte."22)

Schon im nächsten Satz jedoch kommt er zu dem Ergebnis:

> "In allem übrigen war aber diese Berufswahl ein schlimmer Irrtum, den ich freilich damals, bei meiner Jugend und völlig unberaten, wie ich war, noch nicht erkennen konnte."23)

Was mit "allem übrigen" gemeint sein kann, führt Frenssen zwar aus, aber es bleibt doch einigermaßen unklar, wie er dann zu seiner ersten Einschätzung kommen konnte.

> "Ich konnte nicht wissen, daß meine phantastische und blutvolle Natur, meine natürliche, freie Freude an allen sinnlichen Gütern und Gaben der Welt, kurz meine Künstlernatur, weder mit einer Kirchenlehre - auch der freiesten nicht -, noch mit der sittlichen Enge, die das Amt nach damaliger und auch heute noch vorliegender allgemeiner Forderung erduldet, ja nicht einmal mit der allgemeinen bürgerlichen Sitte jemals in Frieden würde leben können."24)

Neigung und Begabung - so meint er offenbar von sich -

haben schließlich ihre angemessene Betätigung in seinem Schriftstellerdasein gefunden, in seinem "Künstlertum", können also schwerlich in einem Beruf, der diesem Künstlertum durch "sittliche Enge" und eine dogmatische Kirchenlehre unerträgliche Schranken auferlegte, elf Jahre lang ebenso sich erfüllt haben. Gerade für einen Beruf, der der eigenen Natur durch seine Naturfeindschaft so zuwider gewesen sein soll, kann Frenssen kaum besondere Begabung geltend machen: was ist denn Begabung anderes als das, was jemand als seine gleichsam natürlichen Fähigkeiten mitbringt? Frenssens nachträgliche Auflösung des Widerspruchs in seinem Pfarrerdasein erweist sich als glättende Konstruktion.

Könnten solche Ungereimtheiten im 1940 erschienenen "Lebensbericht" zunächst als Tribut an die Herrschaft des Nationalsozialismus erscheinen - der ehemalige Pfarrer distanziert sich von seiner früheren Tätigkeit durch die Trennung zwischen Neigung und wirklichem Handeln -, so zeigen auch schon die Predigten selbst, daß Frenssen in seiner Tätigkeit als Pfarrer "sogleich in starke Schwierigkeiten geriet"[25)]. Die vor allem auf die paulinischen Schriften sich stützende Tradition einer reinen Gnadenethik in der protestantischen Theologie machte Frenssen von Anfang an zu schaffen. Schon sein Studium in Tübingen, Berlin und Kiel scheint von dieser theologischen Richtung beherrscht gewesen zu sein, was Frenssen offenbar erst in der Konfrontation mit den Erfordernissen seelsorgerlicher Praxis so recht zu Bewußtsein gekommen ist.

> "Damals, als ich in das Amt trat, wurde die Theologie, d. h. die Wissenschaft der Gottesgelehrtheit, von der Paulinischen Lehre von der 'Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben an das Kreuz Christi' beherrscht. Dahinter stand, bei gelehrteren Naturen, eine christliche Philosophie, die in dem Heiland eine Idee sah und gern über das Wort predigte: 'Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit', bei einfacheren so gut wie nichts." 26)

In der Predigt zum neunten Sonntag nach Trinitatis "Von der köstlichen Perle"[27] geht Frenssen explizit auf diese theologische Auseinandersetzung ein. Nachdem er den Kaufmann, der die Perle entdeckt und genau prüft, ehe er sich zum Kauf entschließt, wegen seines selbstbewußten und sorgfältigen Handelns gelobt hat -

> "Selbst ist der Mann; das gilt nicht nur vom irdischen Fortkommen."28)

- zieht er am Ende der Predigt den theologischen Schluß aus der positiven Beurteilung des totalen Einsatzes, mit dem der Handelsmann die Perle in seinen Besitz bringt.

> "Es ist ein wunderbarer Gedanke: Man kann das Himmelreich kaufen. Es steht hier deutlich: 'Ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle'. Ich weiß wohl, daß Paulus gesagt hat: 'So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen'. Pauli Wort in Ehren. Aber lieb ist mir das Wort vom Herrn selbst, nämlich das erste: So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott ist, oder ob ich sie von mir selbst habe."29)

Frenssen predigt hier - wie in fast all seinen Kanzelreden auf die eine oder andere Weise [30] - die Autorität des "Herrn selbst" gegen paulinische (Miß-)Deutung setzend, das Evangelium des entschieden aktiven Wollens und seiner Objektivation im Handeln, d. h. in der Tendenz die Rückkehr zu den Prinzipien einer vorchristlich alttestamentarischen Leistungs- und Werkgerechtigkeit.[31]

Die Gerechtigkeit allein durch Gnade und Glaube, das Prinzip des "sola gratia", das Paulus zum Zentrum seiner Glaubenslehre gemacht hatte, in der reformatorischen Theologie Luthers noch ergänzt um das "sola fide" und das "solus Christus", ist Frenssen von Anfang an ein schwächlicher, weil rein passiver Imperativ christlicher Lebensbewältigung. So entdeckt er in der "geschichtlichen Theologie"[32] des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Variante christlicher Verkündigung, die, statt der "abseitigen, gezwungenen, nur für katastrophische und spitzfindige Naturen passenden Theologie des Paulus", seiner "ganzen inneren Natur" - "eine epische, positive, guten Willens frohe"[33] - und damit auch seinen eigenen Vorstellungen von Seelsorge recht eigentlich entspricht.

> "Nun aber, in dieser neuen Theologie, traten die Apostel Paulus und Johannes ... zurück, und die drei ersten Evangelien, die sogenannten Synoptiker, die nicht eine Abstraktion vom Heiland bieten, sondern in Wahrheit und Dichtung seinen Lebenslauf erzählen, traten in den Vordergrund."[34]

Mit dieser gegen die angebliche Dogmatisierung und damit Verfälschung der ursprünglichen Jesus-Verkündigung durch den Interpreten Paulus gerichteten Aufwertung der synoptischen Schriften des Neuen Testaments steht Frenssen in einer Reihe mit zahllosen Zeitgenossen, die sich im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts ihre Gedanken über - so formulierte es Paul de Lagarde in seinen 1878 erstmals erschienenen "Deutschen Schriften" - "die Religion der Zukunft"[35] machen. Der junge, gerade dreißigjährige Dorfpastor leistet seinen Beitrag zur religiösen Erneuerung allerdings auf die seinen Wirkungskreis angemessene Weise: nicht durch theoretisch und historisch weitgespannte Abhandlungen zur geistig-kulturellen Lage im Deutschen Reich, sondern in der allsonn-

täglichen Praxis seiner die biblische Botschaft auslegenden und damit aktualisierenden Predigttätigkeit.
Die dabei aus den verschiedensten biblischen Texten mit gleichbleibender Intensität hergeleitete Aufforderung zur Stärkung des Willens und seiner Betätigung im alltäglichen praktischen Handeln kleidet Frenssen immer wieder in einen Bildzusammenhang, den er offenbar für besonders treffend hält:

> "Ei, schwere, ernste Arbeit! Einst sauber und fein und fröhlich und mit hellen Augen, abzuliefern an den großen Arbeitgeber droben. Was ist mir der Beruf? Mein Beruf ist mein Tagewerk in dieser großen Werkstatt des Herrn."36)

Und daß die der industriellen Arbeitswelt mit ihrem Massenangebot an Arbeitskraft entlehnte Metapher wirklich das Wesen des von ihm gemeinten Gottesdienstes treffend charakterisiert, macht der Pastor deutlich, wenn er mit leichtgläubigen Illusionen über eine wahrhaft religiöse Haltung aufräumt:

> "Aber Jesus sagt: ganz wie der Arzt: erst Gehorchen und Mühe, dann fröhliche Genesung. Jesus sagt, ganz wie es im Leben heißt: erst Arbeit, dann das Gefühl der Befriedigung. Jesus sagt: Erst Heiligung auf Erden, dann Seligkeit im Himmel. Erst das Haus fegen, nachher laßt uns Weihnacht feiern! Erst laßt uns gute Kinder werden, nachher mag uns der Vater einen neuen Rock geben und funkelnden Fingerreif! ... Du mußt erst Willen zeigen; du mußt erst die Sache angreifen; du mußt erst an deinem Charakter arbeiten; du mußt dir erst von Gott Arbeit geben lassen. Nachher, nachher bekommt ein jeder bar ausbezahlt süßen Lohn."37)

Welche Grundeinstellung die Arbeiter in dieser "großen Werkstatt" brauchen, um mit ihrer Arbeit zu zufriedenstellenden Ergebnissen zu gelangen, führt der Prediger immer dann aus, wenn er sich dazu äußert, was er unter Frömmigkeit, bzw. unter christlichem Lebenswandel versteht.

"Frau, ist dein Mann christlich, so ist er nüchtern, fleißig, treu und freundlich."38)

Der aktiv zupackende Grundzug zu dieser Einstellung wird betont, wenn der Katalog mit Bezug auf Jesus selbst folgendermaßen variiert wird:

"Denn genau so treu, fleißig, freundlich, mutig wie seine Lehre war: so lebte er auch."39)

Dieser Proklamierung selbstbewußter (der Kaufmann im Bemühen um die köstliche Perle) und leistungsorientierter (Arbeiter-Arbeitgeber) Aktivität steht eine zweite Grundtendenz Frenssenschen Predigens zum Stichwort Frömmigkeit zunächst scheinbar diametral entgegen.

"Wir sind nicht Herren. Wir sind einem Schicksal unterworfen, gleich einem unsichtbaren Riesen, der uns hochhebt oder niederwirft oder eine Weile stehen läßt und uns nicht um Erlaubnis fragt."40)

Aus dieser - nach dem Bisherigen - überraschenden Beschreibung der menschlichen Grundsituation folgert Frenssen konsequent, aber ebenso überraschend, daß dieses Ausgeliefert-sein an ein anonymes Schicksal für den Menschen eine Herausforderung bedeute, der er sich unter der Frage zu stellen habe:

"Wo ist unser Glück? Das heißt mit anderen Worten: Wie werden wir in das unvermeidliche Menschenschicksal still ergeben, und mutig, hilfreich und rein? Wie werden wir das? Wenn wir fromm sind! Sucht Gott! Sucht, so werdet ihr finden."41)

Nach dieser Definition von Frömmigkeit geht es also gerade nicht um selbstbewußte Aktivität als Beitrag des Menschen zum großen göttlichen Heilsplan einerseits und zur Beförderung der eigenen Seligkeit andererseits. Denn die hier gegebene Handlungsanweisung geht davon aus, daß der Mensch Dienender ist, ein Knechtsdasein führen muß, dem er sich durch eigene Anstrengung nicht entziehen kann und auch gar nicht soll.

Selbstbewußtsein und Schicksalsergebenheit so unvermittelt nebeneinander - das macht keinen Sinn.

a) "Man muß eine Weltanschauung haben. - Die christliche ist zu empfehlen."

Die in den alle Sonn- und Feiertage umfassenden Predigtzyklus aufgenommene Ansprache zum siebten Sonntag nach Trinitatis trägt den programmatischen Titel "Der Mensch - ein Knecht" [42]. Nachdem einleitend Friedrich der Große, ein anonym bleibendes "tüchtiges Fürstengeschlecht unseres Volkes" und Bismarck als leuchtende Beispiele einer freudig dienenden Lebenspraxis christlich vereinnahmt worden sind -

> "denn der Wahlspruch: 'Ich dien'... der steht im Wappen keines geringeren als unseres Heilands". 43)

- wird das abschreckende Gegenexempel vorgeführt: "ein Mann von tiefen starken Gedanken", "der ein Herr und König sein wollte und wurde so ein Armer; der ein Mitleidloser sein wollte und wird jetzt so tief und herzlich bemitleidet". [44] So wie der Prediger den Namen des Betreffenden mit der Geste des pietätvoll Schonenden unerwähnt lassen kann, weil der ungeheuerliche Fall (im doppelten Sinne), um den es sich handelt, sogar einer Dithmarscher Dorfgemeinde bekannt geworden war, genauso kann er sich jeglicher moralischen Verurteilung enthalten, die dem hier propagierten Ausmaß an Hybris nach den Maßstäben seiner Predigt durchaus angemessen wäre und stattdessen sein fast verständnisvoll anteilnehmendes Mitgefühl für das so tief gefallene Genie bekunden: die ebenso schrecklich abschreckenden wie gerechten Konsequenzen hat er nämlich schon zu spüren bekommen.

> "Dieser Mann, meine Zuhörer, der diese Lehre mit Macht und Kraft verbreitete, lebt noch. Er ist irrsinnig geworden. Als ein Irrsinniger hat er es aufgegeben,

an seinen Ketten zu rütteln." 45)

Von Friedrich Nietzsche ist die Rede und seiner das Christentum, das heißt gerade solche Aussagen über die Bestimmung des Menschen, wie sie der Predigende eben seiner Gemeinde nahebringen will, aufs schärfste attackierenden Philosophie:

> "Wer ein ordentlicher Mann sei, Kraft in den Gliedern und im Herzen fühle, der müsse sich vom Christentum, ja von jeder Religion frei machen und sich auf sich selbst stellen und ein stolzer, herrischer, mitleidloser Mensch werden, Herr über Menschen und Tiere. Als ein Übermensch sich zu fühlen, als ein Halbgott, als ein Aristokrat von eignen Gnaden: das sei des Menschen Bestimmung. " 46)

Ein schärferer Gegensatz zur Bestimmung des Menschen als Knecht ist nicht denkbar; die Folgen für den herrisch Auftrumpfenden machen jedoch die Entscheidung leicht, auf welche Seite man sich als vor die Alternative gestelltes Individuum zu schlagen hat. Zudem kann der Prediger seinen eingeschüchterten Zuhörern, ausgehend von der neutestamentlichen Textpassage, die er seiner Predigt zugrundegelegt hat [47], sogar eine Perspektive anbieten, die das anempfohlene Knechtsbewußtsein nicht nur mit jenem Willens- und Selbstbewußtseinspathos verbindet, das er an dem einsatzfreudigen Perlenkäufer so gelobt hatte, sondern es sogar in die Freiheit verwandelt, ein "Herrenrecht" auszuüben:

> "Wir sind Knechte! Wir haben nichts zu befehlen, wir müssen gehorchen. Nur in <u>einem</u> sind wir frei: ... und hier sage ich etwas Großes, und ich bitte euch aufzuachten: In <u>einem</u> Punkt, sage ich, sind wir <u>nicht</u> Knechte, sondern Herren über uns selbst, über Schicksal und Leben, über Leben und Tod und ganze Zukunft: nämlich in <u>dem</u> Punkt: Wir können uns selbst den Herrn aussuchen, <u>dem</u> wir dienen wollen." 48)

Die freiwillige Annahme des "unvermeidlichen Menschenschicksals" macht dessen Ertragen zu einer sinnerfüllten und damit befriedigenden Lebensaufgabe. Diese Annahme ist die

praktische Konsequenz jener abstrakten Freiheit jedes Individuums, das Reich der Notwendigkeit für sich selbst zu wollen, das heißt als Bewährungsprobe zu akzeptieren, und macht es damit zum Felde gewissenhafter Pflichterfüllung, auf dem das Notwendige nicht mehr ein feindliches Gegenüber, sondern Inhalt des eigenen Wollens, Verpflichtung geworden ist.
Ehe wir näher das Subjekt untersuchen, dem sich die Knechte nach dem Rat ihres Seelsorgers freiwillig verpflichten sollen, sei Frenssens Weltanschauungsdenken in einer analog aufgebauten Argumentationsreihe seiner Predigten aufgezeigt, die zu dem gleichen Ergebnis gelangt und deren wesentliche Elemente - Wissenschaftsskepsis, Weltverrätselung und sinnstiftendes Seinsvertrauen - ebenso in das literarisch-ideologische Arsenal des Schriftstellers Frenssen übergehen wie die gerade beschriebenen.

In einer Predigt über den Text des Vaterunsers [49] wird die menschliche Realität in dunkelsten Farben gemalt:

> "Die Welt starrt von Unrecht, und unser Leben von Not." [50]

und der ganze Lebenszusammenhang als "Menschenmühe und Arbeit, zwischen Sünden und Sorgen und Särgen" [50] sich vollziehend charakterisiert.
Auf den naheliegenden Gedanken, den Gründen für Unrecht und Not nachzugehen und durch ihre Beseitigung Leid und Sorgen aus der Welt zu schaffen, geht der Prediger in diesem Zusammenhang nicht ein, aber er ist ihm vertraut:

> "Liebe Christen ... ihr habt alle viel Respekt vor aller Wissenschaft. Und das ist recht von euch. Ist es nicht etwas Großes, - um einiges zu nennen - daß man mit Hilfe des Fernrohrs erfahren kann, aus welchem Stein und Metall der Stern besteht, der Millionen Meilen fern von uns im Raume schwebt? Ist es nicht etwas Wunderbares, daß man nun in wenig Tagen den unendlich weiten Ozean durchfährt und eiserne Bögen

> über die breitesten Ströme spannt? Ist es nicht wert unseres Staunens, daß man die Geschichte und die Sprachen uralter Zeiten aus Gräbern und von Steinen liest, und daß man ein so gewaltig großes Land, wie das deutsche Reich, unter einem Kaiser, Recht und Gesetz vereinigt hat?" 51)

Die staunende Bewunderung wissenschaftlicher Erfolge, fester Bestandteil der zahlreichen Predigten Frenssens über Not und Ungerechtigkeit in der Welt, zielt bei den in der großen Mehrzahl bäuerlich einfachen Zuhörern in zweifacher Weise auf eine negative Einstellung zur Wissenschaft als Mittel zur praktischen Lebensbewältigung. Zum einen werden sowohl die Tätigkeit als auch die Resultate von Wissenschaft so mit der Aura des rätselhaft Wunderbaren umgeben, daß die zum Mit-Staunen Aufgeforderten damit einen plausiblen Grund geliefert bekommen, ihr eigenes Unwissen und ihr entsprechendes Ausgeliefertsein an die sogar fast für die Wissenschaft undurchschaubar komplizierte Welt als notwendig und unumgänglich hinzunehmen und sich mit dieser Einsicht sogar einen gewissen, objektiv begründeten Trost zu verschaffen.
Zum andern ist die Bewunderung der Rätsel lösenden, dabei aber dem gesunden Menschenverstand selbst rätselhaft bleibenden Wissenschaft zugleich immer der Auftakt zu der eindringlichen Warnung vor deren Überschätzung:

> "Ich sagte vorhin: Ihr habt viel Respekt vor aller Wissenschaft, und ich lobte diesen Respekt. Nun sage ich aber weiter: Ihr habt leicht zu viel Respekt vor der Wissenschaft. Das ist bedenklich. Ihr meint nämlich leicht, daß die Wissenschaft alles vermöge, sie könne die Menschen nicht allein klug und reich, sondern auch glücklich und weise machen." 52)

Der in allem Wissen seiner Zeit gebildete Nikodemus repräsentiert mit seiner trotz hoher Gelehrsamkeit selbst eingestandenen Ratlosigkeit vor dieser entscheidenden Frage die eine Variante, im blinden Vertrauen in den letztlich doch sinnerfüllten Gang der Welt die praktische Antwort auf jene zu finden.

> "Dieser Gelehrte war nun eines Tages am Ende seiner Wissenschaft, seiner Erkenntnis, angekommen, gerade so wie es den Gelehrten jetzt auch noch geht. Eins konnte er mit seinem Nachdenken nicht ergrübeln; eins wußte er nicht. Er wußte nicht: wo das Glück wäre, oder ich kann auch sagen, er wußte nicht: welches Leben das richtige wäre. Das wußte er nicht." 52)

Nikodemus führt damit zurück zu Frenssens Ausgangspunkt in der Vaterunser-Predigt und der - die andere Variante des Dennoch-Glaubens - ganz unwissenschaftlich direkten Antwort, die er dort auf die Frage des Nikodemus, die Frage aller Fragen gibt:

> "Es ist zwar nicht leicht zu glauben, daß Gott unser Vater ist. Die Welt starrt von Unrecht, und unser Leben von Not. Aber es hilft alles nichts: wir wollen es glauben. Denn (!), wenn wir es nicht glaubten, würden wir närrische oder harte oder schlechte Menschen werden." 53)

Die Quintessenz einer Predigt über den Bibeltext Markus 10, 13 - 16, faßt Frenssen in das analog formulierte, inhaltlich sogar identische Postulat:

> "Meine Christen ... Man muß Zutrauen haben, das ist alles. Man muß alles Gute und allen Mut in der Seele zusammenraffen und sagen: ich will's glauben!" 54)

Der Teil der Predigt, in der solch absolut bedingungsloses Vertrauen in eine göttlich bestimmte Weltordnung propagiert wird, spricht das allgemeine Prinzip aus, aus dem heraus Frenssen diese und analog aufgebaute Lebenshaltungen entwickelt: "Weltanschauung."

> "Was das Wort bedeutet, ist klar. Die Welt: das ist die Erde mit all ihren Geschöpfen und Sonne, Mond und Sterne. Das ist die Welt. Das alles hast du vor dir. Dies alles schaust du an. Wie du nun dies alles anschaust, mit welchen Gedanken und Gefühlen, das ist deine Weltanschauung." 55)

Die Welt, die Wirklichkeit, das Leben als konkret sich vollziehendes - das alles ist vorgegeben, "das alles hast du vor dir". Wie Frenssen diese Vorgegebenheiten objektiv charakterisiert, haben wir gesehen - doch darauf kommt es beim

Durchgang durch dieses "Jammertal" letztlich nicht an, sondern auf die subjektive Einstellung, die das einzelne Individuum dazu einnimmt. Selbst da, wo er menschliche Trägheit gegenüber den angeblich unveränderlichen objektiven Bedingungen zu attackieren scheint:

> "Ich halte diese Predigt nicht zu Leuten, welche sagen: Es gehe, wie es gehen will: an seiner Natur und an seinem Schicksal kann der Mensch nichts ändern." 56)

biegt er die angedeutete Kritik auf die Subjekte zurück, auf ihre Bereitschaft, sich und ihre Einstellung zu Natur und Schicksal zu ändern:

> "Sondern ich rede zu Leuten, welche es für richtig halten, an ihrer Seele zu arbeiten, und welche meinen, daß es gut ist, wenn an ihr gearbeitet wird, und welche glauben, daß diese Arbeit sich lohnt." 57)

Glauben, daß diese Welt einen für sie sorgenden Vater hat, das kindliche Vertrauen in die von ihm geschaffene und erhaltene Ordnung, auch wenn oder sogar gerade weil er bzw. sie sich nicht zeigt - das ist Frenssens Vaterunser-Fazit.

Der Versuch, die aus dem biblischen Bild vom die Kinder segnenden Jesus abgeleitete Aufforderung zu kindlichem Vertrauen in allen Lebenslagen plausibler zu machen durch den Verweis auf den realen Grund kindlicher Beschränktheit und Abhängigkeit, sie gleichsam als besonders realistisch erscheinen zu lassen

> "Unsere Kinder haben ja auch ihre Weltanschauung. Zuerst, ganz klein, sagen sie: Vater ist der stärkste Mann, er kann alles, was er will. Das Haus ist ihre Welt, und der Vater ist der König in dieser Welt: das ist ihre Weltanschauung." 58)

erzielt die beabsichtigte Wirkung keineswegs, im Gegenteil: Das kindliche Vertrauen in die Allmacht des Vaters hält so lange an, wie die notwendig beschränkte Erfahrungswelt des Kindes ("Haus") dieses selbst nur sehr beschränkte Erwar-

tungen hinsichtlich väterlicher Allmacht entwickeln läßt und dadurch die Illusion vom Alleskönner zweifelsfrei erhalten bleibt. Kennzeichen des allmählichen Erwachsenwerdens dagegen ist gerade die wünschenswerte Erschütterung des unbeschränkten Vertrauens in die väterliche Vollkommenheit, die damit mögliche und nötige Übernahme von Eigenverantwortung und Initiative und schließlich die Reduktion des Vaters zu einem normalen Mitmenschen im sich entwickelnden Selbstbewußtsein des Heranwachsenden. Das kindlich grenzenlose Zutrauen macht eine Wandlung durch zu einem realistisch beschränkten, das heißt nun die Grenzen des väterlichen Könnens im Bezug auf die sich ständig erweiternde Erfahrungswirklichkeit und schließlich die Welt als ganze wissenden Vertrauen. Das Festhalten am Vater als allmächtigem gegen die Erfahrung auch seiner Grenzen, bzw. unter Leugnung dieser Grenzen bringt autoritär fixierte, in ihren eigenen Lebenschancen arg beschränkte Knechtscharaktere hervor.

Auf einen Menschentyp dieser Art ist Frenssen jedoch implizit aus, wenn er das kindliche Vertrauen gerade einer "von Unrecht und Not starrenden Welt" gegenüber fordert, in der der "Vater" - im Gegensatz zur realen Haus-Welt des Kindes - sich offenbar nicht als allmächtiger König erweist, der durch seine Existenz und sein Handeln das in ihn gesetzte oder zu setzende Vertrauen rechtfertigte. [59)]
Verlangt wird also kindliches Vertrauen unter und gegenüber Umständen, die alles andere als kindhaft oder kindgemäß, das heißt überschaubar und geordnet eingerichtet sind. Der Imperativ "Man muß Zutrauen haben, das ist alles!" erweist sich so als die fatale Schluß-Konsequenz jener ersten Maxime, die der ganzen "Weltanschauung" betitelten Predigt - sie soll offenbar eine Art Begründung und Systematik für eine positiv weltanschauliche Grundhaltung liefern - vorangestellt ist: "Man muß eine Weltanschauung haben." Der Satz

formuliert nur aus, was im Begriff der Weltanschauung allgemein steckt: das Obsiegen eines im Prinzip subjektiv voluntaristischen Ordnungsbedürfnisses und -willens über den objektiv gegebenen, als solchen aber nicht anerkannten oder als rätselhaft verborgen behaupteten Zusammenhang der Welt. [60]

Die grundsätzliche Subjektivität solch weltanschaulichen Verhältnisses zur Realität - subjektiv im Gegensatz zur Objektivität einer wissenschaftlichen "Weltanschauung", das heißt der Erforschung und Erkenntnis der objektiven Gesetzmäßigkeiten der Realität und des daraus sich ergebenden praktischen Handelns - überläßt Frenssen jedoch keinen Augenblick individueller Willkür; nicht irgendeine beliebige Weltsicht wird dem einzelnen angeraten oder gar zugebilligt, ganz gleich, wie sie die Elemente der Wirklichkeit in irgendein einheitliches Bild zusammenzwingt. Die Forderung nach einer Weltanschauung nur so abstrakt zu formulieren hieße sonst, auch jedes Wahngebilde über die Wirklichkeitszusammenhänge als eine Form von Weltanschauung zu akzeptieren.

Unter der Prämisse, "Wie du nun dies alles anschaust, mit welchen Gedanken und Gefühlen, das ist deine Weltanschauung". [61] folgt der notwendige zweite Schritt ("Die christliche ist zu empfehlen", [62]): Vertrauen in eine als letztlich doch geltend geglaubte Weltordnung gegen alles Erfahr- oder Erschließbare, das eine tragfähige Grundlage solchen Vertrauens abgeben könnte.

Es ist derselbe Denkzirkel, der die prinzipielle Knechtschaft des Menschen durch deren freiwillige Annahme zum höheren Menschentum geadelt sieht und der auch der durch nichts beglaubigten Vaterschaft Gottes für die Welt durch das Daran-Glauben-Wollen zur Realität verhilft.

Das verborgene, nur im subjektiven Vertrauen, im Willen und in der freiwilligen Annahme der Knechtschaft letzt-

lich als objektiv unterstellte Subjekt der unsichtbaren Weltordnung erhält bei Frenssen nun eigene Gestalt unter der Frage, was denn konkret Inhalt eines im Sinne dieses göttlichen Subjekts richtigen Handelns sei: die Antwort kann natürlich nur die moralische Instanz des Gewissens geben. In der Gegenüberstellung zweier "Herren", denen der Mensch dienen könne, konkreter aber im negativen Ausschlußverfahren der mit der christlichen gleichgesetzten idealen Weltanschauung, gibt Frenssen Hinweise, worin freier Wille und blindes Zutrauen ihr gemeinsames Ziel bzw. ihre Grundlage haben.

> "Darum sage ich: diese Weltanschauung, welche nur die sichtbaren Dinge kennt, diese Weltanschauung, welche nur von Geborenwerden, Essen, Trinken, Schlafen, Sterben redet: die ist nichts für uns. Die ist etwas für Leute, die das Niedrige und das Böse (!) lieben und das Edelste im Menschen, das Gewissen, totschlagen wollen. Es ist eine passende Weltanschauung für reiche, für sehr gesunde und denkfaule Leute, so lange sie reich und gesund und denkfaul sind." 66)

Eine auf materiellen Fortschritt oder gar Wohlstand, auf individuelle Interessen bedachte Lebenshaltung verfällt sogleich dem Verdikt des "Niedrigen, Primitiven", sogar des "Bösen"; im biblischen Wort vom "Dienst am Mammon" hat die Praxis dieser Weltanschauung die mit Verachtung aufgeladene Kurzformel gefunden:

> "Zwei Herren gab er ihnen, daß sie dazwischen wählen sollten. Einem von ihnen beiden muß der Mensch dienen. Unser Heiland stellt diese beiden Herren nebeneinander, wenn er sagt: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darin liegt das: 'Knechte seid ihr! Dienen müßt ihr!' Aber ihr habt die Freiheit, zu sagen, wem ihr dienen wollt." 67)

Diese Freiheit hat sich für die Weltanschauung zu entscheiden, die in dem "jedem Mann und jeder Frau im Volk" möglichen Bekenntnis zusammengefaßt ist:

> "Ich ... ich habe, gleich dem Gelehrtesten im Land, auch

> meine Weltanschauung: die geht von der tiefsten Tiefe bis zur höchsten Himmelhöhe ... von Denkern und Dichtern genannt die ideale Weltanschauung, von uns genannt, um deswillen, der sie mit Lehre, Leben und Sterben gegründet hat, die christliche Weltanschauung." 68)

Diese Weltanschauung verlangt von den Menschen in all ihrem Handeln die immerwährende Orientierung an höheren Prinzipien, die Frenssen meist in die beiden klassischen Formeln vom "Guten, Wahren und Schönen" und - biblisch - als "Glaube, Liebe, Hoffnung" faßt, wobei der geringe "Nutzwert" dieser Formeln für die alltägliche Lebenspraxis derer, denen sie mit auf den Weg gegeben werden, vor allem an der biblischen Version auffällt: Glaube und Hoffnung sind inhaltlich identisch mit den Frenssenschen Kategorien des Wollens und des Zutrauens, die - wie wir gezeigt haben - eine bestimmte, ganz und gar subjektive Einstellung zur Wirklichkeit beschreiben bzw. fordern, über deren praktische Betätigung aber keine weiteren Aussagen machen können und wollen, weil jene Einstellung gerade auf der prinzipiellen Anerkennung der Wirklichkeit und ihrer Unrecht und Not produzierenden Zwänge beruht.

Auf eine praktische Maxime reduzieren sich alle näheren Ausführungen zur Praxis der "idealen Weltanschauung": Tu' nie eine Sache um deiner oder ihrer selbst willen, sondern mach' dir immer ein Gewissen daraus, das heißt, leg' dir die Frage vor, ob damit ein nicht egoistischer, allgemeiner, möglichst gar ein höherer Zweck verfolgt, ob sie 'um Gottes willen' getan wird. Diese permanente Lob- und Drohpredigt des Verzichts, des individuellen Zurücksteckens, der Genügsamkeit, schließlich der Opferbereitschaft reflektiert eine Realität, die der großen Mehrheit der Predigtadressaten die Entscheidung für oder gegen eine solche Haltung gar nicht offen läßt, sondern als tagtäglich praktisch zu leistenden Verzicht aufzwingt. Es ist die Ideo-

logie der Bescheidenheit und individuellen Selbstbeschränkung als moralischer Leistung für Adressaten, deren Lebens- und Arbeitssituation einerseits zumeist von Entbehrung und Mangel an lebenswichtigen Gütern, andererseits vom täglichen Einsatz aller Kräfte bis zur Erschöpfung bestimmt ist. Ideologisch ist diese seelsorgerliche Betreuung insofern, als sie den so Betreuten ihr alltägliches, sehr menschlich verursachtes Elend zur göttlich gestellten Aufgabe verklärt, an der sie sich um des ewigen Heils willen zu bewähren haben.

b) Jesus - Luther - Bismarck

Frenssen hat jedoch - als primär der Verbreitung kindlichen Zutrauens in den Sinn von Unrecht und Not in der Welt und im Lebensschicksal des einzelnen sich widmender Pfarrer - auch die Frage nach der konkreten Gestalt jenes Höheren nicht ganz außer acht gelassen, in dessen Namen und zu dessen Frommen er eben als Pfarrer, als Verkünder seiner christlichen Weltanschauung, Zutrauen und gläubige Bereitschaft anriet und verlangte.

Das führt uns zurück zum Anfang unserer Betrachtung des Pfarreres Gustav Frenssen, zu den "starken Schwierigkeiten", in die der junge Geistliche bei Amtsantritt sogleich mit der Paulinischen Lehre geraten war und deren Lösung er in der Jesusgestalt und -verkündigung, wie sie die "sogenannten Synoptiker" in den drei ersten Evangelien des Neuen Testamentes überliefern, gefunden hatte,

> "die nicht eine Abstraktion vom Heiland bieten, sondern in Wahrheit und Dichtung seinen Lebenslauf erzählen." 69)

Es ist das Jesusbild, das die "geschichtliche Theologie"

- für Frenssen vor allem vermittelt durch die theologische Zeitschrift "Christliche Welt" - entwickelt hatte, das den von der akademisch-dogmatischen Theologie enttäuschten Pfarrkandidaten begeistert. Ihm ist gleichgültig, daß

> "die Forscher im unklaren ließen, ob sie ihn für einen natürlichen Menschen hielten oder darüber hinaus, mit einer gewissen Übermenschlichkeit begabt wissen wollten, mit einem übernatürlichen Auftrag von Gott." 70)

Der historisch einmalige, seine "Theologie" auch lebendig praktizierende, in Konflikte auf verschiedenen Problemebenen seiner konkreten historischen Situation sich verstrickende und darin Partei ergreifende Reich-Gottes-Prediger hat es ihm angetan:

> "das, was sie (die Forscher der geschichtlichen Theologie, K. U.) darstellten, war doch ein Menschenbild. Es war Fleisch und Blut, hatte kalte und warme Farben, Licht und Schatten. Ich war gefesselt von dieser menschlichen Persönlichkeit, die mir da plötzlich zwischen dem Lattengestell der alten Kirchenlehre und dem Nebel der formlosen Philosophie entgegentrat, und begeistert von den weiten Bilderreihen, die sich mir auftaten. Ich riß diese reine und kühne Geschichte an mich und verwob sie mit meiner ganzen inneren Natur." 71)

Diese Begeisterung ist nicht erst das Produkt des stilisierende Lebensrückschau haltenden ehemaligen Predigers - sie ist bereits beherrschendes Element der Predigten selbst.

> "Jesus kam, als Retter aus großer Not." 72)

Gemeint ist die Not des Volkes Israel, das in seiner physischen wie politischen Existenz von innen wie von außen ständigen Gefahren ausgesetzt ist.

> "So ein Volk ist wie eine Herde Schafe, die sind im Watt von der Flut überrascht worden, und der Hirte ist nicht bei ihnen, und einige treiben schon, die andern suchen sich mühsam auf den Füßen zu halten, bäumen sich und drängen und wühlen durcheinander ... So ein Volk ist wie ein weites, schönes Weizenfeld,

> das ist reif zur Ernte, und es ist ein Ostwind aufgekommen, der weht von Montagmorgen sieben Tage lang: da schlagen die überreifen Ähren gegeneinander, und das edle Korn springt heraus und fällt auf die unfruchtbare Herbsterde." 73)

In dieser Situation tritt Jesus von Nazareth als Heiland auf, der die Bedrohung von außen (die überraschende Flut) wie die Gefährdung von innen (die gegeneinander schlagenden überreifen Ähren) zu bannen versucht.

> "Unser Heiland, der tapfere Mann, sprang vor. Er sprang in das schwer-fließende Wasser und schwamm und arbeitete sich durch Schlick bis zur Herde und rettete, was zu retten war. Unser Heiland, der tapfere Mann, der wackere Bauer, vor dem großen Weizenfeld, er warf den Rock ab und fing an zu mähen und rief die Leute, die auf dem Weg vorübergingen: 'Helft mir, daß gebunden und aufgestellt wird, was meine gute Sichel niederschlägt.'" 74)

Jesus wird vorgestellt als politisch motivierter Volksheld, der die innere Zerrissenheit der Juden zu überwinden sucht; ihm gilt des Predigers Bewunderung vor allem für das Bemühen, Einigkeit im jüdischen Volk herzustellen, ihm eine neue politische Identität zu geben:

> "Er zog umher in allen Städten und Dörfern, steht hier, und versuchte, die Geister umzustimmen. Es ist ja klar, wenn in ein verdummtes, verwirrtes und verängstigtes Volk oder in einen einzelnen Menschen ein anderer Geist hineinkommt, dann wird alles anders. So urteilt ihr selbst: Wenn ihr seht, daß ein Mensch sich ganz und gar verändert, so sagt ihr: 'Es ist ein anderer Geist in ihn gefahren.' Unser Heiland versuchte, einen anderen Geist in die Menschen zu bringen. Er versuchte, einen hohen, mutigen, einen feurigen Geist in die Leute zu bringen. 'Ich bin gekommen', sagte er, 'Feuer auf die Erde zu werfen: Wie wollte ich, es brennte schon.'" 75)

Die politische und historisch beschränkte, als solche aber beispielhafte Bedeutung, die Frenssen diesem Jesus durch Beschreibung und Erläuterung seines Wirkens zuschreibt, wird noch deutlicher, wenn er ihn an den Anfang einer Reihe seiner Auffassung nach vergleichbarer historischer Si-

tuationen und in ihnen agierender historischer Persönlichkeiten stellt:

> "Es ist ein Jammer mit solch einem Volk. Welch' eine furchtbare Not! Ein ganzes großes Volk, Millionen Menschen, schlecht regiert, falsch geführt, verängstigt, die Dummheit im Flor, die Bösen im Glanze, alle andern ausgebeutet, die Guten und die Klugen voll Scham. Es hat zu jeder Zeit solche Völker gegeben, giebt auch heute solche. Unser Volk war so im Jammer, als Luther jung war, und wiederum als Bismarck jung war. Des Heilands Volk war so ein Volk im Jammer." 76)

Frenssen hat die von der geschichtlichen Theologie offen gelassene Frage [77] für sich entschieden:

> "Wer ist nun dieser Jesus ... ? Er ist der vollkommenste Mensch, der Mensch, wie er sein soll. Er ist nach Seele und Leben der reinste, wahrste Mensch. So will Gott den Menschen! Er ist aus der Menschheit aufgeschossen der schönste Mann in Gottes Garten, schön, als wäre er Gottes Sohn. Durch sein Wesen ist er es und durch sein Thun." 78)

Diese durch Charakter und Leistung gleichsam erarbeitete Gottessohnschaft, die Basis der Parallelisierung Jesu mit geschichtlichen Größen wie Luther und Bismarck, macht den Nazarener in den Augen Frenssens nicht zu dem "mit einer gewissen Übermenschlichkeit" begabten Messias, sondern zu der überragenden Führungspersönlichkeit der Geschichte, die durch ihr Wirken im Volk Israel beispielhaft vorgeführt hat, wie mit den - durchaus nicht nur politisch begründeten, aber letztlich auf eine politische Lösung zielenden - Problemen eines Volkes umzugehen sei, wenn sie nicht nur durch Berufung auf geltendes Gesetz oder machtpolitisch pragmatisch auf absehbare Zeit beseitigt, sondern dauerhaft, das heißt mit Zustimmung der Bevölkerung in allen ihren Teilen gelöst werden sollen. Das Exemplarische seines Tuns liegt in dem - in Ansätzen auch schon von einigen alttestamentarischen Propheten unternommenen - Versuch, den göttlichen Heilswillen an und für ein Volk zu übermitteln, der ewigen Wahrheit eine historisch konkrete Gestalt zu geben und damit das

so ausgezeichnete Volk zum kollektiven Führungssubjekt der Geschichte zu machen. Da dieser Versuch tragisch gescheitert ist -

> "Aber das Ganze des Volkes, die große Menge, hat der Heiland doch nicht mit sich fortreißen können. Die Menschheit als Volk, als Masse, ist schwerfällig, ist dickflüssig wie Theer. Man kann nichts damit aufstellen. Selbst er, mit seiner gewaltigen Macht, hat nicht alle mit sich fortreißen können, lange nicht alle." 79)

- die Kreuzigung Jesu erscheint bei Frenssen als der freiwillige Opfertod des gescheiterten Volksführers für seine Ideale - steht die welthistorische Tat, als Vermächtnis und Auftrag des Gekreuzigten, "obgleich das Evangelium schon neuenzehnhundert Jahre an der Menschheit arbeitet" 80) noch immer zur Realisierung an.

"Ein junger deutscher Gelehrter, ein feiner, frommer und mutiger Mann, ein Mann von tiefem Geist und starkem Wort" 81) hatte - so der Beginn von Frenssens näheren Erläuterungen zur Nummer zwei seiner Trias der historischen Größen, die jenen Auftrag überhaupt wahrgenommen und sogar einige richtige Schritte zu ihrer Lösung unternommen hatten 82) - eines Tages, "obwohl schon ein gelehrter Mann, zum ersten Mal das Wort Gottes entdeckt: 'wie da in der Bibel nichts von Heiligen stand, noch von Heiligenbildern, noch von Sündenerlaß durch Geld, noch vom Papst'". 83) Als Theologieprofessor an der Universität von Wittenberg hat er seine aus diesen Einsichten resultierende Kirchenkritik öffentlich gemacht, beträchtliche innerkirchliche Unruhe und auch massive Anfeindungen gegen seine eigene Person hervorgerufen, die ihm aber die prinzipielle Richtigkeit seiner Kritik nur bestätigen, ihn immer sicherer machen in seinem Kampf mit den Autoritäten, so "daß der Angegriffene alsbald der furchtbare Angreifer wurde". 84) Und nun vollzieht Frenssen den entscheidenden Schritt in der Stilisierung des Kirchenreformators zu dem Jesus vergleichbaren Helden, der, dessen unvoll-

endetes Werk aufnehmend, statt des jüdischen, das sich als ungeeignet erwiesen hatte, das deutsche Volk, das heißt das im 15. und 16. Jahrhundert in einer konkreten historischen Gestalt noch gar nicht existierende Deutschtum als solches, zur erst zu schaffenden Verkörperung göttlichen Willens in der Geschichte machen will. Luthers Übersetzung der lateinischen Bibel ins Deutsche gerät dabei zur nicht nur sprachlichen Voraussetzung für die angestrebte Ausbreitung der Bibellektüre als Basis intensiverer Volksfrömmigkeit, sondern gewinnt inhaltliche und symbolische Bedeutung als Übertragung der ewigen Wahrheit in die ihr angemessene, die von dem Reformator aufgedeckten Abweichungen und Fehldeutungen hinfort ausschließende Sprache:

> "Und als er endlich sah, wie sehr das Volk und selbst auch die Gelehrten der Zeit in religiösen Dingen in Unwissenheit und Irrtum staken, da hat er das Wort Gottes ins Deutsche übersetzt, nachdem er sich zu dieser Arbeit das Schwert (!) selbst geschmiedet hatte, die deutsche Sprache, die wir jetzt noch reden." 85)

So wenig wie die Behauptung von der selbstgeschmiedeten Sprachwaffe stimmt auch das Folgende, aber darauf kommt es bei dieser Vereinnahmung Luthers als Reformator der Deutschen auch nicht an:

> "Er hat dagestanden, ... als ein gewaltiger Herzog der Deutschen, auf dessen Wort das ganze (!) Volk hörte. In acht Tagen (!) flogen seine Sprüche und Bücher von Wittenberg bis an die Weichsel und an den Rhein, flogen weiter durch alle germanischen Völker, und erschütterten und erweckten diese stolzeste und stärkste Menschenrasse, die es auf der Welt giebt: Hochauf horchten sie auf den Sang der Wittenberger Nachtigall. Unerträglich erschien ihnen die Finsternis, in der sie gelebt. Sie freuten sich, daß nun ihr Gang gewiß geworden war in Gottes Wort." 86)

Der letzte Satz spricht die Umkehrung unmittelbar aus, auf die es Frenssen ankommt: ihr, das heißt der Deutschen Gang, war sich seiner selbst sicher geworden durch Luthers Neuinterpretation der biblischen Botschaft. Da ist der in solcher Gewißheit steckende Auftrag für die kommenden Genera-

tionen und damit auch der aktuelle Nutzen einer Besinnung auf die Reformation keine Überraschung mehr:

> "Wenn es wahr ist, daß unsere Kinder auf uns sehen, die wir vor ihnen hergehen, dann müssen wir alte Rechte festhalten, alte Fahnen hoch in starker Faust tragen, jene Rechte und Fahnen, unter denen unsere Vorfahren und Väter vierhundert Jahre lang immer vorwärts geschritten sind, ein kraftvoll Geschlecht, ein aufwärts strebendes Volk. Sonst möchten einst unsere Kinder klagen und sagen: Unsere Väter wurden Weiber. Sie verkannten und verachteten und vergaßen, was die immer frische Quelle ihrer Volkskraft war und die Macht, die immer neu starke Persönlichkeiten zeugte. Nun werden wir um ihretwillen heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied." 87)

Bei dem Stichwort "Heimsuchung" kommt der dritte der - nach Frenssens weltgeschichtlichem Überblick - exemplarisch mit dem Problem Volksnot befaßten Männer der Geschichte in den Blick,allerdings mit deutlich eingeschränkter, der Ergänzung durch das Erbe der beiden historischen Vorläufer bedürftigen Bedeutung.

> "Was Bismarck für die Deutschen in Staatssachen gewesen: das ist Luther in Religionssachen gewesen." 88)

Bismarck hat zwar das Deutsche Reich als staatliche Einheit hergestellt und insofern einen großen Schritt vorwärts getan auf dem Weg zur Installierung der Deutschen als Gottesvolk, aber eben "nur" als Staat, als äußeren politisch-technischen Apparat, dem recht eigentlich noch das innere Leben, die religiöse Fundierung im Glauben, im Bewußtsein und im tatkräftigen Wollen seines Volkes fehlt. Deutschlands Einheit, nicht nur von oben, von außen als Institution, sondern von (ganz) innen her, von unten aus der freiwillig angenommenen Überzeugung der Deutschen selbst - das ist der völkische Traum, den auch schon der Dorfpfarrer Frenssen träumt und zu dem er seinen theologisch-ideologischen Beitrag leistet:
Jesus von Nazareth hat das Problem in seiner religiösen Demension erkannt; Luther hat ihm die Wendung ins Deutsche ge-

geben und Bismarck [89] hat den ersten großen Schritt zu seiner Lösung im deutschen Sinne getan.

So ist es nur konsequent, daß die gesamte Predigtsammlung im Zeichen dieses christologisch-deutschen Zusammenhangs steht.
Noch in der vorletzten Predigt der Sammlung mit dem Titel "Das rechte Lebenswerk", mit dem jedoch den eigentlichen Schlußpunkt setzenden Untertitel "Abschiedspredigt" thematisiert Frenssen noch einmal ausdrücklich jenen zugleich welt- und heilsgeschichtlichen Zusammenhang, um den es ihm - mittelbar oder unmittelbar - in seiner ganzen Predigttätigkeit eigentlich immer zu tun war:

> "Unser Heiland sah sein Volk in großer Not. Sowie auch Luther und Bismarck ihr Volk in großer Not sahen." 90)

Und schon in der Ansprache zum 2. Advent, die die gesamte am Fortgang des Kirchenjahres orientierte Abfolge der Predigten eröffnet, steht dasselbe Thema im Mittelpunkt, wenn Frenssen, Wilhelm I. an die Position Bismarcks setzend, den entsprechend variierten und durch den von Kaiser zu Kaiser unmittelbarer als an der Gestalt Bismarcks möglichen Bezug auf Friedrich I. Barbarossa scheinbar noch schlüssigeren Gedanken formuliert:

> "Liebe Christen, was diese deutsche Kaiserhoffnung im kleinen war, das ist die Christushoffnung des jüdischen Volks im großen gewesen. Was diese deutsche Kaiserhoffnung im Staatsleben war, das ist die Christenhoffnung im Seelenleben gewesen." 91)

Für die Erfüllung dieser Hoffnung, von der im Folgenden die Rede ist, gilt wieder jene Einschränkung, die schon für die Beurteilung Bismarcks gegolten hatte:

> "Genau, wie die Väter es gehofft hatten, genau, wie die weise Frau erzählt hatte: so ist es in Erfüllung gegangen - nun, als Christ, was soll ich dazu sagen? Ich sage: Solche sittliche starke Volkshoffnung, ist <u>Gottes</u> Werk. Ich sage: <u>Gott</u> war es, der diese Hoff-

> nung eingab, der also in geheimer Weise an der Volksseele arbeitete, und Gott war es auch, der 'um der Wahrhaftigkeit willen' auch die Erfüllung gab." 92)

Gerade weil diese Erfüllung als rein staatliche noch nicht vollkommen ist, sondern der Ergänzung durch die seelische bedarf, macht sich Frenssen hinfort zum durchaus nicht "in geheimer Weise", wenn auch literarisch indirekt agierenden Mitarbeiter Gottes an der "Volksseele". Als Pfarrer mußte sich der Volkspädagoge Frenssen bei seinem Bemühen, "mitzuarbeiten, daß alles geändert würde" 93) erst den theologischen Zugang zu solchem Tun schaffen: es war sein Übergang von der sein Studium bestimmenden Schule der paulinischen zur sogenannten geschichtlichen Theologie. Damit hatte er aber einen Weg eingeschlagen, der ihn - bei seinem Ausgangsinteresse - fast zwangsläufig über die theologische Alternative hinaus zu aktueller bezogenen weltanschaulichen Lösungsversuchen führte. Das mußten nicht notwendig völkische sein - auch der Kulturprotestantismus verstand sich als eine Bewegung, die ihren Beitrag zur Lösung nationaler Probleme leistete. Dem von nun an zu betrachtenden Schriftsteller Frenssen jedoch kommt die religiös-theologische Fundierung seiner "Arbeit an der Volksseele" sehr zustatten; sie wird sich als eine der wesentlichen Triebfedern seines außerordentlichen Erfolgs bei diesem Tun erweisen.

II) Heimatkunst

Seine Laufbahn als Schriftsteller beginnt Frenssen parallel zu seiner Pfarrtätigkeit; nicht zögernd, mit kleineren Arbeiten, Erzählungen etwa, sondern gleich in der literarischen Gattung, die von vornherein eine gewissen "Begabung für die Form" [1] verlangt und die Frenssens eigentliche Gattung bleiben wird, der des Romans. Stofflich-thematisch steht sein literarischer Beginn im Zeichen der Heimatkunst:

> "Aber es fehlte immer noch der letzte Anreiz und Anstoß. Sowohl mein Interesse, mein Wunsch und Wille, Erzählungen zu schreiben, wie meine Begabung dafür wurden erst dann wirklich wach, als ich meinen eigenen Heimatgenossen, unter denen ich mit einer Art heimlicher Wollust lebte, in einer Dichtung begegnete. Und das geschah durch einen Roman, der in meiner Heimatlandschaft, soviel ich mich erinnere in St. Michaelisdonn, spielte. Er war von einem geringeren Schriftsteller; aber ich fand in ihm eine Darstellung der Heimat und Heimatmenschen, daß ich dachte: 'Das kannst du auch und besser!'" 2)

Wie Frenssens in den Predigten sichtbar gewordene, über diese an einen theologisch-kirchlichen Rahmen gebundene Äußerungsform hinausdrängende Zielsetzung, "eine Idee von Volk und Staat im Tiefsten und Edelsten, in der Herzen Frömmigkeit, zu gründen" [3], sich in Romanen realisiert, die seinem eigenen und dem Urteil kompetenter Zeitgenossen nach zur Heimatliteratur zu zählen sind, muß die Analyse dieser Romane zeigen.

Frenssens Zugang zur Heimatkunst - autobiographisch

Seine sieben Jahre (1877 - 1884) auf dem Gymnasium in Meldorf - die beschränkten finanziellen Möglichkeiten der Eltern ließen den Besuch der "Lateinschule" erst für den schon Vierzehnjährigen zu - handelt Frenssen im "Lebensbericht" unter dem Stichwort "Schulnot" ab:

> "Ich kam aus einem Elternhause und von Kameraden, un-

> ter denen ich mein heißes und schweres Blut zu zeigen gewagt hatte, unter die große Schar fremder, kühler Gefährten, die alle, mehr oder weniger, unter dem Betrieb der Schule litten. Aus der bunten, weiten Dorfnatur und dem Verkehr mit stolzen, lebensfrohen Bauern, mit ernsten, gewichtigen Tagelöhnern, in eine enge kleine Stadt. Aus der Dorfschule, die in allen Künsten gespielt hatte, in die ödeste Grammatikschule. Von einem würdigen, mitten im Leben des Dorfes stehenden Lehrer zu diesen Gymnasiallehrern, die bis auf einen oder höchstens zwei, in ihrem entsetzlichen, rein grammatikalischen, formellen Beruf verdorrt waren, einige körperlich seltsam häßlich, einer ein Trinker, einer verlogen; und die fast alle in uns, den Schülern, ihre Gegner sahen." 4)

Als er in der Abschlußklasse wegen eines Streits mit einem Lehrer diese Schule verläßt und im Husumer Gymnasium angenommen wird, erlebt er immerhin noch für ein Schuljahr in dem dortigen Direktor Karl Heinrich Keck einen Schulmann,

> "der mich nicht als einen wunderlichen und zuwideren, sondern als einen Menschen betrachtet hat, der einige Aufmerksamkeit verdient, und nebenbei - ... - auch der einzige, der mir einen leisen Begriff von der Schönheit eines antiken Schriftstellers beigebracht hat." 5)

Zu der den Meldorfer Jahren gegenüber so heftig kontrastierenden Beurteilung der Husumer Zeit trägt auch der Umstand bei, daß der einundzwanzigjährige Primaner "als ein vorsichtiger, wöchentlicher Tischgast, immer freundlich aufgenommen, in einer Anzahl der ersten Häuser" kommt, dabei die "alte feinbürgerliche Kultur" kennenlernt und es offenbar als sehr wohltuend empfindet, daß in Husum "überhaupt ein helleres und weiteres Leben" herrscht. Als ein "glücklicher Zufall und die Freundlichkeit der Menschen" ihn schließlich nicht nur in dem"Hause und Zimmer wohnen lassen, in dem Theodor Storm bis vor wenigen Jahren gewohnt und gearbeitet hatte" 6), sondern sogar zu einer persönlichen Begegnung mit diesem hervorragendsten Repräsentanten der intakten kleinstädtischen Bürgerkultur führen - Storm ist Kreisrichter in Husum und hat Mitte der achtzi-

ger Jahre bereits einen weit überregionalen Ruf als Lyriker und Novellist -

> "Es kam eine ruhige, glücklichere Stimmung über mich." 7)

öffnen sich dem bislang außerhalb seiner dörflich vertrauten Welt so wenig Glücklichen ganz neue Dimensionen des Empfindens und Handelns:

> "Ich saß abends über Storm und Turgenjew, den mir irgendjemand in die Hand gegeben hatte, und erlebte mit wunderlich festlichen Empfindungen ihre Kunst - und machte die ersten poetischen Versuche." 8)

Frenssen zeigt sich also - auch noch in der Erinnerung nach fast einem halben Jahrhundert und trotz subjektiver wie objektiver Festlegung als Dichter einer sehr viel schlichteren Bauernkultur - durchaus nicht unbeeindruckt von der durch klassische Bildung und literarische Tradition vermittelten kulturellen Atmosphäre und dem gepflegten menschlichen Umgang in der gehobenen Bürgerwelt einer norddeutschen Kleinstadt, führt sogar seine ersten eigenen literarischen Schritte auf eine allmählich sich einstellende Gelöstheit in dieser Atmosphäre zurück.

Doch unmittelbar nach dieser Anerkennung bürgerlich geprägter Lebensformen, die für ideologisches Eiferertum keinen Raum zu lassen scheint, rückt Frenssen die Maßstäbe seines literarischen Weltbildes wieder zurecht:

> "Aber ich wurde doch in der kleinen Stadt nicht heimisch, soviel helles freundliches Leben sie auch hatte. Die Kleinbürger waren mir zu schmal und zu ängstlich, die Großbürger in ihrem Erwerb fremd; und die Gelehrten saßen mitten in der lateinischen Bildung, die ich als etwas Fremdes von mir wies, ja, in meiner dörflichen Altweisheit und meinem frühreifen Lebenswissen Neigung hatte, für Unfug zu halten." 9)

Das Wort von der dörflichen Altweisheit bringt zwar einen selbstironischen Unterton in die Distanzierung von klassischen Bildungsinhalten, aber nur in einem so beschränkten

Sinne, daß er die Distanzierung eher verstärkt als abschwächt: dem einundzwanzigjährigen Gymnasiasten, dem alles Lateinische bislang nur als "ein Packen voll Grammatikregeln" aufgezwungen worden war, steht ein so hartes Urteil noch nicht recht an - im Prinzip jedoch hat er recht, das heißt seine innere Stimme hat natürlich das Richtige getroffen:

> "Mir ist oft im Sinn gewesen, als wenn ich, in einer besonderen Weise, in einer tieferen Schicht deutschen Volkes und Wesens wurzelte, nämlich in jener Zeit und Art, da unser ganzes Volk noch in Höfen und kleinen Dörfern der einfachen Natur nahe lebte, in einheitlicher, eingeborener, rein deutscher Bildung; wie denn ja auch alle meine Vorfahren von grauer Zeit her immer nur auf einsamen Höfen und in einsamen kleinen Dörfern gelebt hatten, keiner von ihnen jemals in einer Stadt, und wohl keiner von ihnen jemals ein Buch zu Ende gelesen hatte. Es fehlte meinem einfachen und das Einheitliche suchenden Geist in der kleinen Stadt das naturnahe, schlichte, klare Bild, das meine Vorfahren seit grauen Zeiten gesehen hatten: das Bild des Hofes, des Dorfes, der Dorfgemeinde. Ich war in meiner ganzen Breite aus schierem Dorfblut, aus guter alter vornehmer Bauernkultur." 10)

In diesem selbstgefällig bornierten Bekenntnis des alten Gustav Frenssen sind alle wesentlichen Elemente jener Weltanschauung enthalten, die seine ersten vier Romane in wechselnder Kombination und Gewichtung, auch in verschiedenen, aber immer auf wenige Prinzipien rückführbaren Varianten bestimmen und ihn - ohne daß er zu den Theoretikern oder auch nur öffentlichen Bekennern dieser Bewegung gehörte - zu dem Autor der Heimatkunst machen. Die thematischen Schwerpunkte gruppieren sich um folgende Leitbegriffe:

- Bauernkultur (ländlich einfaches Leben, Bodenständigkeit, Heimattreue, Naturnähe)
- Städt- und Zivilisationsfeindschaft
- "Eingeborene" Bildung (Innerlichkeit, grüblerische Tiefe, Wissenschafts- und Theoriefeindlichkeit)
- Einheitsstreben (Ich-Universum, Volkspoesie, deutscher Glaube)

"Jörn Uhl" verwirklicht die Zielsetzungen der Heimatkunstbewegung so vollkommen, daß sogar deren aggressivster Verfechter, Adolf Bartels, seinem Dithmarscher Landsmann ansonsten durchaus nicht gewogen [11], zugeben muß, daß Frenssen "sozusagen beinahe die ganze Ernte der Heimatkunst in seine Scheuern fuhr". [12] Doch sowohl schon die "Sandgräfin", die Frenssen selbst als noch nicht recht gelungen einschätzt, als auch "Die drei Getreuen" - beide Romane erleben im Sog des Bestsellers "Jörn Uhl" ihren verspäteten Erfolg - stehen ganz im Zeichen jener "literarischen Ideologien", die die Heimatkunst zu ihrem Programm erhoben hatte. Und erst recht "Hilligenlei", wegen seiner sexuellen Emanzipationsthematik im Gefolge des Prinzips Naturnähe Frenssens damals umstrittenstes, deshalb aber kaum weniger erfolgreiches Buch, verwirklicht Ziele der Heimatkunst-Programmatik, vor allem durch sein vorletztes Kapitel, auf das hin der ganze Roman konzipiert ist: "Das Leben des Heilands, nach deutschen Forschungen dargestellt: die Grundlage deutscher Wiedergeburt". Mit diesem reinen Weltanschauungskapitel vollzieht Frenssen einerseits den unmittelbaren Anschluß an die historische Jesusgestalt seiner "Dorfpredigten" und ihre deutsche Beerbung durch Luther und Bismarck - inhaltlich ist dieser Anschluß allerdings der endgültige Bruch mit der protestantischen Theologie und Kirche - andererseits aber schon der Übergang zur nationalen Erweiterung seiner literarischen Thematik. Nicht daß nationale Gesichtspunkte und Verlängerungen privater Zusammenhänge in den nun zu behandelnden Romanen völlig fehlten, aber sie bleiben doch immer am Rande, Ausblicke auf überindividuelle, gesellschaftliche oder gar politische Bezüge, die (noch) nicht im Mittelpunkt des Interesses zu stehen scheinen.

1) Die Sandgräfin - der Sieg des Guten namens der Volkspoesie

Inhalt des Romans sind neun besonders ereignisreiche und entscheidende Monate in der eng miteinander verflochtenen Geschichte zweier dithmarscher Großgrundbesitzerfamilien in den Jahren 1895/96.
Auf Nachbargütern leben die Familien von Knee und Thorbeeken. Der "alte" von Knee, Invalide des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, hat die Führung seiner Ländereien völlig in die Hände des Verwalters Hinze und seines befreundeten Nachbarn Thorbeeken gelegt. Die zu Besuch kommende Nichte Gertrud, letzte Erbin der ursprünglich die Dithmarscher Besitzungen innehabenden Linie der Knees, öffnet dem willenlos Dahindämmernden, unterstützt vom alten Hausdiener Voß, die Augen über die tatsächliche Situation: seit Jahren hintergehen Hinze unt Thorbeeken ihn, lassen den Besitz verkommen und verschulden und haben sogar heimlich daraufhingearbeitet, ihn Thorbeeken in die Hände zu spielen. Der Alte erwacht zu spät aus seiner Lethargie: Thorbeeken hat inzwischen alle Hypotheken und Schuldverschreibungen für das Gut an sich gebracht und fordert die Versteigerung des Besitztums, um es endgültig seinem eigenen Grund und Boden zuschlagen zu können. Bei der öffentlichen Versteigerung jedoch taucht Thorbeekens totgeglaubter Sohn Hans auf und rettet, indem er mit internationalen Wertpapieren bürgt, der Familie Knee ihren Besitz. Vor Jahren war er von zuhause weggelaufen, als er durch Zufall erfahren hatte, daß seine Vorfahren durch Betrug gegenüber der Familie Knee, deren Verwalter sie seinerzeit gewesen, zu ihren Ländereien gekommen waren und daß sein Vater keine Bereitschaft gezeigt hatte, die über Generationen auf den Thorbeekens lastende Schuld durch Wie-

dergutmachung aus der Welt zu schaffen. Als wohlhabender Mann ist er jetzt, gerade noch rechtzeitig - herbeigerufen von der jahrelangen Vertrauten seines tatsächlichen Verbleibs - aus der Fremde zurückgekehrt, um neues Unrecht an den Knees zu verhindern. Gertrud und er verlieben sich ineinander, können aber - vorerst - nicht zusammenkommen, weil die alte Schuld scheinbar unüberwindlich zwischen ihnen steht, Hans sogar fast erneut aus der Heimat forttreibt. Erst die Zuspitzung der Situation durch unvorhersehbare, dramatisch sich überstürzende Ereignisse eröffnet neue Handlungsmöglichkeiten. Ein Wintersturm läßt die alte Burgruine am "witten Knee", einer großen Sanddüne am Ufer des Meeres, seinerzeit Stammsitz derer von Knee, einstürzen, wobei Gertrud von umherfliegenden Gesteinsbrocken am Kopf verletzt wird, woraus sich eine langwierige, von Fieberanfällen begleitete Krankheit entwickelt. In einem dieser Fieberanfälle verläßt die Schwerkranke das Haus, irrt durch die Winternacht und läuft dem betrunkenen vom Abschiedsempfang seines Sohnes aus der Stadt heimkehrenden Thorbeeken in den Weg. Von seinem schlechten Gewissen geplagt, wähnt dieser nicht die kranke Gertrud, sondern die sagenhafte "Ahnfrau" der Knees vor sich zu sehen und damit für sich die Stunde der Vergeltung für gekommen. In jäh aufkommender Panik jagt er die Kutschpferde die Düne hinauf und stürzt mit ihnen ins witte Knee ab. Sein unfreiwilliger, aber von allen als schicksalhaft empfundener Sühnetod verändert die Lage völlig: Hans macht seinen Entschluß, die Heimat wieder zu verlassen, rückgängig, und bei Gertrud setzt ein langsamer Gesundungsprozeß ein. Nach einigen Wochen steht dem Glück der Liebenden sowie der allgemeinen Versöhnung der beiden schuldhaft miteinander verstrickten Familien von Knee und Thorbeeken nichts mehr im Wege.

Schon die rigoros auf die Haupthandlung reduzierte Inhalts-

angabe - wie in fast allen Romanen wird diese Haupthandlung von einem üppigen Geflecht mehr oder weniger einsichtig auf sie bezogener Nebenhandlungen begleitet oder auch einfach von eingestreuten, für den Fortgang des Geschehens keineswegs notwendigen Geschichten überlagert - läßt erkennen, welche Absicht Frenssen in seinem ersten Roman verfolgt. In noch weitreichenderer Form, als er es selbst wohl gemeint hat, entspricht die "Sandgräfin" seinen selbstformulierten Intentionen:

> "Ich machte mir wohl Mühe um dies Allzumenschliche, auch um das, was davon in mir selber war; aber es wehrte und weigerte sich etwas in mir, es darzustellen. Es gehörte, schien mir, zum Menschen, so wie er von der Schöpfung gemacht ist, und wie jeder, der Augen und Ohren hat, alle Menschen und sich selber kennt. Ich mußte und wollte, aus meiner Natur heraus, etwas anderes. Ich mußte es alles erhöhen, reinigen, blank machen." 13)

Frenssen bezieht seine eigene Produktion kritisch sogar auf die zeitgenössische literarische Situation:

> "Ich kannte den Naturalismus, der damals, als ich anfing, gerade die derbsten Früchte erzeugte ... aber ich konnte und wollte nicht. Was sollte ich erzählen, was jeder in und um sich hatte, was alltäglich war, gewöhnlich war?" 14)

und ist auch nicht zimperlich mit der literarischen Ahnenreihe, die er mit seinen eigenen Absichten und ihrer schriftstellerischen Realisierung zu beerben gedenkt: "Ich schlug den Weg Homers, Goethes, Dickens', Kellers, Heyses, Storms und Raabes ein, von dem Wesentlichen in meiner Natur getrieben." 15) Einen wesentlichen Unterschied allerdings setzt er zwischen diesen großen Vorbildern und seinen eigenen literarischen Absichten, mit denen sich zu vergleichen oder auch nur "von ihnen zu lernen und irgendwie in ihre Spuren zu treten" er sich anfangs gar nicht zugetraut hatte.

> "Ich sah aber von solchen Gedanken und Versuchen auch darum ab, weil ich das Gefühl hatte, daß diese eben

genannten Poeten - außer allein Klaus Groths niederdeutsche Verse - dem breiten, einfachen Volk fremd geblieben wären. Sie waren, trotz einfacher Herkunft, allzu geistig; ihre Probleme waren dem einfachen Volk zu zart an Wesen und auch zu zart angefaßt und durchgeführt, oder ihr Stil zu gelehrt oder zu vornehm. Dem großen, einfachen Volk aber wollte ich dienen, ihm ganz allein und ihm durchaus; denn zu ihm gehörte ich mit meinen ganzen Sinnen, und ihm fehlte so viel an Glück, Licht und Wegrichtung." 16)

Diese mit aller Vorsicht formulierte Kritik läßt Frenssen sich zunächst auch an anderen Vorbildern orientieren, wobei er aber das Ziel,"Licht" zu bringen und "Wegrichtung" aufzuzeigen, beibehält und damit auch die Anspruchsebene, die es ihm nach dem ansehnlichen Anfangserfolg der "Sandgräfin" gestattete, sich mit den großen Ahnen zu identifizieren.

"Ich sah meine Mutter, wenn sie ihre Tagesarbeit getan hatte, mit allergrößter Freude über den romantischen Geschichten der 'Itzehoer Nachrichten' sitzen und ich wußte, wie einfache Naturen die Erzählung der Marlitt und Heimburg liebten. Ich hielt für möglich, daß ich so etwas auch schreiben könnte, etwas, das die einfachen Leute gern läsen." 17)

In Frenssens eigener Rückschau klingt die Charakterisierung seines Erstlings leicht ironisch: offensichtlich will sich der erfolgreiche Autor ein wenig von seinem ersten Versuch distanzieren, Verständnis für eine gewisse Anfangsunsicherheit gewinnen, vor allem durch den Hinweis auf einen bald sich herausbildenden eigenen Stil:

"Also warf ich mich denn im Saal des großen, langen, rethgedeckten Pastorats von Hemme mit hitzigem Eifer in diese seltsame, höchst verwegene, ganz heimlich gehaltene Art von Fleiß und lustwandelte in der Weise der Marlitt und Heimburg ein wenig in Gartenlauben und romantisch verfallenen Türmen. Und ich tat, meine ich jetzt, völlig unbewußt, wohl gut daran; denn ich kam, von diesen Vorbildern aus als von kleineren und gelinderen Herren, sehr rasch zu einem ganz eigenen Stil und auf eigne Bahn." 18)

Obwohl - was zu zeigen ist - der Roman in Frenssens literarischem Werk durchaus eine gewisse Sonderstellung einnimmt,

geht es darum, die "Sandgräfin" gerade nicht als ersten, noch unsicheren Versuch von Frenssens weiterer Produktion zu isolieren, sondern schon in der Analyse dieses Romans charakteristische Motive und literarische Verfahrensweisen vorzuführen, die auch Frenssens spätere Arbeiten bestimmen, weil sie in dem literarischen Erstling nicht schwächer entwickelt sind als später, sondern sogar besonders deutlich zutage treten. Licht und Wegrichtung für das einfache Volk will Frenssen bringen - jener volkserzieherische Impetus setzt sich fort, den wir schon am Prediger Frenssen festgestellt haben und für den diesem die Kirchenkanzel schließlich nicht weitreichend genug erschienen war.
Im Gegensatz zur gottesdienstlichen Predigt hat es Literatur jedoch nicht unmittelbar mit ethischen Maximen zu tun, kann sich also nicht mit der Herstellung eines "Perlenschnürleins kleingehackter zwangsläufig leicht faßlicher Sentenzen, untermischt mit Exempeln des Tages" begnügen, sondern muß, wenn überhaupt, dieses Verhältnis umkehren: sie hat einen Wirklichkeitszusammenhang so zu konstruieren oder zumindest zu rekonstruieren, daß die ihn bewegenden Kräfte sichtbar werden und kann auf diese Weise - mehr mittelbar als unmittelbar - zu Maximen oder gar Handlungsanweisungen gelangen, die sich aus dem Dargestellten ergeben. Der zum Literaten avancierende Pfarrer wird seine besonderen Schwierigkeiten mit dieser Umkehrung haben.

Erhöhung, Reinigung, Katharsis in einem sehr allgemeinen Sinn ist Ziel von Dichtung seit altersher. Auch Frenssens schreibende Zeitgenossen, die Naturalisten, schienen zumindest nach ihren theoretischen Äußerungen, Vergleichbares im Sinn zu haben:

> "Es ist hohe Zeit, aus diesem Wirrsal herauszukommen. Wir müssen wieder ein frisches, fröhliches Herz gewinnen, das, die im Leben wurzelnden sittlichen Ge-

> walten respektierend, sein alles freudig an den Kampf setzt um die idealen Güter der Menschheit. Damit finden wir eine sichere, würdige Richtung für unsere gesamte Lebenspraxis und in ihr jene sittliche, reinhumane Kraft, in der allein alle Menschenerlösung beschlossen liegt." 19)

In ihrer literarischen Parxis konnte der Dithmarscher Dorfpfarrer solches jedoch nicht entdecken; im Gegenteil, ihre "derbsten Früchte" [20] bestärkten ihn gerade in seiner scharfen Absetzung von einer Literatur, der es nur um die Oberfläche des Alltäglichen zu gehen schien.
Trotz seiner offenkundigen Verachtung naturalistischer Literatur ist Frenssen jedoch sehr auf die Klarstellung bedacht, daß ihm nicht die Wirklichkeitserfahrung der Naturalisten verschlossen sei, daß er also nicht Anti-Naturalist sei mangels Kenntnis menschlicher Schwächen und Abhängigkeiten, daß er sie im Gegenteil sehr wohl, auch an sich selbst, erlebt habe und kenne, aber bewußt und gezielt anders mit solchen Erfahrungen umgehe, persönlich wie literarisch:

> "Es wäre mir wohl möglich gewesen, schier wirkliche, ja brutale Dinge zu schreiben; denn mein eigenes Leben hatte wohl Abgründe, in die ich nicht nur hineingesehen hatte, sondern auch hinabgestiegen war." 21)

Für ihn enthält die Realität Gegenkräfte, deren Nichterfassung bei den Naturalisten zu einer verzerrten Darstellung führt. Diese Dimension der Wirklichkeit, die der am Alltäglichen haftenden Erfahrung allzuleicht entgeht, sollen seine Romane sichtbar machen, weil ihre Kräfte insgeheim die Wirklichkeit bewegen, ihr jenseits aller Alltäglichkeit, Banalität oder auch Brutalität einen sinnvollen Zusammenhang geben und sogar ihre voneinander abgrenzbaren Geschehensabläufe mit positiven Schlüssen ausstatten. Es ist die Überzeugung von einer prinzipiellen Weltharmonie, die Frenssens literarischem Schaffen zugrundeliegt und die dem Leser seiner Romane sichtbar, nachvollziehbar

werden soll.
Doch ist es nicht einfach das Klischee von der heilen Welt, von der problemlosen Idylle, das hier vorgestellt wird, sondern das Bild einer Welt, deren Probleme lösbar sind, weil es so etwas wie eine geheime Lösungsinstanz gibt, die letztlich alles zum Guten wendet. Und ein zweites, ergänzendes Grundelement ist ebenso konstitutiv für Frenssens Romanwelt: die Macht, die insgeheim sämtliche Fäden der Wirklichkeit in der Hand hält, agiert nicht als deus ex machina, als Fatum über die Köpfe der Menschen hinweg, sondern sie bedient sich zur Durchsetzung des Guten der Menschen, die selber gut, nüchtern und willensstark sind und die in ihrem Sosein dem Bösen in der Welt immer wieder Schranken setzen.
Die zwei Grundkomponenten, die die Handlung jedes Frenssenschen Romans strukturieren, bestimmen die "Sandgräfin" nicht nur in besonders auffälliger Weise, sondern werden von ihrem Erzähler bzw. seinen Vertrauten auch explizit im Geschehensablauf kenntlich gemacht. Die erste führt der allwissende Erzähler ausdrücklich ein, wenn er, als das Geschehen des Romans selbst noch nichts von einer derartigen Entwicklung ahnen läßt, rhetorisch fragt:

> "Giebt es eine geheimnisvolle, von uns Menschen nie enträtselte Macht, vielleicht eine weiche Engelshand, welche, unabhängig von Zeit und Raum, zwischen weit getrennten Menschenherzen feine, schimmernde Fäden knüpft und mit leichten, spielenden Händen durcheinander schürzt? Und dann müssen diese Herzen ... ob sie wollen oder nicht, über Länder und Meere zusammenkommen, langsam, aber stetig, immer näher, bis sie eins ans andere klopfen und der Engel den letzten Knoten, ewig haltend fest macht ... ein Engel mit lachenden, glücklichen Augen." 22)

Die zweite wird als notwendig ausgesprochen und auch praktiziert von einer Figur im Roman, die mit dem Erzähler im Bunde zu sein scheint, indem sie in der Romanrealität so handelt, daß jene "geheimnisvolle, von uns Menschen nie

enträtselte Macht" mit ihrer "Engelshand" in der menschlichen Wirklichkeit zum Zuge kommen kann. Was sie tut, hat Hand und Fuß und ist - im Handeln nach der folgenden Maxime - immer ein Schritt zum schließlich guten Ende:

> "... das Unheil käme nicht eigentlich in die Welt durch schlechte Menschen, sondern so, daß die guten Menschen nicht den Mut hätten, das aufstehende Böse niederzutreten." 23)

Es gilt nun nicht nur, diese Einstellung als diejenige des Erzählers oder bestimmter handelnder Personen im Roman nachzuweisen - das erbrächte im Ergebnis nicht mehr als eine ideologiekritisch orientierte Sammlung einschlägiger Zitate - sondern die in ihr explizit sich artikulierende Weltsicht als das dem Roman zugrundeliegende Konstruktionsprizip aufzuzeigen.

a) Der Erzähler - vorausschauender Repräsentant einer intakten Weltordnung

Gertrud, die zu Besuch kommende Nichte des alten Knee, erweist sich vom Tage ihrer Ankunft an als starke Persönlichkeit und ist schon nach kürzester Zeit die beherrschende Figur in dem seit Jahren den entschiedenen Willen und die volle Handlungsfähigkeit seines Vorstands entbehrenden Gutshaus. Innerhalb von wenigen Tagen hat sie sich in der fremden Umgebung zurechtgefunden und sogar schon für einige folgenreichen Veränderungen gesorgt. 24) Frauke, die sechzehnjährige und entsprechend eigenwillige Tochter des alten Knee, hat sich trotz eines starken charakterlichen Gegensatzes an die nur vier Jahre ältere Kusine angeschlossen - beide bewohnen gemeinsam dasselbe Zimmer - und befolgt ohne Murren oder Widerwillen deren die bisherigen Gewohheiten im Hause Knee verändernden Anweisungen. So ist es nur legitim, daß Gertrud schon sehr bald aus der Rolle des bloßen Besuchers zur der Figur im Roman avanciert, de-

ren ureigenste Probleme als handlungsorientierende Motive den weiteren Romanverlauf wesentlich bestimmen.

> "Wer soll mich einmal lieb haben? dachte sie ... er muß ein stattlicher Mann sein, sehr sicher, sehr männlich, und er muß mich sehr lieb haben. Er muß ein Mann sein wie Graf Hans 25), mein Großvater ... helles Haar, graue Augen, stark und hoch. Aber wo ist ein solcher, und wie käme er dazu, an mich zu denken? ... gerade an mich?" 26)

Diese unsichere, offene Frage an die eigene Zukunft kann der alles überblickende Erzähler dem Leser jedoch sogleich beantworten:

> "Zu derselben Stunde stand weit, weit, jenseits des gewaltigen Meeres, dessen weiße Wellenköpfe im Mondschein zu dem witten Knee hinüberleuchteten, im hellen Sonnenschein ein Mann: der, welcher Gertrud Knee im Traum erschienen war. Sonnverbrannt, mit hellem Haar und grauen Augen, stark und hoch, und in seiner Hand hielt er einen Brief, den die Frau im Mönchshof ihm geschrieben hatte. In dem Brief stand viel von der kleinen Frauke und von Christian, ... und von Gertrud Knee und von ihrer stolzen Schönheit und von alten traurigen Geschichten ...
> Und die Enkelin vom Grafen Hans, wie mag sie aussehen? Ja, schön muß sie sein: groß, stark, mit leuchtenden Augen, die von Begeisterung und Liebe sprühen!" 27)

Und der Erzähler fügt auch gleich noch die moralische Quintessenz seiner transatlantischen Konstruktion hinzu. Mit ihr wendet er sich zwar in einer Art rhetorischen Geste direkt an seine verzagte Protagonistin, doch geschieht dies gerade durch die unmittelbare Anrede gleichsam coram publico: jeder Leser wird zum Zeugen für die Richtigkeit der Vorhaltung, die der Erzähler Gertruds Kleingläubigkeit angesichts seiner weitreichenden Perspektive meint machen zu müssen.

> "Siehst du, Gertrud von Knee! Als du glaubtest, daß niemand da wäre, der an dich dächte ... da ... weit jenseits des Meeres ... da steht einer und denkt an dich, und wenn er kommt - wenn er kommt - ja, dann wird er dich finden wie du seine Phantasie beschäftigt hast, stark, schön an Körper und Geist! Ganz wie

> Trude Groode, die Ahnfrau, die ihm in Träumen erschien, wenn er am Abhang des witten Knee im Heidekraut lag, damals, als er noch ein Junge war." 28)

Extreme Gegensätze - die Küsten des weit, weit sich dehnenden gewaltigen atlantischen Ozeans, Mond und Sonnenschein - werden vom Erzähler einander nicht nur zeitlich und räumlich zugeordnet, wie es die geographischen und die Weltzeit-Verhältnisse sowieso vorgeben - da die Uhrzeit in den Vereinigten Staaten zwischen sechs und neun Stunden von der mitteleuropäischen Zeit abweicht, kann dort tatsächlich Tag sein, während in Europa Nacht herrscht und Amerika wie Europa bilden Landgrenzen des atlantischen Ozeans - sondern bereiten in der besonderen Betonung ihres natürlichen Gleichlaufs und Einklangs - es ist dasselbe gewaltige Meer, das im Mondschein zum witten Knee hinüberleuchtet und im hellen Sonnenschein an die ostamerikanische Küste brandet - jenen menschlichen Zusammenhang vor, um den es dem Erzähler vor allem zu tun ist: Gertrud und Hans sind unausweichlich füreinander bestimmt - das walte seine erzählerische Autorität!

> "Und dann müssen diese Herzen ... ob sie wollen oder nicht, über Länder und Meere zusammenkommen, langsam aber stetig, immer näher." 29)

Doch nicht nur das private Glück von Hans und Gertrud wird auf diese Weise im vorhinein sichergestellt, sondern auch die Erhaltung ihres Besitztums erhoffen die Knees, allen voran sogar der lethargisch vor sich hindämmernde alte Herr, samt ihren Vertrauten von dem fernen Retter aus Übersee.

> "Und der Invalide träumte von dem Verschollenen, den er wie einen Sohn geliebt hatte, und seine Seele verweilte bei dem Gedanken ... Wenn er hier wäre, so würde er mein Sohn sein, stark und stattlich ... und seine Seele malte dies aus mit stiller Freude." 30)

Voß, der alte Diener, neben Frau Möller diejenige unter

den nicht direkt zur Familie Knee gehörenden Personen, die die Sympathie des Erzählers in besonderem Maße genießt und entsprechend von Anfang an zu den Eingeweihten gehört, besitzt auch diese auf Hans Thorbeeken gerichtete Hoffnung. Er gewinnt unter all den Hoffenden jedoch eine gewisse Sonderstellung dadurch, daß seine Erwartung über illusionäres Träumen hinauswächst zu einer fast seherischen Dimension:

> "Er hatte eine Hoffnung! Eine leise, wunderbare, abergläubige; eine Hoffnung auf Rettung des Kneeschen Besitzes und auf eine nochmalige Wiederkehr glücklicher Tage. Zuweilen spottete er in seinem Inneren über das, was er 'einen Traum' nannte, einen 'verrückten Gedanken', aber sein Herz war voll von dieser Hoffnung ... seine Augen leuchteten unter den buschigen Augenbrauen, wie die eines alten Propheten, der die Stunde kommen sieht, welche die unerwartete Hilfe bringt, und seine Lippen murmelten: 'Wenn er heimkehrt! Heimkehrt zur rechten Stunde ... das käme von Gott!'" 31)

Und schließlich hat auch Gertrud nicht nur ihr privates Glück im Sinn, sondern das Schicksal der gesamten Kneeschen Familie:

> "Warum konnte sie den Gedanken nicht fahren lassen, daß der Verschollene wiederkommen würde, um die Schuld zu sühnen; und sie beide ... beide von Schuld und Sorge befreit, würden zusammenstehen, alte Feindschaft wäre begraben und vergessen, alte Bäume wären vermodert, Ruinen wären gefallen, und neue Reiser sproßten auf den alten, gereinigten, heimatlichen Boden?" 32)

Was der Erzähler also "da oben im Herrenhaus", gleichmässig verteilt auf die zitierten Personen, als "stille, duftige Hoffnung um bange Herzen ranken" läßt [33], ist weit mehr als bloße Hoffnung. Indem er die Empfindungen der wesentlichen Personen derartig parallelisiert, legitimiert sich durch ihre Gleichbestimmtheit scheinbar jene volkserzählerische Weisheit, die er an den Leser bringen will: Ist die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Auf

ganzen sechs Romanseiten schafft Frenssen den Übergang vom drohenden Untergang der Knees zur Gewißheit von ihrer Rettung und der Ankündigung, wen stattdessen gerechterweise die Vernichtung treffen wird: den besitzgierigen Schurken Thorbeeken.

> "Die Wolken über dem Herrenhaus zogen sich dichter und dunkler zusammen." ...
>
> "So rankte da oben im Herrenhaus stille, duftige Hoffnung um bange Herzen. Stille Furcht schmiegte die Menschen aneinander. Hoffnung, die in ihren Herzen blühte, machte diese Menschen still und friedlich - unten aber in der Marsch wuchs das Grauen." 34)

Der Engel mit den weichen Händen [35] hat durch seinen literarischen Vollstrecker, den Erzähler, längst die Regie übernommen, als dieser noch rhetorisch - da allzu demonstrativ gläubige Naivität vorgebend - die Frage stellt, ob es jene geheimnisvolle Engelsmacht überhaupt gebe. Wie sehr es sie gibt und das heißt, wie sehr Frenssen an ihrer Existenzbeglaubigung lag, wird die weitere Romanhandlung zeigen. Sie gelangt zu ihrem Ende nicht durch die Entfaltung einer inneren, das heißt aus dem Handeln der Individuen zwingend sich ergebenden Notwendigkeit, sondern durch eine in zweifachem Anlauf sich vollziehende Zuspitzung des Gegensatzes der Familien Knee und Thorbeeken aufgrund einer kaum glaublichen Häufung außergewöhnlicher und unvorhersehbarer Ereignisse und Handlungsweisen, auf deren jeweiligem Höhepunkt jene "geheimnisvolle, von uns Menschen nie enträtselte Macht" - sei es in Menschen-, sei es in Engelsgestalt - sich besonders effektvoll in Szene setzen kann.

b) Der erste Engel - Hans Thorbeekens Heimkehr

Wie nach der so wundersamen "einheitlichen Hoffnung im Hause Knee" nicht mehr anders zu erwarten, kommt der Retter zum großen Auftritt bei der öffentlichen Versteigerung

gerade noch zurecht - sein Leben sogar hat er riskieren müssen, um das neue Unrecht an den Knees zu verhindern.

> "Wir lagen in Lissabon in vierzehntägiger Quarantäne. Es waren böse Tage! Wir hatten ziemlich viel Kranke an Bord, mehrere starben, dazu kam für mich die Furcht, daß ich zu spät kommen könnte. Zuletzt verließ ich bei Nacht und Nebel das Schiff. Es ging nicht ohne einige Schüsse ab, welche die Wachen uns nachsandten." 36)

Obwohl Hans schon seit einigen Wochen durch einen Brief von Frau Möller wußte, daß die Lage der Knees sich ausweglos verschlechtert hatte und daß alle Hoffnung auf ihm lag, trifft er doch erst am Tage vor dem entscheidenden Datum in der Heimat ein. Der Grund - die Quarantäne in Lissabon, die nächtliche Flucht vom Schiff - kann nur unzureichend verdecken, wozu er eigentlich dient. Nach allem, was vom Erzähler an Vorausschau, an scheinbar von ungewisser Ahnung hervorgebrachten Vermutungen geäußert worden ist, konnte an der Retterfunktion von Hans Thorbeeken nicht mehr der geringste Zweifel bestehen. Um aber trotzdem die Fiktion aufrechtzuerhalten, es habe alles an einem seidenen Faden gehangen und der glückliche Ausgang sei bis zum letzten Moment ungewiß gewesen, wird noch nachträglich [37] ein Hindernis eingeführt, das der sich über alle Stationen der Handlung ankündigenden allzu glatten Lösung doch etwas von ihrer Glätte nehmen soll. Dem Leser läuft nachträglich ein wohliger Schauer über den Rücken, wenn er erfährt, wie "knapp die Sache war", die wie nach einer heimlichen Regie des "Engels mit den lachenden, glücklichen Augen" sich abgespielt hatte. Die Beiläufigkeit jedoch, mit der Hans von den "bösen Tagen" im Lissaboner Hafen berichtet, wie auch die lässige Gestelztheit seiner Ausdrucksweise - "Es ging nicht ohne einige Schüsse ab, welche die Wachen uns nachsandten" - strafen seine Furcht, daß er zu spät hätte kommen können, nachträglich Lügen und offenbaren die Zuspitzung auf die letzte Minute

als äußerliches, dem Schauer- und Abenteuerroman entlehntes Motiv.
Immerhin erreicht der Roman in der Konfrontation der beiden Thorbeekens bei der Versteigerung einen äußerst effektvollen Höhepunkt von durchaus glaubwürdiger Dramatik, sind doch Vater und Sohn aus überzeugenden Gründen zu feindseligen Kontrahenten geworden. So scheint auch die Lösung aller noch bleibenden Probleme nur eine Frage der Zeit zu sein, nachdem der alte Thorbeeken in aller Öffentlichkeit eine demütigende Niederlage nicht nur in der Versteigerung erlitten hat. Indem sein eigener Sohn ihm mit voller Absicht diesen Schlag versetzt, hat er mit der Vollstreckung des Urteils begonnen, das die ganze Gegend längst über Thorbeeken und seine Machenschaften gefällt hat: Strafe und Vergeltung müssen über ihn kommen.

c) Der zweite Engel - Trude Groode

In der zweiten Hälfte des Romans scheint zunächst auch alles so abzulaufen, wie es Hans' Heimkehr mit dem Vorsatz, altes Unrecht zu sühnen und neues zu verhindern, vermuten läßt. Er nimmt erst gar nicht im Marschhof seines Vaters Quartier, sondern bittet um Aufnahme im Hause Knee, was ihm freudig gewährt wird. Die Beziehung zu Gertrud wird immer herzlicher; nach einem mißlungenen Versuch, den Vater für seine Wiedergutmachungspläne gegenüber der Familie Knee zu gewinnen, läßt er die Sache zunächst auf sich beruhen und widmet sich ganz der Instandsetzung und Modernisierung des Kneeschen Gutes. Als das "liebe Weihnachtsfest" da ist, kann Frenssen den alten Voß mit voller Überzeugung sagen lassen: "Das ist ein schöner Weihnachtsabend, Herr! Es ist alles gut geworden." [38]
Und das Schlußtableau des 15. Kapitels könnte der Schluß des Romans sein - wenn es nur um die Sanierung der Kneeschen Wirtschaftsverhältnisse ginge, um die Erhaltung von

Grundbesitz und Hypothekentilgung.

> "Da ward es still im dem Raum. Der alte Voß saß vorgebeugt, die gefalteten Hände zwischen den Knien, und starrte auf den Fußboden; der Hausherr hielt die kaltgewordene Pfeife in der leise zitternden Hand, die andere Hand hatte Frauke, die dicht neben ihm saß, in den Schoß genommen. Christian stand neben seiner Mutter, deren Augen voll Tränen waren. Hans aber sah mit verzückten Augen auf die Leserin, auf deren Haar goldig der Lichtschein funkelte. Er hatte alle seine Sorge vergessen." 39)

Doch für Gertrud, die Sandgräfin, geht es um mehr: zwischen den Knees und den Thorbeekens steht - ihrem Empfinden und dem in der Gegend umlaufenden Gerücht nach, denn ein stichhaltiges Wissen über die historischen Zusammenhänge besitzt sie zunächst nicht - eine Feindschaft, die sehr viel schwerwiegendere Ursachen haben muß als die aktuellen Hypothekengeschäfte, durch die Thorbeeken den gesamten Kneeschen Besitz in seine Hand zu bekommen gehofft hatte. Und solange diese Ursachen nicht beseitigt sind, sträubt sie sich innerlich gegen ihre eigene Sehnsucht, mit dem zurückgekehrten Hans Thorbeeken das Familienschicksal zum Guten zu wenden und die Versöhnung durch die Ehe mit ihm zu vollenden.

> "Gestern, als du noch nicht wußtest, daß er Thorbeekens Sohn war, da schlug ihm dein Herz entgegen. Gestehe es, Trude, da dachtest du, der ist ein Mann! Da war er dir kein Fremder mehr, nachdem er wenig Worte mit dir geredet hatte. Und nun willst du ihn fortstoßen? ... Aber er ist ein Thorbeeken, schrie es in ihr." 40)

Dieses zunächst durch nichts als jenes Gerücht begründete "Aber ..." konstituiert den ganzen zweiten Teil des Romans [41]. Entsprechend muß der Erzähler sich alle erdenkliche Mühe geben, Gertruds gefühlsmäßige Einwände gegen den jungen Thorbeeken durch den weiteren Handlungsfortgang, der in analytischer Manier auch die Vergangenheit der Knee-Thorbeeken-Beziehung aufdeckt, sowohl zu rechtfertigen,

als auch überflüssig zu machen. Das Ergebnis dieses Bemühens steht jedoch von Anfang an fest: es muß mißlingen, weil sich Gertruds Abneigung gegen Hans als einen zur Familie Thorbeeken Gehörigen durch Rückgriffe auf Jahrzehnte zurückliegende Ereignisse, mit denen er selbst nichts zu tun hat, niemals legitimieren läßt, also durch eine wie immer geartete Bewältigung dieser historischen Zusammenhänge auch nicht aus der Welt zu schaffen ist. Auch wenn jenes Gerücht sich bewahrheitet, ist für die negative Beziehung zwischen Gertrud und Hans nichts an Beglaubigung gewonnen. Hans Thorbeeken ist schließlich aus keinem anderen Grund aus dem fernen Amerika zurückgekehrt als zur Rettung der Familie Knee vor der Vollendung der betrügerischen Machenschaften seines Vaters. Mit seinem ganzen Auftreten: seiner Bürgschaft, seinem Gebaren gegenüber dem Vater in aller Öffentlichkeit, seinem Wohnen bei den Knees gibt er zu erkennen, daß er mit der verbrecherischen Tradition seiner Familie gegenüber den Knees gebrochen hat; ja, er will sogar seinen Vater zwingen, das uralte Unrecht wiedergutzumachen. So ist überhaupt nicht einsichtig, warum Gertrud, als sie durch einen verblüffenden Zufall das eindeutige Dokument des ursprünglichen Betrugs in die Hände bekommen hat [42], den um sie besorgten Hans schroff zurückweist mit der Begründung, die alte Schuld stünde unüberbrückbar zwischen ihnen:

> "'Nein!' schrie sie auf und preßte ihren Leib gegen die Birke. 'Kein Thorbeeken darf eine Knee anrühren. Alles, was ihr habt, ist gestohlen, und du ... du weißt es! Ich sehe es dir an. Siehst du! Und du sagtest es nicht!'" 43)

Natürlich weiß Hans das, was Gertrud ihm hier entgegenschleudert: er war ja seinerseits selbst, weil er das Wissen um diese historischen Vorgänge nicht länger ertragen konnte - bei Nacht und Nebel wie der historische Hans von Knee! - ins Ausland gegangen. Er hatte, da er gegen sei-

nen die Machenschaften fortsetzenden Vater nicht ankommen konnte, den Ausweg der Flucht gewählt, um nicht mitschuldig zu werden an der Vernichtung der Familie Knee. So bleibt Gertruds Vorwurf eigenartig gegenstandslos, weil er die mit Hans' Rückkehr eingeleitete Entwicklung völlig unberücksichtigt läßt. Doch auch Hans läßt sich von Trudes Scheinproblem ins Bockshorn jagen, nachdem er zunächst den Vorwurf mit einem richtigen Argument zurückweist:

> "'Gertrud, liebe Gertrud, wir werden uns finden. Es wird alles gut werden.'
> 'Schaffst du die Schuld aus der Welt? Die Sünde deiner Väter an den meinen?'
> 'Ich habe keinen Teil an ihr.'
> 'Sie (die Schuld) wird heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!'
> Er stöhnte schwer auf: 'Du hast recht.'" 44)

Nein, Gertrud hat unrecht: hier wird nicht Schuld heimgesucht, von einer anonymen, die Menschen zwingenden Gerechtigkeitsinstanz, sondern sie selbst ist es, die gegen die bereits in Gang gesetzte Versöhnung an einem starren, archaischen Schuldprinzip festhält, das auf Bestrafung der Schuldigen, nicht primär auf Wiedergutmachung des zugefügten Schadens gerichtet ist. Denn die Schuldverflechtung der Thorbeekens gegenüber den Knees ist ganz und gar in Abmachungen über Grundbesitz und in Geldgeschäften begründet, also auch als solche aufzuheben, wozu Hans bereits einen klaren Anfang gemacht hat. Stattdessen überrumpelt Gertrud ihren Retter mit einer Ausweglosigkeit der Situation, die mit ihrer beiden Handeln und Empfinden absolut nichts zu tun hat.

Die die alttestamentarische und die griechische Tragödie beherrschende Schuldverkettung als Fortpflanzung über Generationen hinweg ist Ausdruck eines anonym sich vollziehenden Schicksals, gegen das Menschen nichts unternehmen können. Hier jedoch handelt es sich um einen klaren Betrugsfall - Unterschlagung von Dokumenten mit besitzrechtlichen Folgen - kein einsehbarer Grund also, eine Art Sippenhaft

zu praktizieren, das heißt dem gutwilligen und auch schon gut handelnden Hans abstrakt seine Thorbeekensche Familienzugehörigkeit als Schuld zuzurechnen.

Erst der an sagenhafte Überlieferungen anknüpfende Tod des alten Thorbeeken macht den Weg frei auch für das persönliche Glück der Sandgräfin. In der Herbeiführung, ja Inszenierung dieses Todes durch den Autor, kulminiert die mühsam gespannte Konstruktion der zweiten Romanhälfte. Gertrud, den Schicksalsschlag, Hans Thorbeeken nicht lieben zu dürfen, mit einer fiebrigen Erkrankung kompensierend, schlüpft eines Abends ausgerechnet in die Gewandung der sagenhaften Trude Groode, der historischen Sandgräfin. In diesem Aufzug macht sie sich in einem unbewachten Moment aus dem Haus und auf den Weg zum witten Knee, um endlich die Ahnfrau herbeizurufen, die die verfahrene Situation in Ordnung bringen soll. Der von Hans' Abschiedstreffen angetrunken heimkehrende Thorbeeken erinnert sich während der nächtlichen Kutschfahrt all der Vorgänge, die mit dem Betrug an den Knees zusammenhängen, auch der letzten Worte seines von ihm selbst mit einer Überdosis Medizin betäubten, seines Geistes und seiner Sinne schon nicht mehr ganz mächtigen Vaters:

> "'Ich war in meinem Irrsinn von meinem Lager aufgesprungen' raunte die alte Stimme, 'und ich starrte nach dem Turm hinüber, ...'" 45)

Und prompt erfüllt sich die Vision des Vaters:

> "Thorbeeken stand aufrecht im Wagen, mit gesträubtem Haar, die Peitsche geradeaus gestreckt: 'Vater! ... da ... da steht sie!! Unter der Pappel, Vater! Im Mondschein ... die Mondstrahlen fließen durch ihre Finger und in ihrem Haar gleißt das Silber.'" 46)

Von der Erscheinung der Ahnfrau verwirrt, zügelt Thorbeeken die Pferde so abrupt, daß sie scheuen und dann vom Weg ab die Düne hinaufrasen und über sie hinaus mit dem

alten Thorbeeken ins witte Knee stürzen. Gertrud wird von Frauke und dem Diener Voß gefunden und kann zur Kenntnis nehmen, daß ihr Ruf "Ahne, hilf mir in der allergrößten Not!" erhört worden ist:

> "Der alte Voß beugt sich, am ganzen Leibe zitternd, zu ihr nieder: 'Sie hat dir schon geholfen', sagt er heiser, von Entsetzen ergriffen." 47)

Gertrud redet, als man sie ins Haus bringt, zwar irre, aber nachdem die Schuld gesühnt ist, hofft man auf ihre Genesung. Und nicht nur die Menschen sind von dieser Zuversicht erfüllt, auch die Natur hat an ihr teil und bestätigt auf ihre Weise den Gang der Dinge:

> "Und nun kam wirklich der Frühling. Mit tagelang brausenden Stürmen, und dann wieder mit weichem, stillem Regen, hielt er seinen Einzug. In den alten Pappeln sauste und rauschte es, ... 'Sie wird wieder gesund!'" 48)

Frauke, der alte Voß, Christian - sie alle haben die feste Gewißheit von ihrer kommenden Gesundheit und auch das "Trillern" der Buchfinken heißt natürlich: "sie wird wieder gesund".

Es dauert noch ein paar Wochen, aber an Ostern ist es soweit: nach dem Gottesdienst im Dom treffen Gertrud und Hans sich am Grabstein von Trude Groode, auf dem das allerdings unpassende Motto zu lesen ist: "Dee Leew öwerwendet alles." 49) Nachdem die Schuld der Thorbeekens durch den Tod des alten Thorbeeken mithilfe der Ahnfrau gesühnt ist, gibt es nämlich eigentlich gar nichts mehr zu überwinden. Das Motto hätte gepaßt, wenn es schon bald nach der Versteigerung zu einer Beziehung zwischen Gertrud und Hans gekommen wäre, wenn nämlich Gertrud gerade die von ihr selbst betonte Schuld, die zwischen ihnen steht, mit ihrer Liebe oder aus Liebe überwunden hätte, statt die Heimsuchung bis ins dritte und vierte Glied gegenüber Hans hochzuhalten und ihn damit fast wieder aus der Heimat zu vertreiben.

So erweist sich der Gesamtaufbau der "Sandgräfin" als eine Konstruktion, die in der Abfolge ihrer Handlungselemente nicht deren innerer Notwendigkeit folgt [50], sondern einer vom Erzähler äußerlich an sie herangetragenen Schuld- und Sühne-Logik, die diesen Roman seine innere Glaubwürdigkeit kostet.

Für den Leser wird die Lektüre eines solchermaßen geführten Romanzusammenhangs zum schaurig-schönen, im Grunde behaglichen Mitvollzug der wie auch immer verwickelten oder aussichtslosen Handlung, da der Erzähler ihn ja gerade in den kritischsten Situationen immer wieder des guten und gerechten Ausgangs versichert. So verlagert sich das Interesse des Lesers notwendig von dem inhaltlichen, das heißt die Handlung schaffenden und vorantreibenden Konflikt und dessen innerer Dramatik auf die Bedingungen und Umstände, unter denen er sich bis zu seinem ausgemachten Ende vollzieht. Die Güte im Sinne eines solchen Leserinteresses bemißt sich dann folgerichtig an der Quantität der für den vorweggenommenen Ausgang ungünstigen und behindernden Bedingungen, wobei ihrer inhaltlichen Verknüpfung mit der Haupthandlung nur noch untergeordnete Bedeutung zukommt. Es ist das Prinzip der Spannung um jeden Preis, das die Konstruktion der Handlung bestimmen muß, wenn der Erzähler mit der Vorsehung im Bunde ist und auch den Leser an seiner Weisheit teilhaben läßt, wie es unser Erzähler nach dunklen Wolken über dem Hause Knee und der duftigen Hoffnung in demselben resümierend tut:

> "Also rissen die geheimnisvollen, rätselhaften Fäden, welche uns Menschen mit unserem Schicksal verbinden, an den Herzen, daß sie in banger Hoffnung oder in jäher Angst aufzuckten, und anfingen, von wunderbaren Dingen zu träumen. Die das göttliche Recht auf ihrer Seite hatten, wurden im Traum durch die Tage des Leids geführt; der aber gegen göttliches Recht kämpfte, sah kommendes Unheil." 51)

Diese Prophezeiung hat sich sowohl in der Familiengeschichte der Knees, als auch in Bezug auf das private Schicksal der Sandgräfin bewahrheitet - allerdings in der von uns gekennzeichneten vom Erzähler äußerlich aufgesetzten Weise.

d) Sprachprobleme

Die Charakterisierung des Romanganzen als ein Zusammenhang, dessen Konstruktion in ihrer Künstlichkeit wenig überzeugen kann, wird bestätigt durch die Untersuchung einzelner stilistischer Elemente.
Der Aufgesetztheit der Dramatik im Handlungsverlauf entspricht die weitgehende Reduktion der Erzählsprache auf die Funktion der Benennung. Seelische Bewegungen werden nicht als Prozeß entwickelt, sondern einfach als Ergebnis registriert, das heißt sie werden nicht eigentlich erzählt, sondern als im Handlungsverlauf auch vorkommend, ihn aber weder vorantreibend noch von ihm verursacht, benannt.
Als Gertrud, gerade auf dem Kneeschen Gut angekommen, einen ersten Rundgang mit Frauke und dem alten Voß macht und dabei auch in den Garten geführt wird, über dessen Tannen- und Buchenumrandung man den "alten, grauen Turm" des ehemaligen Kneeschen Herrensitzes emporragen sehen kann, kommentiert der Erzähler die Wirkung dieses Anblicks auf sie folgendermaßen:

> "Gertruds Blick ruhte mit sinnender Freude auf dem lieblichen, schlichten Bild. Hier durfte sie sich ergehen, hier hatte sie ein Heimatrecht. Welch ein anderes Leben als in der engen Stadt! Es überkam sie ein Gefühl des Glücks, dem sie in einigen herzlichen Worten Ausdruck gab." 52)

Ist schon die nachträgliche Zusammenfassung der Empfindungen, die Gertrud in dieser Situation bewegen, durch den Erzähler eine unnötige Verflachung des unmittelbaren Aus-

drucks der handelnden Person selbst, so wird der Schluß des Zitats zum reinen Protokoll, das den Ausdruck jenes Glücksgefühls durch das Reden über diesen Ausdruck ersetzt und damit das kunstgemäße Verfahren zugunsten der technischen Mittel eines Sachberichts aufgibt. Das Grundgesetz jeglicher künstlerischen Tätigkeit, ihr Mimesis-Sein, wird noch in der Wendung vom "Ausdruck geben" ausgesprochen und zugleich verletzt, weil es nicht in einen sprachlichen Prozeß umgesetzt, sondern als eine solche Umsetzung wiederum nur benannt wird. Beispiele für derartige Reduktionen finden sich im Roman in Hülle und Fülle:

> "Gleich darauf trat sie ins Wohnzimmer und setzte sich dicht an die Seite ihres alten Freundes. Sie legte ihre Hand in die seine, die von Aufregung zitterte; er fragte nicht, was ihr widerfahren wäre, er meinte, sie weine um Hinze, der ihr gesagt hätte, daß er fortgehe. Aber es war vielmehr der erschütternde Eindruck, den die Mutterliebe auf das Kind gemacht hatte, und dann das andere, das mit Klingen und Klagen, mit Weinen und Lachen wie seit alters, in ihre Seele gezogen war: die süße Frauenliebe." 53)

An anderer Stelle ist von der "rührenden Liebe" die Rede, die der alte Herr von Knee "gegen sein Haus in diesen traurigen Monaten (zeigte), welche dem Zwangsverkauf vorangingen" 54) oder auch von einer "rührenden Bewegung ihrer Hände" 55), mit der Gertrud Hans gegenüber ihre eigene Schwäche eingesteht. Der Vollzug der Liebe, bzw. die Bewegung selbst als geschehende müßten beglaubigen, daß Rührung ihre Wirkung sein könnte. Hier jedoch wird diese Beglaubigung ersetzt durch den bloßen Namen der seelischen Bewegung, die hervorgerufen worden sein soll von der jeweiligen Situation bzw. Aktion einer anderen handelnden Person.

Ähnlich äußerlich ist oftmals die Beschreibung von Reaktionsweisen der Personen auf dramatische Entwicklungen oder

Ereignisse, die eine außergewöhnliche innere Erregung oder Bewegtheit hervorrufen.

> "Frauke von Knee atmete hoch auf." 56)
> "Draußen atmete Voß schwer auf." 57)
> "... sie (Frauke) schluchzte auf ..."58)

Diese Verhaltensweisen treten auf in Situationen, die selbst, als solche, nur wenig oder gar keine besondere dramatische Funktion haben. Ihr Erscheinen suggeriert eine seelische Spannung, die von der jeweiligen Situation her gar nicht motiviert ist. Ebenfalls in diese Richtung zielen Formulierungen, die eine falsche Preziosität oder Erhabenheit herausstellen sollen, damit aber lediglich Umständlichkeit und Gespreiztheit produzieren.
Als Frau Möller mit Sohn Christian zum ersten Mal vor dem Kneeschen Herrenhaus vorfährt, kommt es gleich zu einem kurzen Gespräch zwischen ihr, Gertrud und Frauke. Auch Christian soll mit in das Gespräch einbezogen werden:

> "Aber Christian hörte nicht mehr. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Mutter jegliche Verbindung mit dem Wagen gelöst hatte, fuhr er langsam den bekannten Weg um das Herrenhaus, ..." 59)

Was ausgedrückt werden soll, ist das banale Faktum, daß Christians Mutter inzwischen aus dem Litauer Wagen ausgestiegen war und auch nicht mehr am Wagen lehnte oder sich etwa mit einer Hand an ihm abstützte.

> "Durch das Fenster drang der Schall von Pferdetrab in das Gemach." 60)

An einer anderen Stelle ist es das Pferd selbst, welches mit einem veredelnden Namen ausgestattet wird: "Es ist der Ruf eines Rosses." 61) Und von der "Wildkatz" 62) Frauke heißt es gegen Ende des Romans:

> "... sie ging in gewohnter Weise ihren Arbeiten nach; still und ernst waltete sie in den Zimmern und in der Küche." 63)

während vorher schon Hans Thorbeeken bei einer seiner ersten

Zusammenkünfte mit Gertrud geschwärmt hatte:

> "In die Küche! Wie gerne stände ich einmal wieder an einem Herd, an dem ein deutsches Hausmütterchen waltet!" 64)

In diesen Zusammenhang gehört auch die von biblischen Wendungen geborgte Glaubwürdigkeit und Gewichtigkeit bestimmter Aussagen. Das Motiv des ungerechten Haushalters wird mehrmals verwendet und mit biblischen Geschehnissen in Zusammenhang gebracht:

> "Der ungerechte Haushalter sah das alles - er lehnte sich schwer gegen die Pappel, an der er stand, und weinte bitterlich." 65)

Das Gleichnis vom ungerechten Haushalter wird des widersprüchlichen Gehalts, den es im biblischen Zusammenhang (Lukas 16, 1 - 13) hat, entkleidet und mit der Petrus-Legende gekoppelt, deren Ende - "und weinte bitterlich" - aus einem ganz anderen Zusammenhang herrührt (Lukas 22, 54 - 62). Es geht gar nicht um eine genaue Anspielung auf die biblische Tradition, sondern um die Übernahme bestimmter Formeln, die aber gerade dadurch tatsächlich zu bloßen Formeln erstarren und die Haltung der betreffenden Personen, in diesem Falle Hinzes, zu leeren Posen verkommen lassen: der ungerechte Haushalter und der über seinen eigenen Verrat weinende Petrus in einer Person - das muß zu einem Kitschbildchen führen! Vom ungerechten Haushalter wird nicht mehr als der Name geborgt, von Petrus nur der Schluß die Geste der Trauer über sich selbst; beides zusammen ergibt ein scheinbar vertrautes Bild, das aus seiner Vertrautheit seine emotionale Überzeugungskraft gewinnen soll. Bei näherem Zusehen erweckt es aber denselben zwiespältigen Eindruck wie viele Gemälde Fritz von Uhdes, eines Zeitgenossen Frenssens, die alltägliche bäuerliche Lebenssituationen des 19. Jahrhunderts direkt mit der Christusgestalt zusammenbringen, was sich in aller Regel als künstle-

risch unvereinbar erweist. Die unmittelbar in eine kärglich düstere, norddeutsche Bauernstube des 19. Jahrhunderts gestellte Lichtgestalt eines mild segnenden Christus macht den Trost, den er der zum Tischgebet versammelten Bauernfamilie besonders sinnfällig überbringen soll, nicht überzeugender sichtbar als etwa ein altes, gemeinsam betendes Bauernpaar Leibls, das durch Haltung und Mimik sein Getröstetsein ausdrückt, im Gegenteil. Der mildstrahlende Christus in der ansonsten naturalistisch gezeichneten Bauernstube desavouiert die Intention des ganzen Bildes, weil er als solcher niemals Verkörperung und dadurch überzeugender Ausdruck des eher gedrückt nach innen gekehrten Betens der bäuerlichen Familie sein kann, sondern von außen, etwa aus der religiösen Vorstellungswelt des Malers, "in (die) Szene gesetzt" ist, ein Fremdkörper, Botschaft pur, ohne künstlerische Beglaubigung und damit seine Glaubwürdigkeit überhaupt verlierend: das Ergebnis ist die sentimental verlogene Verklärung bäuerlicher Armut und Beschränkung.
Der bisweilen wie im gezeigten Fall gleich mehrfache Rückgriff auf Bilder oder sprachliche Wendungen der biblischen Tradition in Frenssens "Sandgräfin" hat ganz ähnliche Funktion und Wirkung. Solche Anspielungen versuchen für das innere und äußere Agieren der betreffenden Personen, das aus dem Geschehens- und Handlungszusammenhang nicht überzeugend hervorgeht, die fraglos gültige Überzeugungskraft der biblischen Bilder gleichsam zu borgen - wie von Uhde im behandelten Beispiel die scheinbar immer gültige Trost-Ausstrahlung der lichten Christusgestalt - erreichen aber das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung: die biblischen Bilder versagen nicht nur den von ihnen verlangten Dienst - als Bilder können sie die Glaubwürdigkeit dessen, wofür sie stehen, nie selbst herstellen, sondern nur ausdrücken - sie decken die fehlende Beglaubigung ihres Gehalts - weil sie so vertraut sind

und damit zunächst tatsächlich unmittelbar einleuchtend erscheinen - als Widerspruch zwischen ihrer Selbst-Verständlichkeit und der mangelhaften Verständlichkeit, das heißt Motivierung dessen, was sie verbildlichen sollen, nur um so deutlicher auf.

Gab es im behandelten Fall - der Verwalter Hinze als ungerechter Haushalter - noch einen vagen inhaltlichen Zusammenhang, so führt solcher Bildgebrauch bisweilen zu Ungereimtheiten und grotesken Widersprüchen, die das Komische streifen. So erwidert der dumpf in seine Erinnerungen und damit seine verdrängten Schuldgefühle versunkene alte Thorbeeken auf den Vorschlag seiner Nichte Dora, eine längere Reise zu unternehmen und dadurch möglicherweise all diese furchtbaren Erinnerungen abschütteln zu können, weil er die Erfolglosigkeit solchen Davonlaufens ausdrücken will:

> "'Um Ruhe zu finden, meinst du?' Er hielt den Kopf ein wenig seitwärts geneigt, als horche er auf eine ferne Stimme. Sein Gesicht wandelte sich, es wurde blaß und tot: 'Und nähme ich Flügel der Morgenröte ... '" 66)

Der diese Erwiderung beendende, nach dem konjunktivischen Vor-Satz trostlos abbrechende Psalmvers [67], der an seinem biblischen Platz als ein kühnes lyrisches Bild die den Psalmisten tröstende Allgegenwart Gottes ausdrückt, ist im Munde Thorbeekens völlig deplaziert, müßte, wenn überhaupt denkbar in diesem Zusammenhang, als etwa plötzliche, aber von den Gegebenheiten sofort wieder zerstörte Erinnerung an unbeschwerte Jugendzeiten aus dem Geschehen heraus motiviert werden, was aber nicht geschieht. Im Gegenteil: seine Trunksucht hat ihn gerade wieder gepackt, als Dora das Zimmer betritt:

> "'Was willst du noch?'
> 'Onkel', sagte sie, 'du hast keine Ursache, böse zu sein. Von nun an wirst du schlafen können, wirst du

> Ruhe haben.'
> 'Ruhe?' schrie er.
> Nun wich sie doch vor dem Ausdruck der glanzlosen Augen zurück." 68)

Alles ist darauf angelegt, das Schuldbewußtsein neue Gewalttätigkeit hervorbringen zu lassen, die ihrerseits wiederum neue Schuldgefühle nach sich ziehen muß. Dem trostlos verzweifelten Kreisen der Gedanken Thorbeekens in und um diesen Zirkel von Gewalttätigkeit bzw. Verbrechen und Schuld besonders intensiven Ausdruck zu geben, ist jenes Bild des Psalmisten für seine grenzenlose Geborgenheit das denkbar ungeeignetste Mittel - es sei denn, Thorbeeken wäre der radikale Zyniker, der er aber in Frenssens wohlgeordneter Welt von Gut und Böse, in der das Böse nicht ohne schlechtes Gewissen und entsprechende Zerknirschung existieren kann, niemals ist. Dann könnte er dieses Bibelwort, es sozusagen mit einem hämisch verbitterten Auflachen gegen seinen ursprünglichen Sinn wendend, als Bild für seine schrecklich ausweglose "Geborgenheit" in Gott einsetzen; doch, wie gesagt, das wäre dann nicht mehr Frenssens Welt.

Die einzige Stelle, an der eine biblische Wendung kein Fremdkörper im Romantext ist, sondern als integriertes Element eine glaubwürdige Funktion hat, ist der Zusammenhang der Versteigerung, in dem der endgültige Ruin der Familie Knee droht. Da fragt der alte Thorbeeken in ahnungsloser Selbstsicherheit einen Anwesenden:

> "'Wie gab Ihr Weizen, Loe?'
> Der Angeredete antwortete, ohne auf den Frager zu sehen, in seiner jovialen Weise:
> 'Wie immer, ... man erntet, was man gesäet hat.'" 69)

Im Zitieren der Bibel gibt der scheinbar so unverfänglich Angeredete einen doppeldeutigen und damit verfänglichen Hinweis auf die ewige Gerechtigkeit, die allen vor-

dergründigen Erfolgen zum Trotz sich letzten Endes doch durchsetzt, deutet, in der Form der noch nichts wissenden Hoffnung, auf das Kommende hin. Insofern ist der Bibelanklang zumindest in diesem Falle nicht nur ein pathetischer Gemeinplatz, sondern zitiert - im wörtlichen Sinne - die biblisch verbürgte, das heißt die himmlische Gerechtigkeit herbei, die der Erzähler längst als in der Welt wirksam und in diesem Fall auch schon eifrig am Werk aufgezeigt hat.
Leider sind solche, zumindest im Sinne der Romanlogik, schlüssigen Traditionsanleihen die Ausnahme. In der Regel sind sie - auf die eine oder andere bezeichnete Weise - Fremdkörper im Text, die der Autor immer da einsetzt, wo er selbst den genauen motivischen und entsprechend bildlichen Zusammenhang schuldig bleibt. Biographisch - nur ganz nebenbei - betrachtet, wirken diese Stellen wie Kanzelreminiszenzen des Pfarrers, der sich in einem anderen, aber doch verwandten sprachlichen Metier umtut und dem dabei ihm sehr vertraute Wendungen immer wieder "so unterkommen".

Die beobachteten Sprachschwächen deuten auf einen Widerspruch hin, der allen Heimatromanen Frenssens gemeinsam ist, in der "Sandgräfin" allerdings besonders kraß hervortritt. Es ist das Mißverhältnis zwischen der vorgeblichen Sicherheit des Erzählers, die Welt, von der er erzählt, als einheitliche und sinnvoll geordnete erweisen und erzählend gleichsam über sie verfügen zu können, und einer Sprache, die das mit allen Mitteln überzeugend darzutun versucht, der diese sprachliche Beglaubigung aber permanent mißlingt. Es ist ein ambitionierter Unterhaltungsliteratur prinzipiell immanentes Problem, insofern sie einerseits an einem wie auch immer reduzierten Anspruch von Kunst, das heißt am Mimesisprinzip und am Wahrheitsanspruch, festhält, andererseits aber dem sowohl auf die

dargestellte Wirklichkeit gerichteten weltanschaulichen als auch sprachlichen Harmonisierungs- und Verklärungsbedürfnis ihrer Leser entsprechen will und muß.
Bei der ihr weltanschauliches Sendungsbewußtsein und Programm so demonstrativ vor sich her tragenden wie auch bis in die Details des praktisch-literarischen Verfahrens und der literarischen Struktur umsetzenden Heimatliteratur ist dieses Problem gleichsam vorprogrammiert und besonders an dem in den literarischen Werken manifest werdenden Sprachbewußtsein abzulesen. Wir haben in Frenssens "Sandgräfin" einige Phänomene dieses prinzipiellen Sprachproblems mehr markiert als einer kritischen Analyse unterzogen, weil er in ihr zwar schon "seine" Sprache gefunden hat, bestimmte sehr typische Elemente "seiner" Heimatkunst aber gerade noch nicht besonders ausgeprägt sind; diese Analyse behalten wir einer eingehenderen Betrachtung vor, wenn uns das ausführlich auszubreitende Motiv- und Sprachgefüge von Frenssens ersten vier Heimatromanen, das am Ende von "Hilligenlei" so bezeichnend in das religiöse Traktat mündet, als Demonstrations- und Belegmaterial zur Verfügung steht.

e) "Volkspoesie"

Der Begriff, in dem der Erzähler der "Sandgräfin" selbst den Strukturzusammenhang des Romans formelhaft verdichtet, ist derjenige der "Volkspoesie":

> "So saßen sie bei einander, vergaßen die Last der täglichen Arbeit und spannen, ohne es zu wissen, den Faden ein Stücklein weiter, den goldenen, schimmernden, von edelstem Gespinst, der durch die deutsche Geschichte geht - des Name ist 'Volkspoesie'." 70)

Kehren wir, um die Bedeutung und die Funktion dieses zentralen Begriffs zu klären, noch einmal zu Frenssens und unserem Ausgangspunkt, das heißt zu des Autors eigener Bestimmung seiner literarischen Arbeit zurück: "Ich mußte

es alles erhöhen, reinigen, blank machen." [71] Diese Zielsetzung richtet sich gegen ein plattes Realismus-Verständnis, das heißt auch gegen die während der Entstehungszeit der "Sandgräfin" gerade die literarische Öffentlichkeit mit beherrschende Bewegung des Naturalismus. Obwohl Frenssen erst durch seinen ersten Roman die Entdeckung gemacht haben will, "daß auch (ihm) die Gabe der Kunst gegeben wäre" [72], ist davon auszugehen, daß seine an den Kriterien der klassischen Ästhetik orientierte Auffassung, Literatur habe die Wirklichkeit zu erhöhen, auch schon seine Arbeit an der "Sandgräfin" bestimmt hat. Mag er auch skeptisch gewesen sein, ob er die formalen Schwierigkeiten einer Romankomposition schon im ersten Versuch werde meistern können, an der festen Absicht, die auch schon die des Pfarrers war und sich nun bloß auf eine größere Gemeinde richtet, "dem großen einfachen Volk dienen" zu wollen, dem "so viel an Glück, Licht und Wegrichtung fehlte" [73], läßt Frenssen von Anbeginn an keinen Zweifel - genausowenig wie der Roman selbst, dem diese volkspädagogische Maxime explizit gilt.

Die Struktur der "Sandgräfin" hat überdeutlich erkennen lassen, daß und wie sie einem Prinzip der Wirklichkeitserhöhung gehorcht. Die empirische Realität, der Lebensalltag, den jeder Roman zunächst zum Gegenstand hat, ist nur das aus scheinbar sinnlosen Einzelfakten sich zusammensetzende vordergründige Material, das seinen "höheren" Zusammenhang rätselhaft verbirgt: die Darstellung der geheimen Ordnung, die das alltägliche Leben in seiner scheinhaften Unordnung in Wahrheit regiert, ist eben jene Reinigung dieses Lebensstoffs von seinen niedrigen und bloß gemeinen Elementen, jene Erhöhung der "schier wirklichen, ja brutalen Dinge" [74] zur "höheren" Realität einer geordneten, sinnerfüllten Welt, die der Dichter zu leisten hat. Nicht die besonderen, einzelnen Begebenheiten als solche in

ihrer Ungereimtheit, ihrer oft verwirrenden Widersprüchlichkeit ergeben den wahren Lebenszusammenhang, sondern ein Allgemeines, jenen vorausgesetztes Höheres, das, zunächst scheinbar ohne bestimmenden Einfluß auf den realen Gang der Dinge, sich schließlich doch als die ihn jeweils zum guten Ende leitende Kraft erweist. In der "Sandgräfin" hat sie zunächst zweierlei Gestalt: die abstraktere der "Volkspoesie", die körperlichere, aber nur in sagenhafter Ferne existierende der Trude Groode - am Schluß erweist sich die Identität dieser beiden Ausdrucksformen durch ihre wunderbare Konkretisierung bzw. Verlebendigung in der Person der Gertrud von Knee, die diese Rolle denn auch weder bewußt noch gar aus freiem Willen übernimmt.
Der vordergründige Geschehensablauf des Romans ist zunächst bestimmt von dem ursprünglich auf einem Betrug beruhenden, inzwischen aber längst ökonomische Gesetze der Geldzirkulation und Hypothekenbildung nutzenden Versuch Thorbeekens, mit Hilfe von Hinzes auf Herabwirtschaftung und Verschuldung der Kneeschen Güter zielender Verwaltertätigkeit deren Besitz an sich zu bringen und damit - nicht ohne Absicht, die noch tiefere Gründe hat - der Familie Knee den Untergang als herrschaftliche Land- und Gutsbesitzerdynastie zu bereiten, sie als solche sogar ganz aus der Gegend zu vertreiben. Motiviert ist diese Gefahr für die Knees - deren das ganze Ausmaß der Katastrophe erst allmählich realisierende und entsprechend ernst nehmende, aber um so mehr von Güte und gegenseitigem Vertrauen innerhalb der Familie gekennzeichnete Lebensweise hat die ganze Sympathie des Erzählers und bildet auch den ganz überwiegenden Inhalt des Erzählten - allein aus der abgrundtiefen, über drei Generationen "vererbten" Bösartigkeit des alten Thorbeeken. Als Nachbar hat er nichts anderes im Sinn, als die rechtschaffene, bereits mit dem schweren Schicksal der Kriegsinvalidität ihres Oberhaupts geschlagene Familie Knee zu vernichten. Obwohl der von ihm in Gang gesetzte Zerstörungsprozeß

sich wesentlich in der Form von Grundstücks- und Geldgeschäften vollzieht, werden an keiner Stelle die objektiven Voraussetzungen und Abhängigkeiten seines Verlaufs angemessen reflektiert. Der Roman ist zwar durch zahlreiche zeitliche Hinweise in eine bestimmte historische Situation, in das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, datiert, aber die Ausführungen zu dieser konkreten Zeitlage, ihren ökonomischen und gesellschaftlichen Erscheinungen und Wirkungen bleiben nicht nur vage, sondern so sehr ohne jeden Inhalt, daß sie überhaupt keinen bestimmenden Einfluß auf die Handlung des Romans oder auch nur eine erläuternde Funktion für diese gewinnen können.

> "So plauderten die beiden Damen noch eine Zeit lang in der gemütlichsten Weise, währen die Herren sich über landwirtschaftliche Dinge unterhielten. Dabei beobachtete Gertrud mit stiller Genugtuung, daß der Hausherr eifrig zuhörte, was der junge Mann berichtete, und daß er mehrere mal hoch aufhorchte. Es mochte wohl manches, was Christian Möller in bescheidenen Worten über den Stand der Landwirtschaft, über Absatz und Preise vorbrachte, schlecht zu dem stimmen, was Hinze seit sieben Jahren als unumstößliche Gewißheit dargestellt hatte." 75)

Über derartige Hinweise darauf, daß überhaupt agrarökonomische Überlegungen bei der Führung der Kneeschen Güter angestellt werden, geht der Erzähler an keiner Stelle hinaus. Seine personalisierende, es allein der skrupellosen Bereicherungssucht Thorbeekens anlastende Fassung des Problems, daß die Konkurrenz unter den Agrariern im Deutschen Reich Ende des 19. Jahrhunderts immer rücksichtslosere Formen annimmt, kann nicht einmal für diese rein ökonomische Seite des Familienkonflikts, die aktuelle Zwangslage der Knees, eine überzeugende Lösung entwickeln: dem besitzgierig skrupellosen Vater tritt der edelgesinnte, zur Sühne bereite Sohn entgegen, der im fernen Amerika sein Glück gemacht, das heißt so viel Vermögen angesammelt hat, daß er nun, von der guten Fee vom Mönchshof urplötzlich herbeigezaubert,

als Retter in höchster Not alle Schwierigkeiten mit einem Federstrich aus der Welt schaffen kann. Von außen, als deus ex machina gleichsam, tritt Hans Thorbeeken in das Geschehen ein und löst wie durch ein Wunder das drängendste Problem zwischen den Thorbeekens und den Knees. Er liefert damit den ersten Beweis für die Wahrheit, das heißt für die Realitätstüchtigkeit der "Volkspoesie": daß eine "geheimnisvolle, von uns Menschen nie enträtselte Macht ... unabhängig von Zeit und Raum zwischen weitgetrennten Menschenherzen feine schimmernde Fäden knüpft und mit leichten, spielenden Händen durcheinander schürzt" [76], so daß sie mit diesem Gespinst, jederzeit und an jedem Ort - in diesem Fall waren transatlantische Fäden vonnöten, die sich in Lissabon beinahe noch verheddert hätten, aber glücklicherweise von irgendeiner "weichen Engelshand" im letzten Moment entwirrt werden konnten - die richtigen "Fäden ziehen" kann, um irgendein darin verflochtenes Problem zu lösen.

Den endgültigen Beweis für die Realitätsmächtigkeit der "Volkspoesie" muß Hans Thorbeeken allerdings schuldig bleiben. Denn nachdem Gertrud zufällig jenes historische Dokument des Grafen Hans gefunden hat, das den generationenalten Besitzbetrug der Thorbeekens an den Knees beweist, kann sie in Hans nicht mehr wie bei der ersten Begegnung mit diesem ihren langersehnten zukünftigen Lebensgefährten, sondern nurmehr den Thorbeeken sehen, der, um die alte Schuld seiner Familie gegenüber den Knees sehr wohl wissend, wie die anderen seiner Sippe vor ihm über diese Schuld geschwiegen hat; und die finanzielle Rettungsaktion, die ihr zuvor freudig registrierter Beleg für die Verläßlichkeit ihres guten Gefühls gegenüber dem Fremden war, erscheint ihr nun sogar als hinterhältiges Täuschungsmanöver, mit dem der letzte Thorbeeken unter dem Anschein einer Wohltat diesen ihnen noch verbliebenen Teil des Kneeschen Besitzes - dies-

mal sogar völlig legal - in seine Hand gebracht hat.

> "'Kein Thorbeeken darf eine Knee anrühren. Alles, was ihr habt, ist gestohlen, und du ... du weißt es! Ich sehe es dir an. Siehst du! Und du sagtest es nicht!'
> 'Es war mein Vater!'
> 'Und ich war die Betrogene!'
> 'Ich wollte dich zu Ehren bringen, du solltest mein Weib werden. Die Liebe ließ mich alles vergessen.'
> 'Und so konntest du mein Geld mit einem Schein des Rechts an dich bringen.'
> 'Weiß Gott! Daran dachte ich nicht! Ich habe dich lieb! Trude Groode ... das weißt du!'
> 'Darf man einem Thorbeeken glauben? Nein ... Nie! Das haben zwei getan: Graf Hans und seine selige Mutter, und sind schlecht dabei gefahren.'" 77)

Hans hat alles in seiner Macht Stehende getan: er hat den Anschlag seines Vaters auf das Kneesche Eigentum verhindert, sich also ganz von der Thorbeekenschen Tradition gelöst, sich sogar direkt gegen seinen Vater gestellt, nicht zuletzt auch, um damit Gertrud seine Liebe zu ihr zu beweisen; vor ihrem Mißtrauen und ihrem furchtbaren Verdacht muß er jedoch kapitulieren. Umgekehrt überwindet Gertruds Liebe zu ihm zunächst gerade nicht, wie es die von ihr mit tieferer Bedeutung zitierte Grabinschrift "Dee Leew öwerwendet alles" 78) am glücklichen Ende suggerieren soll, die alte Schuld, die noch immer zwischen ihnen zu stehen scheint, sondern erliegt ebenfalls dem offenbar stärkeren Kneeschen Mißtrauen. Die in der "Volkspoesie" beschworene "geheimnisvolle Macht" muß also zupackendere als die sonst ihre Aufträge erledigenden "leichten, spielenden Hände" bzw. dazu passende Gestalten ans Werk lassen, um das heillose Durcheinander der "feinen, schimmernden Fäden" zwischen diesen zwei sich immer weiter voneinander entfernenden Menschenherzen zu entwirren. Da unser dem Reinigen und Blankmachen verpflichteter Autor weiß, was er als angehender Volkspoet der von ihm kreierten Volkspoesie schuldig ist, läßt er sich dafür ein dramatisches Szenario von wahrhaft volksnaher Einfachheit einfallen, um seinen hilflosen Hel-

den aus der Klemme zu helfen. Erst die Wiederbelebung der sagenhaften Ahnfrau Trude Groode in Gestalt der nächtens fiebernd umherirrenden Gertrud selbst, das von ihr ungewollt herbeigeführte Unglück des alten Thorbeeken, der in seinem Rausch, wie offenbar auch seine wegen der weißen Gespenstergestalt durchgehenden Pferde, die rächende Ahnfrau gekommen wähnt und beim Absturz seiner Kutsche ins witte Knee (!) den Sühnetod erleidet - Gertrud bezahlt ihren sehr wirkungsvollen Auftritt in der Rolle der sagenhaften Urahne fast ebenfalls mit dem Tode durch eine Lungenentzündung, aber eben nur fast, die geheimnisvolle Macht weiß ja zu unterscheiden - erst diese jedes Schauerromans würdige Wahnsinns-Konstruktion bringt die endgültige "Lösung", weil durch den Tod des Alten auch für Gertrud das Thorbeekensche Verbrechen ihrer Familie gegenüber gesühnt ist und erst dadurch der Weg frei wird für ihre Liebe zu Hans - was überwindet diese eigentlich noch?
Es ist die Art von Lösung, die durch frühere "Auftritte" des Höheren im Geschehensverlauf -

> "Und dann ... dann kam leise und schüchtern die Hoffnung geschritten und setzte sich an seine Seite." 79)
>
> "Und der Engel der Erinnerung stand lächelnd dabei und zeigte mit dem Finger auf das freundliche Bild." 80)

- der romanimmanenten Logik entspricht, also auch zu erwarten war: mythologisierende Personifikationen menschlicher Empfindungen erscheinen als die tatsächlichen Subjekte der Handlung und führen zu einer falschen Poetisierung, die das Romangeschehen um seine innere Glaubwürdigkeit bringt. Einer übergreifenden Betrachtung stellen sich - Ende des 19. Jahrhunderts ! - solche Erscheinungen ohne irgendeine Verankerung in menschlichem Denken oder Handeln, etwa als Projektion oder Traum, nicht nur - wie Frenssen später selbst ironisch attestiert - als dem

"Lustwandeln in Gartenlauben und romantisch verfallenen Türmen" [81] geschuldet dar, sondern zeigen den Rückfall in eine primitiv religiöse, mythologische Menschen- und Weltsicht, die nur dem einen, von Frenssens "Dorfpredigten" her allerdings schon vertrauten Zweck dient, der Erzeugung und literarischen, nämlich durch eine scheinbar von menschlichen Handlungen folgerichtig zum guten Ende geführten Konfliktgeschichte, Beglaubigung "blinden Zutrauens" zu jener "von Menschen nie enträtselten Macht".

Beide den Roman ausmachenden Problemverläufe erfahren also Lösungen, die aus deren eigenen Elementen nicht hervorgehen, sondern nur aufgrund mehr oder weniger gehäufter Zufälligkeiten zustande kommen. So bleibt dem Roman seine sogenannte Erhöhung ganz äußerlich, wird von seinem Verlauf nicht beglaubigt. Die Erhöhung erhält ihre Legitimation vielmehr allein von des Autors Gnaden: seine Vertrautheit mit der alle Probleme letztlich lösenden "geheimnisvollen Macht" verleitet ihn den ganzen Roman hindurch zu der exemplarisch beschriebenen gewaltsamen Poetisierung der Realität, die den Personen und ihrem Handeln äußerlich bleibt; und das namens einer sogenannten Volkspoesie, die "die Last der täglichen Arbeit vergessen" läßt und "den goldenen, schimmernden Faden von edelstem Gespinst, der durch die deutsche Geschichte geht", [82] jeweils ein Stücklein weiter spinnt. Es ist ein eher grobes Garn, an dem hier gesponnen wird und ein entsprechend grober Stoff, zu dem seine Fäden verflochten werden: er muß die ideologische Bemäntelung der Ungereimtheiten und Widersprüche einer Wirklichkeit bewerkstelligen, die eine wirkliche Auflösung ihrer Widersprüche nicht nur nicht zuläßt, sondern diese aus ihren Gesetzmäßigkeiten ständig reproduziert und der dabei das passiv gläubige Einverständnis der Betroffenen gerade recht kommt.

Wie Frenssen die fundamentale Schwäche seiner "Sandgräfin", die "(Volks-)Poesie" im eigentlich poetischen Zusammenhang des Romans, in den Motiven, Entscheidungen und Handlungen der Personen nicht wirksam werden zu lassen, sondern ihre Durchsetzung ganz dem höheren Zufall auszuliefern, in den folgenden Romanen überwindet, damit aber gerade zu einem exemplarisch völkischen Autor wird, zeigt die weitere Analyse.

2) Die drei Getreuen - "aus dem Volk fürs Volk"

"Die drei Getreuen" - Frenssens zweiter Roman [83] erzählt die Geschichte dreier Jugendfreunde: ihre Entwicklung von gelegentlichen Ferienzusammenkünften über Schul- und Studienjahre bis in die Phase, die über Erfolg oder Nicht-Erfolg der zweiten Lebenshälfte entscheidet. Es handelt sich also im Prinzip um einen dreifachen Entwicklungsroman.
Zwei der Jungen, Andrees und Franz Strandiger, sind Vettern, wobei Andrees der Sohn vom Strandigerhof, also der Bauernjunge ist, während Franz zunächst nur in den Ferien dorthin zu Besuch kommt. Der dritte im Bunde ist Heim Heiderieter, der Sohn eines kleinen Heidebauern.
Im Jahr 1870 spielen sie Krieg - je nach den letzten Meldungen von der deutsch-französischen Front. Andrees hat meist das Kommando, Franz möchte auch gern den Ton angeben, kommt aber gegen Andrees nicht so recht auf; Heim, weit scheuer als die beiden anderen, mehr nach innen gekehrt, wird von den Spielkameraden als Mitläufer, als "Gemeiner" angesehen und auch entsprechend behandelt.

Einige Jahre später erweitert sich der Lebens- und Erfahrungskreis der drei: Heim trifft beim Spielen im Wald ein fremdes schönes Mädchen, das einen nachhaltigen Eindruck bei ihm hinterläßt; auf dem Strandigerhof treffen Maria und Ingeborg Landt ein, zwei Waisenkinder, entfernt mit Andrees' Mutter verwandt - sie sollen, nach dem letzten Willen ihres Vaters, in der Obhut der Mutter Strandiger aufwachsen, wenn diese damit einverstanden sei.
In den folgenden Jahren trennen sich die Wege der drei Getreuen: nach dem Abitur studieren Andrees und Heim in verschiedenen Städten, von Franz erfährt der Leser überhaupt nichts weiteres. Heim bummelt und träumt mehr herum,

als daß er studierte; ein zufälliges Zusammentreffen mit dem durch seine Erfahrungen in Berlin (!) sehr zu seinen Ungunsten veränderten Andrees nach fünf Jahren konfrontiert Heim mit dem Wunsch der Bewohner des Heidehofs, er möge nach Hause zurückkommen. Nach anfänglichem Sträuben bricht seine eigene Sehnsucht nach der Heimat durch, und er macht sich auf den Heimweg. Auf seiner Rückreise nimmt er am fünfhundertjährigen Stiftungsfest der Heidelberger Universität teil und trifft dabei eine unbekannte Schöne, die zwar ein wenig mit ihm flirtet, sich dann aber seiner Zuneigung entzieht.

Nicht lange nach seiner Heimkehr kommt auch Andrees auf den elterlichen Hof zurück, in seinem Gefolge Vetter Franz mit seiner Mutter, der alten Hobooken [84], und Schwester Lena, die Andrees heiraten will. Im Grunde sind die drei Fremden jedoch darauf aus, Andrees zu einer Verpachtung des Hofes zu überreden - an Franz natürlich. Nach einigem Hin und Her - auch die beiden Landt-Schwestern versuchen, Andrees die Verpachtung auszureden - kommt es zum Abschluß zwischen den Vettern. Trotzdem bleibt Andrees auch weiterhin auf dem Hof, weil er offenbar nicht so recht weiß, was er eigentlich will und mit sich selbst anfangen soll.

Auch das Schicksal der beiden Landt-Schwestern ist mit der Geschichte der Vettern verflochten: Franz begehrt Maria, sie aber ist mit ihren Bedürfnissen mehr auf Andrees gerichtet; in bezug auf diesen ist aber ihre Schwester Ingeborg ihre Rivalin. Maria erklärt sich schließlich bereit, ein Opfer zu bringen und den ungeliebten Franz zu heiraten, wenn dafür der Eschenwinkel - eine Kolonie einheimischer Tagelöhner, nicht - wie wegen billigerer ausländischer Arbeitskräfte geplant - aufgelöst wird. Franz willigt ein - die Eschenwinkler halten trotzdem an ihrem Entschluß auszuwandern fest, was Marias Opfer zu einem vergeb-

lichen macht. Der beschämte Andrees löst seine Verlobung mit Lena, die daraufhin den Hof verläßt und nach Berlin zurückkehrt. Marias schon von klein auf bestehende Neigung zu Depressionen verstärkt sich immer mehr, wird zum dauernden Umgehen mit Selbstmordabsichten. Noch ehe Ingeborg - gegen ihre eigenen Wünsche - Andrees und Maria zur gemeinsamen Flucht vor der bevorstehenden Heirat zwischen dieser und Franz verhelfen kann, geht Maria in einem erneuten Anfall geistiger Verwirrung ins Wasser. Andrees zieht sich aus der Erschütterung über Marias Tod auf das Stück Land zurück, das ihm nach der Verpachtung an Franz noch geblieben ist: die Insel Flackelholm. Ingeborg besucht ihn dort und versucht, ihn aus seiner apathisch-depressiven Stimmung zu lösen.
Inzwischen hat sich auch im Hause Heiderieter einiges verändert: die alte Haushälterin Telsche Spieker ist in die vielköpfige und mutterlose Familie Witt übergewechselt, und Heim hat durch Vermittlung von Frau Möller eine neue Haushälterin bekommen: Eva Walt. Sie bringt neuen Schwung ins Haus, und es dauert nicht lange - ein fünftägiger Besuch Heims auf Flackelholm hat beiden klargemacht, wie nahe sie einander schon gekommen sind - so gestehen sie sich ihre Liebe, und Eva gibt sich als jene fremde Schöne zu erkennen, der Heim schon zweimal, wie von einer schicksalhaften Macht gelenkt, begegnet war. Heim und Eva werden heiraten. Die Eschenwinkler verlassen nach und nach ihre Heimat.
Heim und Andrees besuchen gemeinsam den sterbenden Pastor Frisius - er war ihnen seit ihrer Kindheit ein Vertrauter und Ratgeber -, wobei Andrees sich endlich der Verantwortung für sich selbst bewußt wird: Ingeborg verläßt die Insel, wird aber wiederkommen. Andrees zieht auf Fackelholm eine Schafzucht auf und will die Insel im ganzen erschliessen. [85)]

Zwischen Franz und Andrees kommt es zu einer Rivalität um Ingeborg, die sich aber bereits klar für Andrees entschieden hat. Die alte Hobooken holt ihren Bruder Felix, einen arroganten Erfolgsmenschen, zur Rettung des Hofes herbei. Bei einer Bootsfahrt mit Franz nach Flackelholm erleidet er in einem gewaltigen Sturm Schiffbruch, wobei Franz es durch bewußte Passivität zuläßt, daß Hobooken ertrinkt. Ingeborg, die in dem in der Brandung treibenden Boot Andrees vermutet und zu Hilfe eilt, ertrinkt dabei fast selbst, wird aber von Franz gerettet. Trotzdem will sie bei Andrees bleiben.
Franz verläßt Flackelholm zu Fuß durchs Watt, wobei er Orientierungsbojen entfernt, um den zurückkehrenden Andrees irrezuführen; bei dieser Aktion verirrt er sich aber selbst und bleibt nur am Leben, weil Andrees ihn zufällig findet und rettet.
Es kommt zum versöhnlichen Finale: Andrees und Ingeborg heiraten; Franz, der wegen des Bootsunglücks einige Monate ins Gefängnis muß und danach eine Kur absolviert, bekommt von Andrees das Angebot, Flackelholm für ihn zu verwalten. Auch er findet noch eine Frau: eine Hamburgerin, die zu Besuch nach Flackelholm gekommen war, mit Namen Elsa.
Eine gemeinsame Reise der drei Getreuen nach Kiel und ein gemeinsamer Besuch beim alten, zurückgezogen auf seinem Gut lebenden Reichskanzler Bismarck läßt ihr zunächst noch distanziertes Verhältnis zu einer wirklichen Freundschaft werden.

> "Und gut ist alles geworden ... bis auf Marias Grab ... daß die drei alle in der Heimat wohnen, nicht weit voneinander. Andrees und Heim, und Franz auf Flackelholm. Wer hätte das gedacht!" 86)

a) Von der "Sandgräfin" zu "Die drei Getreuen": von der "Volkspoesie" zum Volkspoeten

Frenssens zweiter Roman bleibt "im Lande". "Die Stadt" [87], von der im Roman gelegentlich die Rede ist, ist keine andere als die, in die auch schon der alte Thorbeeken zur Erledigung seiner unsauberen Geschäfte fuhr. Und auch sein Ziel in dieser Stadt ist aus der "Sandgräfin" vertraut: der Mönchshof und Frau Möller,

> "die früher den Mönchshof besaß, jetzt aber in ihren alten Tagen am Marktplatz in der Stadt, schräg gegenüber dem Mönchshof wohnte und aus dem Fenster sah, ob sie etwas jemandem helfen könnte." 88)

Und ob sie das, nach wie vor, kann! Sonst wäre sie auch nicht mehr die Frau Möller, die in der "Sandgräfin" als Gehilfin jener "geheimnisvollen, von uns Menschen nie enträtselten Macht" und als Vertraute des Autors mitgeholfen hat, "zwischen weit getrennten Menschenherzen feine schimmernde Fäden zu knüpfen". In "Die drei Getreuen" wird sie, obwohl inzwischen gleichsam aufs Altenteil gegangen, in derselben Weise tätig und wendet damit das "Schicksal ihres Lieblings, Heim Heiderieter, das wegen der Schwäche seines Charakters" des öftern auf des Messers Schneide stand, endgültig zum Guten: sie besorgt ihm seine Lebensgefährtin - darauf wird später noch näher einzugehen sein.
Auch ihr Sohn Christian, in der "Sandgräfin" noch der jungenhaft unbefangene Gegenspieler der Frauke von Knee und schließlich ihr Geliebter und Ehemann, taucht im Umkreis der drei Getreuen wieder auf, jetzt allerdings als der Christian, "der draußen am witten Knee den großen Geesthof hat" und entsprechend zu den Arrivierten in der Gegend zählt. Auch Frauke, seine Frau, macht die Wattfahrt zum Richtfest auf Flackelholm mit und trägt zur personalen Verknüpfung zwischen Frenssens ersten beiden Romanen bei.

Wesentlicher als dieser über bestimmte Personen vermittelte Zusammenhang zwischen der "Sandgräfin" und "Die drei Getreuen" ist ein anderer: die Thematisierung der Dichtung im Roman selbst und damit die Entwicklung, die sich in den Unterschieden dieser Thematisierung abzeichnet.
In der "Sandgräfin" war in einer entscheidenden Phase des Geschehens das Stichwort von der "Volkspoesie" gefallen: als "der schwarze Tag kam , der Tag, an welchem das Kneesche Erbe öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden sollte", sprach man "in den niedrigen Stuben" viel über "alte Geschichten, die auf den dunklen, kleinen Hausböden in den finstersten Ecken geschlafen hatten" und in denen es um das Geschick der Familie Knee ging. Dabei stellte man oft einen Zusammenhang zu Trude Knee her, die wie ein rettender Engel im letzten Moment aufgetaucht war.

> "So saßen sie beieinander, vergaßen die Last der täglichen Arbeit und spannen, ohne es zu wissen, den Faden ein Stücklein weiter, den goldenen, schimmernden, von edelstem Gespinst, der durch die deutsche Geschichte geht - des Name ist 'Volkspoesie'." 89)

Insgeheim, ohne daß sie es selbst wissen und sogar entrüstet von sich weisen würden, sind die einfachen Leute, von denen hier die Rede ist, Dichter - zumindest für den Erzähler. Das Poetische an diesen Gesprächen, bei denen die Teilnehmer bezeichnenderweise "die Last der täglichen Arbeit vergaßen", muß jene "geheimnisvolle Beziehung" sein, die die miteinander Sprechenden zunächst nur zwischen Trude Groodes Geschlecht und dem flüchtigen Grafen Hans einerseits und Trude Knee andererseits herstellen, die aber im Grunde die des geheimen inneren und sinnvollen Zusammenhangs von Geschichte und Gegenwart überhaupt ist, das Bild einer sinnvoll gerichteten Geschichtsbewegung, die - allen vordergründigen Erfahrungen und Anschauungen zum Trotz - letztendlich an ihr gutes Ziel kommt. In den Erinnerungen gerade des einfachen Volkes - so spricht es der Zusammenhang

zwischen den niedrigen Stuben und jenem "goldenen, schimmernden Faden" aus - sei dieses Wissen aufgehoben, das dann an entscheidenden Stellen in der geschichtlichen Bewegung seine Realitätsmächtigkeit erweise - das Kommende wird es zeigen.
Die in der "Sandgräfin" noch ganz an die Tradition der Volkskunst, der Volksdichtung als der mehr oder weniger ungeschriebenen Überlieferung von Erzählungen und Liedern anknüpfende Fassung von Poesie und Dichtung wird in "Die drei Getreuen" auf eine Figur projiziert, die zwischen wissenschaftlicher und schriftstellerischer Betätigung schwankt und schließlich - mehr durch Zureden anderer als aufgrund eigener Überzeugung - das künstlerische Schreiben zu ihrer Hauptaufgabe macht.

> "Mensch, du bist so kraus wie dein Haar. Ich glaube, du könntest so was wie einen Roman schreiben, einen historischen. Er würde freilich Auswüchse haben, aber die schneiden wir ab, Frisius, Telsche und ich.'" 90)

Und diesem so allmählich auf den Weg zur Schriftstellerei gebrachten Heim Heiderieter wird denn auch bald von der tief depressiven, aber mit gelegentlich hellsichtigen Durchblicken ausgestatten Maria Landt bedeutet, wie Schriftstellerei in der gegenwärtigen unruhigen Zeit auszusehen habe:

> "'Und, Heim!' sie faßte seinen Arm. 'Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volke fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen und sich vielleicht danach richten und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit.'" 91)

Den "starken, frischen Wind", den Maria Landt wehen spürt und den sie Gott zuschreibt, können wir entmystifizieren: das Deutsche Reich holte, angekurbelt durch die Kriegsreparationen Frankreichs in Höhe von fünf Milliarden Reichsmark, innerhalb von drei Jahrzehnten die in anderen europäischen Staaten wie Frankreich und England bereits vollzogene Entwicklung zur großen Industrie nach; wirtschaftliche Konzentration bis dahin nicht gekannten Ausmaßes, Erschließung neuer Industriezweige wie die der Elektro- und chemischen Industrie und ihre Ausweitung zu nahezu konkurrenzlosen Produktionsbereichen in Europa, die Beteiligung an der imperialistischen Aufteilung der Welt - das alles sind Ursachen jenes "Frühlingswinds", in dessen Wehen Maria Heim Heiderieter gern gestellt sehen möchte.

Im Übergang von der "Sandgräfin" zu Frenssens zweitem Roman interessiert zunächst jedoch das Thematisieren des Erzählens selbst, so wie es der Autor für sich zu realisieren sich vorgenommen hatte. Es sind also dichtungstheoretische Überlegungen und als solche auch biographisch von Belang, nämlich als Belege für die Entwicklung des Volksschriftstellers Frenssen. Bis in die einzelnen Formulierungen hinein sind die Analogien zwischen den Äußerungen Heim Heiderieters und seiner späteren "Kollegen", etwa Kai Jans' in "Hilligenlei" oder Otto Babendieks, zu verfolgen.
Maria Landts Aufforderung macht Heim sehr zu schaffen. Seit er aus Tübingen zurückgekehrt ist, hat er nichts Rechtes zustandegebracht. Auch Ingeborg, Marias Schwester, konfrontiert Heim mit dem Anspruch an einen zumindest geistig regen Mitmenschen:

> "Der liebe Gott verteilte die Erde wie einen Garten und gab jedem ein Stück! Heim Heiderieter bekam ein sehr großes Stück, den Heidehof, mit allem, was daran hängt, und außerdem hier!' Sie deutete sich auf ihre Stirn." 92)

Und sie droht sogar mit vagen Hinweisen auf Diktatur und Fremdherrschaft für den Fall, daß die so Angesprochenen dem Anspruch nicht gerecht werden:

> "'Wenn aber ein ganzes Volk seinen Garten verwildern läßt, weil's träge oder schlafmützig ist, oder wenn sie sich drängen und stoßen und die Grenzen verschieben, bis die Stücke der Kleinen, die unter ihnen wohnen, ganz klein sind, oder bis sie gar am Grabenrand an der Straße sitzen: und es steht niemand im Volke auf, kein Mächtiger, auch kein Kluger, und streitet für die Kleinen und ermuntert die Trägen, daß sie wieder mutig arbeiten, dann wird der große Herr des Gartens erbittert und er schickt Starke über sie, oder er stößt sie mit den Köpfen zusammen und giebt ihren Garten andern Leuten.'" 93)

Heim kann sich sicher nicht zu den Mächtigen zählen, aber - und nicht nur nach der Meinung Ingeborgs - ebenso sicher zu den hier angesprochenen Klugen. Für die sozial Schwächeren, die im dauernden einander "Drängen und Stoßen", das heißt im dauernden Prozeß der alles bestimmenden Konkurrenz unterliegen und im direkten Sinn in die Gräben am Wegesrand gedrängt werden - für sie soll Heim etwas tun. Er soll für sie streiten und sie ermuntern, ihre Resignation, ihre Trägheit zu überwinden und wieder voll Zuversicht an ihre Arbeit zu gehen. Ingeborg schlägt hier geradezu sozialpolitische Töne an, bleibt mit ihnen aber im ganz Vagen stecken, ähnlich dem, was Maria schon als Programm für den Volkspoeten formuliert hatte.
So wird auch Heims eigene Orientierungsschwierigkeit verständlich, die ihn immer wieder in die Passivität drängt, ihm das Gefühl gibt, zu nichts zu taugen. Übrig bleibt allein der abstrakte Impetus, etwas "Positives" schreiben zu müssen.

> "Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund, so wie Fritz Witt ist. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im Westwind: Das war frisch und schön! ...
> Gegen Gott demütig! Das bleibt richtig, solange die Welt steht. Aber gegen Menschen stolz, das heißt:

rein und frei.
Aber dazu habe ich nicht die Kraft. Dazu bin ich nicht stark, sind meine Augen nicht scharf genug. Und doch muß ich ... ich muß etwas schreiben, das fromm und stark ist, das Mut hat." 94)

Im Grübeln darüber, worin die besondere Schwierigkeit dieses Schreibens liegen könnte, die ihm so zu schaffen macht, geht er einige Möglichkeiten durch: fehlender Glaube und mangelnde Liebe bei sich selbst? der Stoff, in dem die Gestalten "keinen Saft" 95) haben? Er verwirft beide Möglichkeiten und gelangt dagegen zu folgendem Ergebnis:

"Es muß an mir selbst liegen. Ich glaube es liegt daran, daß ich nicht mit beiden Beinen im Trubel der Menschheit stehe ... So wie es wirklich ist, das Leben, rund um mich her, das muß ich sehen." 96)

Bei genauerem Nachdenken über diese Schwäche seiner bisherigen schriftstellerischen Versuche gelangt Heim jedoch zu einem wesentlich anderen Ergebnis:

"Man muß den Dingen, so wie sie sind, auf den Grund gehen. Das Leben muß man ansehen und dann seine Quellen suchen. Das Leben sprudelt rings umher; aber wer sieht die Quellen, die Wassergänge unter der Erde? Sie stehen und staunen: Bunt ist das Leben, ein Wirbel! Nein. Es hat Quelle und Lauf. Es ist ein Strom. Woher kommt er? Wohin geht er? Wer das weiß, der kann mehr als andere Leute!" 97)

War es in der ersten Überlegung die fehlende unmittelbare Teilhabe am Leben, am "Trubel der Menschheit", so ist es nun plötzlich das ganz andere: das, "was die Welt im innersten zusammenhält" oder anders: der Begriff der Wirklichkeit. Er erschließt sich lediglich der Erkenntnis, geht gerade nicht hervor aus der unmittelbaren Erfahrung der Wirklichkeit. Heim hat recht, wenn er das Wissen um das Wesentliche des Lebens als etwas Außergewöhnliches bezeichnet, und er ist auch dem, was Kunst zu leisten hat, auf der Spur, wenn er den Dingen in seiner schriftstellerischen Tätigkeit "auf den Grund gehen" will. Nur bleibt der seltsame Gegensatz zu jenem Wunsch nach Unmittelbar-

keit bestehen, der der Ausgangspunkt seiner Überlegungen war.

Auch von seiner Frau Eva - gleich am Hochzeitstag, sozusagen als Eheauflage - bekommt Heim den Auftrag, für das Volk zu schreiben:

> "'Also ... du mußt was Ordentliches schreiben! Nicht so einen windigen Sang! Etwas Ernstes! Das man mit Händen anfassen kann, ohne daß es zerbricht. Von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit. So recht Deutsches und Einfaches, wie Reuter und Freytag geschrieben haben, so etwas für das ganze große Volk, was der Gebildete gern liest und auch der einfache Mann.'" 98)

Als immer wieder Schwierigkeiten auftauchen - Heim ist mit dem von ihm Geschriebenen nie zufrieden - führt er allabendlich Gespräche mit Eva und Ingeborg darüber, "was nottut". Bei einer dieser Unterhaltungen faßt Ingeborg es noch einmal zusammen:

> "'Wer was Ordentliches schreiben will', sagte sie, 'muß erstmal ein wirklicher Mann sein, demütig vor Gott und stolz gegenüber der Welt. Ich will mich an dem, was ich lese, aufrichten. Es soll mich heben. Es soll mich ernster machen gegenüber jeder Sünde und mutiger gegenüber jedem Schicksal.'" 99)

Heim selbst hatte ähnlich gedacht: "etwas schreiben, das fromm und stark ist, das Mut hat". Doch wie etwas nach dieser Maxime Geschriebenes aussehen soll, genauer: wie es mit dem Widerspruch von unmittelbarer Erfahrung (des Autors) und seiner begrifflichen Erfassung der Realität zurechtkommen soll, darüber ist in solchen Herausforderungen und Ratschlägen nicht die Rede.

Trotzdem hat Heim Heiderieter schließlich Erfolg: sein erstes Manuskript wird von einem Berliner Verlag angenommen - fünfzehnhundert Mark Vorschuß! Sein Manuskript können wir nicht auf die Lösung des bezeichneten Widerspruchs hin untersuchen, aber Frenssens zweites Manuskript, das auch ein Berliner Verlag annahm, kann uns als Untersuchungsgegen-

stand dienen:

> "Es ist auch keine geringe Sache, wenn so ein hoffnungsvoller, ein von Zweifeln gequälter, ein des Selbstbewußtseins so ganz ermangelnder Schriftsteller sein erstes, großes Manuskript auf die Reise geschickt hat." 100)

Aus den Parallelen im "Lebensbericht" - sowohl was die Erfahrungen mit Erstmanuskripten angeht, als auch im Hinblick auf die Reflexionen über Volksdichtung und Verantwortung des Schriftstellers - wissen wir schon, daß Frenssen auch Heim Heiderieter mit jenen Problemen und Selbstzweifeln sich herumschlagen läßt, die seine eigenen sind und die ihn während seiner ganzen Laufbahn, trotz aller Erfolge und Anerkennung, immer neu beschäftigen. Es ist die immer wieder auftauchende Sorge, ob der selbstgesetzte Anspruch volkspädagogischer Wirkung mit dem jeweils neuen Werk tatsächlich eingeholt wurde. Ob und in welcher Weise die Romane den Anspruch beglaubigen - immer steht der Schriftsteller am Ende als einer da, der zumindest das Beste gewollt hat, aber damit nicht recht durchgedrungen ist - ist auch das immer neu gestellte Thema unserer eigenen Untersuchung.

b) Getreu-Sein

Andrees, Franz und Heim werden von Anbeginn als eine Einheit betrachtet: bereits der erste Satz des Romans macht dies deutlich:

> "Da reiten sie aus der Allee des Strandigerhofes hervor, 'die drei Getreuen'." 101)

Als Zehnjährige führt der Autor sie ein, und alles deutet darauf hin, daß ihre Entwicklung - gemeinsam, getrennt, einander spiegelnd - Gegenstand des Romans sein soll: ein traditioneller Entwicklungsroman. Doch dann springt das Geschehen über Jahre hinweg, und nur wenige Stationen wer-

den erfaßt, die zudem für die Entwicklung der drei Jungen noch nicht einmal von besonderer Bedeutung sind. Sie dienen vielmehr lediglich dazu, für den weiteren Handlungsverlauf wichtige Personen vorzustellen - so die von Andrees' Mutter als Waisen aufgenommenen Schwestern Maria und Ingeborg Landt wie auch Heim Heiderieters spätere Frau Eva Walt. Schließlich wird der konventionelle Einschnitt des Übergangs von der Schule ins Studium markiert, wobei auch wieder die Landt-Schwestern eine Rolle spielen, aber in einer die Entwicklung der Jungen, vor allem Heims, um den es dem Autor offenbar hauptsächlich zu tun ist, wenig beeinflussenden Weise. Es scheinen eher zufällig aneinandergefügte Begebenheiten zu sein, in denen pubertäre Wünsche und Träume zum Tragen kommen. Ansonsten wird nur immer dasselbe Schema variiert: Andrees der Realist, der weiß, was er will - Heim, der Träumer, der in seinen Phantasiegebilden schwebt:

> "Seine (Andrees') Weltanschauung zeigte nicht die geringste Lücke mehr, und sein Herz würde, das wußte er, nie einen Weg gehen, den nicht Erfahrung und Nachdenken fest und sicher gepflastert hätten. Er war ein junger Mann, der wußte, was er wollte." 102)

Heim dagegen:

> "Er ging in seligen bunten Gedanken über die herbstliche dunkelfarbige Heide und träumte von alten Burgruinen im Mondschein, von gemütlichen Wirtschaften am Bergabhang, und von stillen Waldwegen, in denen schöne Kinder lustwandelten und das Singen der Vögel aus dem Dickicht klang." 103)

Entsprechend wird aus Heim ein verbummelter Student in Tübingen, den Andrees nach zehn Semestern aufstöbert und in die Wirklichkeit zurückholt, das heißt ihm seine Aufgabe in der Heimat vor Augen stellt. Es ist Andrees, der

> "andere Augen bekommen hatte. Es waren wohl noch stolze, schöne Augen, aber sie waren nicht ruhig, nicht mehr rein ... und wieder, beim letzten Blick, erkannte Heim das Fremde in des anderen Augen." 104)

Und als Heim sich dann, gegen seine unmittelbare Reaktion auf Andrees' Vorschlag, in die Heimat zurückzukehren, doch entschließt, diesem Rat zu folgen - erst da beginnt eigentlich der Roman "Die drei Getreuen". Die Jugendgeschichte der drei Hauptfiguren gewinnt für den weiteren Handlungsverlauf keine bestimmende Funktion. Das zweite und dritte Buch des Romans haben die Ereignisse weniger Jahre zum Inhalt, wobei sich herausstellt, daß eigentlich nicht mehr die Entwicklung der drei Protagonisten das Wesentliche ist, sondern, in exemplarischen Situationen, die Vorführung dessen, was der Titelbegriff "Getreuer" meint, was Treue praktisch ist.
Eine Entscheidung, von der eigentlich alle, auch der hauptsächlich Betroffene, nämlich Andrees, von vornherein wissen, daß sie falsch ist, bildet den Ausgangspunkt aller Verwicklungen. Andrees verpachtet den Strandigerhof an seinen Vetter Franz, obwohl er selbst von Anfang an starke Bedenken gegen diesen Schritt hat. Sein vorgebliches Motiv:

> "Ich bleibe dann in Berlin und sehe mir die große Welt an. Wozu hat man das Geld?" 105)

erweist sich als zu schwach, um tatsächliches Handeln zu initiieren. Das ganze zweite Buch besteht folgerichtig in nichts anderem als dem Versuch, diesen Schritt - solange das noch möglich scheint - zu verhindern bzw. aus dem Kampf gegen die Konsequenzen, die sich aus dieser Verpachtung ergeben. Marias Selbstmord, als nichts mehr zu retten ist, schließt das Hin und Her ab.
Erst das dritte Buch bringt die Einlösung des Titels. Andrees, durch den Tod Marias endlich aus seiner Unentschlossenheit herausgerissen, sucht sich eine Bewährungsaufgabe: die Insel Flackelholm. Heim kommt schließlich mit seinen schriftstellerischen Problemen zurecht und kann sein erstes Manuskript abschließen und bei einem Verlag unterbringen.

Franz beginnt, sich gegen seine verdorbene Kindheit zu wenden, die in Gestalt seines Onkels Felix Hobooken auf dem Strandigerhof auftaucht. Nachdem er sich bei dieser Vergangenheitsbewältigung eines Verbrechens schuldig macht und auch schwer erkrankt, tauscht er mit Andrees den Platz: er geht statt seiner nach Flackelholm, und Andrees übernimmt wieder seinen eigenen Hof.
Ausgerechnet Franz, der den ganzen Roman hindurch die farbloseste Figur geblieben ist - allein die unbeirrbare Dickschädeligkeit, mit der er seinen Willen und sein Streben nach Selbständigkeit durch Eigentum durchzusetzen versucht, ist das Charakteristische, das sich als Vorstellung mit seiner Person verbindet - wird gegen Ende des Romans als einziger der drei Männer ausdrücklich mit dem Titelprädikat "Getreuer" belegt, wobei das Getreusein näher erläutert wird.
Die Tugend der Treue verlangt immer ein Gegenüber, auf das sie sich beziehen kann: Treue gegenüber dem Herrn, Treue gegenüber einer Sache, die Treue gegenüber sich selbst. Von solchen Beziehungen ist jedoch weder bei Franz noch bei den anderen beiden Getreuen die Rede: nicht von der Treue zueinander, nicht von einer Treue gegenüber früheren Lebensplänen, nicht von Treue gegenüber ihrem "Menschsein".

> "Er ist ein Getreuer. Sein Leben ist mühsam, rauh, einsam. Es ist nicht ohne Gefahren, und es kann wohl sein, daß er sein Ende einmal im Watt oder in den Wellen findet." 106)

Das Prädikat "Getreuer" wird für eine Haltung verliehen, die nicht irgendwelchen bestimmten Gegenständen gegenüber gilt, sondern in der sich eine Grundeinstellung dem Leben überhaupt gegenüber ausdrückt. Es ist die Haltung zum Leben, die vor keiner Problemstellung kapituliert, die denjenigen, der von ihr erfüllt ist, die Zähne zusammenbeissen und alle Energie zusammennehmen läßt, um trotz aller

scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten das gesetzte Ziel zu erreichen.

> "Er ist immer noch Autokrat und hat keine Fähigkeit, den Menschen persönlich nahe zu kommen; sie sind seine Arbeiter oder Leute, denen er Rat und Hilfe giebt, um dasselbe in gleichem Maße von ihnen zurück zu erhalten. Doch ist er billiger, gerechter geworden. Seit er am eigenen Leibe erfahren hat, daß selbst er, der Starke, ohne Gottes- und Menschenhilfe zusammenbrechen mußte, ist er weicher geworden." 107)

Das einfache Durchhalten in schwierigen Situationen, der Wille, sich nicht unterkriegen zu lassen, ist die Fähigkeit, auf die sich das Getreu-Sein reduziert. Ursachen für Schwierigkeiten interessieren relativ wenig, bei Andrees tauchen sie einmal am Rande auf, ohne daß ihnen weiter nachgegangen würde:

> "Die Not der Zeit, die er um sich sieht, und die Unzufriedenheit so vieler hat ihn veranlaßt, sich mit heissem Eifer und mit all seiner Gründlichkeit und Umständlichkeit in volkswirtschaftliche Studien zu versenken." 108)

Doch derartige Verweise auf allgemeinere Zusammenhänge bleiben äußerst spärlich, sie sind offenbar nicht das, was den Autor interessiert; ihm geht es um die Bewährung des einzelnen, ganz gleich, welche Umstände diese Bewährung erfordern. Die zusammenfassende Betrachtung seiner "drei Getreuen": "Also steht es mit den drei Getreuen" schließt Frenssen mit folgenden Gedanken ab:

> "Es war nichts mit dem Lorbeer, nichts mit dem Geldsack, nichts mit dem Orden. Das Leben hat jedem von ihnen eine Last aufgelegt. Aber sie sind nicht mürrisch und mißtrauisch, wie viele sind. Sie stehen nicht müßig und lassen andere raten und thaten, wie viele thun. Sie nehmen nicht vom Volk, ohne etwas dafür wieder zu geben, wie viele thun. Sie maulen nicht mit der Regierung, wie viele thun; sondern sie arbeiten mit der Regierung und mit dem Volk." 109)

Es ist von vornherein ausgemacht: das Leben ist eine Last, hochfliegende Pläne sind zum Scheitern verurteilt. Doch

gerade erst an diesem erfahrungsmäßig leicht belegbaren und im Roman als schicksalhaft vorgeführten Sachverhalt gewinnt Getreu-Sein sein Bewährungsmaterial. Für die Ursachen mag der einzelne in gar keiner Weise verantwortlich sein, immer jedoch ist es ihm als einzelnem aufgetragen, mit der gleichsam von Natur auferlegten Lebensbürde ohne Murren zurechtzukommen. Umgekehrt lastet diese Moral jedem Individuum die alleinige Schuld dafür an, wenn es im permanenten Lebenskampf scheitert.

c) Arbeit und Boden

So abstrakt wie das Leben als Last, so abstrakt ist auch das Mittel, mit dem diese Last tragbar gemacht wird: Arbeit. Keine nähere Bestimmung darüber, was das für eine Arbeit sein soll oder muß, wird gegeben: Arbeit schlechthin ist das Mittel.
Im Zusammenhang der Eschenwinkel-Episoden spielt das Motiv der Arbeit eine zentrale Rolle. Im "Lebensbericht" gibt Frenssen als Hauptmotiv für die Niederschrift seines zweiten Romans folgendes an:

> "Ich sah in jener Zeit die Arbeiter, genau ebenso wertvolle, tüchtige Menschen wie die Landbesitzer, hoffnungslos schwer arbeiten und dazu meistens noch hochmütig behandelt. Das schien mir ein schweres Unrecht und zugleich eine Gefahr für unser Volk und seine Kultur; und hauptsächlich in dieser Stimmung schrieb ich 'Die drei Getreuen'". 110)

Die Arbeiter, mit denen Frenssen so intensiv fühlt, sind im Roman die Leute aus eben jenem Eschenwinkel, Lohnarbeiter auf dem Strandigerhof. Die alte Hobooken rät, sobald sie auf dem Hof angekommen ist, zu Einsparungs- und Rationalisierungsmaßnahmen; deren wichtigste sei die Entlassung der alteingesessenen Landarbeiter, deren Wohnungen den Eschenwinkel bilden.
Alle außer der Hobooken und ihren Kindern sträuben sich

gegen diese Maßnahme des zukünftigen Pächters des Strandigerhofs. Sie tun es nach dem Motto: Man kann doch die alteingesessenen Leute nicht einfach davonjagen. Gegeneinander stehen ökonomische Überlegungen (die alte Hobooken) und "menschliche" Erwägungen (Maria und Ingeborg; Heim und andere).

> "'Du mußt in der Bewirtschaftung des Guts sparen. Es läßt sich da viel thun.'
> 'Zum Beispiel?'
> 'Fremde Arbeiter! Du brichst den ganzen Eschenwinkel ab und baust eine Kaserne.'
> 'Sie haben zum Teil schon bei meinem Vater in Lohn und Brot gestanden.'" 111)

Wie sich im folgenden zeigt, können auch persönliche Opfer [112] die von der ökonomischen Notwendigkeit diktierte Entwicklung nicht aufhalten. Die objektive Motivation wird im Roman jedoch vom Autor selbst mit einer subjektiven zumindest vermengt, wenn nicht sogar durch diese ersetzt.

Franz, der den Hof von Andrees übernehmen soll, meint als eine seiner ersten selbständigen Maßnahmen eben jene Auflösung des Eschenwinkels verfügen zu müssen. Zwar argumentiert auch er gegenüber der ihn bedrängenden Maria ökonomisch:

> "Es ist wirtschaftlich richtig, daß die Häuser niedergerissen werden. Also wird es geschehen." 113)

Doch dann bricht noch etwas ganz anderes aus ihm heraus, das sich als das viel stärkere Motiv erweist:

> "Nach meiner Seele hat noch nie einer gefragt; da haben sie schließlich gemeint, ich hätte keine. Darum gehe ich meinen eigenen Gang, und zwar diesen: Ich will Herr sein. Das ist meine ganze Weltanschauung." 114)

Und wie zur Bestätigung dieser Selbstoffenbarung führt Franz in einem weiteren Gespräch mit Maria kurze Zeit später näher aus, was es mit diesem Herrsein für ihn auf sich hat:

> "Frau Strandiger sorgte dafür - und sie konnte sich

das leisten -, daß die Menschen auf ihrem Land zu ihrem Recht kamen; ich aber will dafür sorgen, daß das Land zu seinem Recht kommt, und da müssen, wegen meines schmalen Geldbeutels, die Menschen zurückstehen. Daß ein Mensch unglücklich ist, das kann ich ruhig ansehen; aber ein verlottertes Feld ist mir ein Greuel. Die klarste Wirtschaft will ich führen, gerade die größten Erträge will ich haben, an der Spitze will ich gehen. Ich bin nie für zweite Stellen gewesen. Arbeiten will ich, wie je ein Strandiger gearbeitet hat! Aber ich will auch Herr sein!" 115)

Es wird überhaupt nicht klar, was letztendlich die ausschlaggebenden Gründe sind: die Zurücksetzung der Menschen gegenüber der Wirtschaftsführung ist eine Zuordnung, die Franz Strandiger nicht willkürlich bestimmen kann, die ihm vielmehr von der landwirtschaftlichen Konkurrenz aufgezwungen wird. Sein Herr-Sein-Wollen ist dagegen ein ganz subjektives Motiv, das aus seiner persönlichen Lebensgeschichte herrührt: er will endlich einmal das Sagen haben. Aus diesem Motiv geht aber gerade nicht mit Notwendigkeit der Entschluß zur Auflösung des Eschenwinkels hervor, sondern lediglich der Wille, derartige Entschlüsse frei und selbständig treffen zu können. Das zeigt sich sofort, wenn Franz von Maria, von deren Anteilnahme am Schicksal der Eschenwinkler er nur zu genau weiß, die Einwilligung in eine Heirat mit dem Versprechen zu erpressen versucht, dann den Eschenwinkel zu erhalten.

"Wenn Sie sich entschließen könnten, auf meine Seite zu treten, dann ist mit einem Male alles klar: Andrees kommt zu einem Entschluß; die Eschenwinkler bleiben in ihren Häusern, bis ich oder Andrees neue bauen. Sie und Ihre Schwester werden hier bleiben und den Eschenwinklern und ihren Kindern so viel Liebe erweisen, als Ihnen gut scheint. Also!" 116)

Es ist aber gar nicht Maria, um die es Franz zu tun ist, sondern auf das Geld, das sie aus nicht näher erläuterten Gründen (Erbschaft) zu besitzen scheint, hat er es hauptsächlich abgesehen.

"Sie vertreiben mit einem Windstoß alle Wolken, die

> über Strandigerhof stehen. Es wird allen geholfen. Ich will ganz klar und wahr sein: Sie helfen auch mir. Ich muß ein gutes Stück Geld in Händen haben, sonst kann ich das Gut nicht so anfassen, wie ich möchte. Sie haben mehr, als ich brauche. Den Rest mögen Sie verwenden, wie Sie wollen ... Von Kind an habe ich zwei Dinge gewußt. Die sind mir durch die Verhältnisse meiner Jugend eingebrannt. Erstens: herrschen wollte ich, König sein. Zweitens: dazu gehört Geld, viel Geld. Da hat sich all mein Sinnen auf Geld gerichtet ..." 117)

Maria willigt ein, aber ihr Opfer bringt nicht die erhoffte Wendung: die Eschenwinkler halten an ihrem Entschluß auszuwandern trotz der Kündigungsrücknahme fest. Als sie davon erfahren, ist ihre Reaktion eindeutig:

> "Die Katze spielt mit den Mäusen. Ich wandere doch aus. Die ganze sogenannte Heimat kann mir im Mondschein begegnen." 118)

Und andere unterstützen diese Antwort, obwohl sie von der einzig negativ gezeichneten Figur aus dem Eschenwinkel stammt: "die andern sind alle ernste, ehrenwerte Männer; aber Peter Schütt ist verkommen und roh." 119)

> "'Aber ich sage, es ist zu spät.'
> 'Es wird doch nicht gehen mit Strandiger, dem harten Schuft.'
> 'Nein! Nein! Niemals! Er jagt uns der Reihe nach weg.'
> 'Wir sitzen hier auf der Wippe, solange wir leben.'" 120)

Doch auch in ihren Überlegungen kommt nicht klar heraus, worin sie die eigentliche Ursache für ihre andauernde Unsicherheit sehen. Scheint im Bild von der Wippe eine Ahnung von der grundsätzlichen Abhängigkeit des "freien" Landarbeiters auf, der mit seiner Arbeitskraft auf fremdes Land oder sonstigen landwirtschaftlichen Besitz wie etwa Vieh angewiesen ist und dadurch in der Betätigung seiner Arbeitsfähigkeit nicht primär von seinem eigenen Willen abhängt, so deuten andere Äußerungen wieder auf die Person Franz Strandigers als den wahren Grund allen Übels: "Es wird doch nicht gehen mit Strandiger, dem harten Schuft". Und noch ausdrücklicher in einer Unterschei-

dung zwischen der Person und ihrem augenblicklichen Handeln:

> "Es ist ja nicht wegen der Kündigung, sondern wegen dieses Menschen. Der ist und bleibt ein Leuteschinder." 121)

Doch scheint allen diesen Erwägungen ein Bewußtsein zugrundezuliegen von der allgemeinen Abhängigkeit und Unfreiheit des Landarbeiters. Bei der Versammlung der Eschenwinkler liest die alte Thielsche einige Briefe ihrer Tochter Dora vor, die schon vor zehn Jahren nach Amerika ausgewandert ist und dort im Staate Iowa lebt. Nachdem man sich darauf geeinigt hat, ihren ziemlich euphorischen Schilderungen über das Leben dort drüben Glauben zu schenken, kommt es zu folgendem Gespräch:

> "'Und dann das Land! Hundertvierzig Acker!'
> 'Wieviel sind das denn?'
> 'So zwanzig bis dreißig Morgen.'
> Wieder wurde es still.
> 'Aber arbeiten müssen sie.'
> 'Wie Pferde.'
> 'Das müssen wir hier auch.'
> 'Aber sie kommen auch vorwärts!'
> 'Das ist der Unterschied.'
> 'Hier macht Arbeit halb satt, dort ganz.'
> 'Na ... satt bist du immer geworden ... du mit deinen drei Kindern.'
> 'Ja, aber wo viele Kinder sind, da hapert's den ganzen Winter.'
> 'Mensch! Denk' mal: dreißig Morgen Land!'
> 'Und wenn's nur zwei Morgen wären!'
> 'Land!'
> Sie sahen einander an.
> 'Ja, das ist das Schlimme, daß wir kein Stück Land haben. Deshalb und darum sind all die anderen weggegangen. Und darum gehen wir auch.'
> 'Überall, wo wir gehen und stehen, kann man uns verjagen. Gehen wir auf die Heide, die gehört Heim Heiderieter. Gehen wir in den Wald, der gehört den Bauern. Wenn wir uns auf den Deich setzen, der gehört dem Strandiger. Wenn wir in unserer Stube sitzen, die gehört der Sparkasse.'
> 'Ja, so ist es.'" 122)

All die Gespräche, die zwischen der Kündigung der Eschen-

winkler und dem tatsächlichen Auszug der ersten Bewohner geführt werden, in denen all die Hoffnungen und Ängste gegenüber dem "Sprung übers große Wasser" sich ausdrücken, faßt der Erzähler mit folgendem Hinweis zusammen:

> "Und wenn einer genau aufgemerkt hätte, mit einem feinen Ohr, dann hätte er immer wieder das eine Wort gehört: 'Land! Land!' Ja, das Wort ist viel genannt worden in jenen stillen Maitagen am Abhang der Heide, gleich zu Süden vom Heidehof." 123)

Solch eindeutige Verweise auf die realen Ursachen für die Auswanderbewegung werden zwar immer wieder von falschen, weil ideologisch rationalisierenden Erklärungsversuchen für die Folgen von Kalkulationsentscheidungen eines agrarischen Unternehmers wie dem folgenden durchkreuzt, mit dem Ingeborg dem moralisch zerknirschten Andrees Mut zu machen versucht:

> "Du hättest sie wohl auch nicht gehalten, Andrees; es ist ein Zug im Volk. Sie haben Verwandte dort; einer zieht den andern nach sich übers Meer. Wenn es jetzt als Leid erscheint, wer weiß, vielleicht ist es ihr und ihrer Kinder Heil." 124)

Dem Volksschriftsteller hätte an der Widersprüchlichkeit solch doppelter Motivierung seiner Protagonisten auffallen müssen, daß einige der im Roman auch vom Erzähler selbst propagierten Ziel- und Leitwerte, z. B. Heimat und Arbeit, zum Tragen der "Last, die das Leben jedem auflegt" 125), nur im ideologischen Sinne sich als brauchbar erweisen. Arbeit zum Beispiel ist angewiesen auf die objektiven Bedingungen, die zu ihrer Betätigung notwendig sind: Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel wie auch die Vorstellung vom Produkt der Arbeit. Wenn gerade diese Bedingungen jedoch nicht mehr selbstverständlich gegeben sind, dann erweist ein Motto wie das, das Ingeborg Andrees für seine selbstverordnete Verbannung nach Flackelholm mitgibt: "Wenn du den Versuch machen wolltest, ein neues Leben zu bauen, einfach, fleißig, treu". 126) seinen seit Frenssens "Dorfpredigten" vertrauten ideologischen Charak-

ter.
Für sinnvolle Projekte auf der Düneninsel - sie gibt es für Flackelholm schon seit Generationen, sonst müßten sie auch erst noch erdacht werden - wie das schon vom Großvater Strandiger begonnene Anschlicken zur allmählichen Erweiterung und Umwandlung des langgestreckten Sandhaufens in Acker- und Weideland oder den Aufbau einer Schafzucht braucht Andrees vor allem Geld für Material und Gerät, mit dem sich zum Beispiel Kanäle ins Watt ziehen lassen oder auch finanzielle Mittel für den Ankauf von Schafen und deren Unterhaltung. Treue, das heißt Durchhaltebereitschaft und blinder Arbeitseifer allein könnten Andrees weder nützliche Ergebnisse auf Flackelholm noch in seinem eigenen Seelenhaushalt bringen, für dessen wehleidige Unordnung Ingeborg ihm "Vertrauen und Arbeiten" nebst "den Hölzern, die rings am Strand von Flackelholm liegen" [127] als Remedur empfiehlt.
Auch der Begriff der Heimat verliert seinen konkreten Inhalt, wenn diese die Grundlage jeglichen Heimischseins, die Existenzsicherung, nicht mehr gewährleisten kann. An den Eschenwinklern, ihren Auswanderungsplänen und schließlich ihrer tatsächlichen Auswanderung wird sichtbar, daß Heimat als den Wert ländlicher Gebundenheit herausstellender Kampfbegriff - von der borniert antiindustriellen, antizivilisatorischen Tendenz noch ganz abgesehen - überhaupt nur einen Sinn macht, wenn eigener Grund und Boden unterstellt ist, die "Scholle", die eben die Existenz sichert und damit Bodenständigkeit überhaupt erst ermöglicht. Und selbst an den Grundbesitzer Andrees gerichtet, Grundbesitz also reichlich gegeben, der Heimatbewußtsein sehr wohl fundieren kann, klingt der Appell an dieses Heimatbewußtsein hohl, wenn er mit einem falschen, weil ideologischen Gegensatz verknüpft wird:

> "Die Heimat muß in den Wochen, die nun kommen, über das Fremde siegen, sonst bist du zeitlebens ein ruheloser

Mensch." 128)

Wenn diese Heimat aber tatsächlich nur noch der Ort bzw. die Gegend der eigenen Kinder- und Jugendzeit ist, in der aber der Lebensunterhalt nicht mehr gesichert werden kann, dann macht sich Ruhelosigkeit gerade in der "Heimat" breit.

In dem bereits ausführlich zitierten Gespräch der Eschenwinkler über ihre Auswanderungspläne reagiert Peter Schütt, der sein armseliges Landarbeiterdasein des öfteren im Suff zu vergessen sucht und allein schon deshalb - in den Augen der anständigen Leute wie auch des Erzählers - eigentlich nichts Richtiges, Ernstzunehmendes von sich geben kann, auf die Nachricht, daß Franz Strandiger die Kündigung des Eschenwinkels rückgängig gemacht habe, skeptisch und selbstbewußt: "Die Katze spielt mit den Mäusen. Ich wandere doch aus. Die ganze sogenannte Heimat kann mir im Mondschein begegnen." 129) Schütt zieht damit nur den Schluß - im Ton etwas schnoddrig, aber zutreffend in der Sache - aus der Einsicht auch aller anderen Eschenwinkler, daß eine grundsätzliche Unsicherheit bestehen bleibt, solange jemand kein eigenes Land besitzt und er dadurch von den Kalkulationen und Entscheidungen des Grundbesitzers abhängig bleibt. Der Begriff der Heimat erfährt durch diese Einsicht - ganz gleich, was ihm sonst noch für eine Wertigkeit anhaften mag, z. B. Familienzusammengehörigkeit, Vertrautheit mit den Leuten und der Umgebung - eine objektive Relativierung. Trotzdem wird im zweiten ausführlichen Romanteil über die Eschenwinkler am Heimatbegriff festgehalten, als seien die vorherigen Überlegungen überhaupt nicht angestellt worden. Und obwohl sich auch aus den Äußerungen anderer Eschenwinkler dieselbe Schlußfolgerung ergeben hatte, die Peter Schütt nur als einziger offen, ohne Rücksicht auf irgendwelche Ängste vor Veränderung und Fremdheit, vor Verlust des Vertrauten ausgesprochen hatte, wird ihm die Offenheit als schändliche Pietätlosigkeit angelastet:

"Nur wenn Schütt zugegen war, der die Brandweinflasche in der Rocktasche trug, dann gab es bittere, harte Worte; das heilige Wort 'Heimat' wurde mit Verachtung genannt und des Vaterlandes wurde gespottet und der Kaisername in den Staub gezogen. Aber kein anderer sagte solche Worte, nur dieser Peter Schütt, der Enkel von Thoms Schütt, dem Säufer." 130)

Gerade die Erfahrungen der Eschenwinkler nehmen der Heimat das Flair der Heiligkeit. Wenn der Erzähler dennoch an diesem festhält, setzt er sich damit in Gegensatz zu dem von ihm selbst Erzählten. Nicht die Konfrontation mit irgendwelchen anders begründeten Definitionen von Begriffen wie Arbeit oder Heimat muß die Unhaltbarkeit der Werte, die der Roman zu transportieren sucht, erweisen, sondern sein eigener Verlauf bringt Wirklichkeitselemente ins Spiel, die seine Mission in Sachen Arbeit und Heimat als ideologisches Befriedungs- und Aufrüstungsmanöver desavouieren.
Denn die Geschichte der Auswanderung der Eschenwinkler ist offenbar nur der besonders krasse Ausdruck des nationalen Übelstandes, um dessen Behebung es Frenssen mit dem Roman als ganzem zu tun ist, "dem Buch eines jungen, überheißen Herzens in Angst um die Zukunft des Landes und des ganzen Volkes". 131)

d) Sinn und Erfüllung des Lebens: "Dem Vaterland dienen"

"Wenn aber ein ganzes Volk seinen Garten verwildern läßt, weil's träge und schlafmützig ist, oder wenn sie sich drängen oder stoßen und die Grenzen verschieben, bis die Stücke der Kleinen, die unter ihnen wohnen, ganz klein sind, oder bis sie gar am Grabenrand an der Straße sitzen: und es steht niemand im Volk auf, kein Mächtiger, auch kein Kluger, und streitet für die Kleinen und ermuntert die Trägen, daß sie wieder mutig arbeiten, dann wird der große Herr des Gartens erbittert, und er schickt Starke über sie, oder er stößt sie mit den Köpfen zusammen und giebt ihren Garten andern Leuten." 132)

"Es ist etwas faul im Staate Deutschland" - so läßt sich

die Ausgangslage des Romangeschehens zusammenfassen, eine Lage, für deren Verursachung die drei Getreuen mit ihrem Handeln am Anfang stehen - da ist es mit ihrem Getreusein noch nicht weit her - und deren mögliche Aufhebung durch die innere und äußere Entwicklung der drei hin zu ihrem Getreusein aufgezeigt wird.
Der Roman beginnt im Zeichen des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, wenn die späteren drei Getreuen, zehnjährig, spielend nachvollziehen, was für ihre Väter tödlicher Ernst ist:

> "Da reiten sie aus der Allee des Strandigerhofs hervor, 'die drei Getreuen'.
> Sie reiten nach dem Seedeich und wollen da oben, auf der Höhe, über die Nordsee Ausschau halten, ob auch feindliche Schiffe in Sicht sind. Denn das Vaterland hat Krieg. Es ist drei Tage nach der Schlacht von Gravelotte.
> Das Land und der Strand ist von Menschen entblößt; sie sind alle nach Frankreich gezogen ... Ihm (Andrees Strandiger, K. U.) zur Linken reitet Franz Strandiger. Er ist zum Besuch auf Strandigerhof. Sein Vater, Leutnant bei der Artillerie des neunten Armeekorps, liegt seit vorgestern im ersten Haus von Verneville, nach de la Cusse zu, durch die Lunge geschossen, ein aufgegebener Mann." 133)

Sie treten damit auch - ebenfalls noch spielerisch unbewußt - das Erbe an, das dieser Krieg als sein eigentliches Ergebnis seiner wie auch der folgenden Generation auferlegt hat: das zweite Deutsche Reich mit den Problemen, die sich aus seiner alles andere als gefestigten inneren Struktur ergeben. Scheinen die drei - mit gewissen, aber nicht prinzipiellen Einschränkungen für Heim - zunächst die Hoffnung zu rechtfertigen, sie würden bald zu Männern herangewachsen sein, die ihren Teil zur verantwortungsvollen Verwaltung dieses Erbes beitragen werden - Andrees zum Beispiel ist sich auf die Frage hin, was er werden wolle, schon als Sechzehnjähriger sicher, daß er "dem Vaterland dienen" werde:

> "Ich werde Verwaltungsbeamter, Staatsmann! Dann will ich

das durchsetzen, was unserm Volke not thut." 134)

und auch die beiden anderen, Heim noch etwas verträumt und Franz nicht so diensteifrig vaterländisch wie Andrees, geben zu erkennen, daß mit ihnen zu rechnen ist - so geraten sie in den entscheidenden Jahren um die zwanzig herum alle drei ein gutes Stück vom vorgezeichneten Weg ab. Andrees verliert sein klares Ziel durch das Studium in Berlin aus den Augen, so daß Heim beim ersten Wiedersehen nach fünf Jahren erkennt,

> "was er im Ton der Stimme gefühlt hatte, daß Andrees Strandiger andere Augen bekommen hatte. Es waren wohl noch stolze, schöne Augen, aber sie waren nicht mehr ruhig, nicht mehr rein." 135)

Die verführerischen Angebote der Großstadt haben ihn die Verantwortung vergessen und eine egoistische, auf Bequemlichkeit und Wohlleben gerichtete Lebensperspektive entwickeln lassen:

> "Ich geh' mit dem Gedanken um, ... den Strandigerhof zu verpachten. Die Frauen können den oberen Stock bewohnen und haben sich nicht mit der Verwaltung zu plagen. Ich bleibe dann in Berlin und sehe mir die große Welt an. Wozu hat man das Geld?" 136)

Heim selbst, den Andrees bei seinem Besuch in Tübingen als einen verbummelten Studenten vorfindet - die Kommilitonen auf die Frage, welcher Fakultät er angehöre, spotten wohlwollend, daß er "zur 'Fakultät Uhland' gehöre und daß 'ganz Württemberg sein Hörsaal sei'", "ein gemütlicher, aber seltsamer Junge, der leider nicht wisse, was er wolle" - 137) und den er - ausgerechnet er - an seine Verpflichtung dem heimischen Heidehof, der Heimat überhaupt gegenüber erinnern zu müssen meint, hat ähnliche, wenn auch wegen der Armut zu Hause weit weniger fundierte Pläne für seine Zukunft: "So verlassen und verloren soll ich wieder in die Heimat kommen? In die weite Welt will ich gehn!" 138) Und Franz will endlich - darüber hat er alles andere ver-

gessen - verwirklichen, wovon er insgeheim schon bei seinen kindlichen Ausritten mit Andrees und Heim geträumt hatte: "Darum gehe ich meinen eigenen Gang, und zwar diesen: Ich will Herr sein. Das ist meine ganze Weltanschauung." [139] Überraschend findet Heim - aber für solche Überraschungen sind Schriftsteller, auch wenn sie erst in statu nascendi sich befinden wie der Uhland-Träumer in Tübingen, nach Frenssens Auffassung gleichsam von Berufs wegen prädestiniert, weil sie zwar nicht "klarsichtig und hart vorstürmend" wie Politiker, aber doch "unklar, oft unbewußt, oft schweifend, oft irrig" [140] ihren Zeitgenossen auf dem richtigen Weg vorangehen - als erster den Weg in die Heimat zurück - eine Nacht mit wenig Schlaf, unmittelbar nach Andrees' Besuch genügt, um der besseren Natur in ihm zum Durchbruch zu verhelfen: "Alle Gedanken, die seine lebendig gewordene Seele spannte, zielten auf das eine: Ich will nach Haus!" [141]

Auch Andrees kehrt kurz darauf in die Heimat zurück, zunächst aber noch ganz unter dem Einfluß dekadent verfeinerter Großstadtkultur:

> "Drinnen (in der Kutsche, K. U.) saßen in weichen Wagenkissen Andrees, Lena und Franz ... die Scheiben klirrten leise; ein feiner Wohlgeruch war durch den ganzen Raum gedrungen. Lena Strandiger drückte ihre feinen Glieder und ihren schwarzen Kopf in die Polsterung und sah aus halbgeschlossenen Augen auf Andrees." 142)

und eigentlich auch nur - Franz und seine Schwester Lena, die Andrees' Frau werden will, sind nicht zufällig die in der Kutsche Mitreisenden - um die Verpachtung des Hofes an seinen Vetter perfekt zu machen. Doch einmal in der heimatlichen Umgebung und unter den von klein auf vertrauten Menschen wird auch in ihm die bessere Natur wieder wach und läßt ihn den alles entscheidenden Schritt immer neu verzögern; und obwohl er ihn schließlich doch vollzieht, gelingt es der großstädtischen Schlange Lena mit all

ihren Verführungsversuchen -

> " ... sie nahm seine Seele an ihre Hand und führte sie durch belebte Straßen, in herrliche Schlösser, unter lachende Menschen und umgab sie mit Großstadtluft." 143)

- nicht mehr, den seine Entscheidung bald Bereuenden wieder vom Strandigerhof fortzulocken: enttäuscht und wütend reist sie allein nach Berlin zurück.
Doch weder für Heim noch für Andrees bedeutet der bloße Umstand, daß sie jetzt auf vertrautem Boden wieder Fuß gefaßt haben, daß sie auch schon getreu sich nennen dürfen. Die Landt-Schwestern machen ihnen klar, woran es noch mangelt; Heim, dem wortgewandten Träumer, redet Maria ins Gewissen:

> "Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volk fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen." 144)

"Aus dem Volk fürs Volk reden" - das ist die programmatische Aufforderung zum wirklichen Volkspoeten - wir haben uns bereits ausführlich mit ihr befaßt - der seine ganze literarische Überzeugungsfähigkeit dafür einsetzen muß, das Volk auf nichts anderes als sich selbst als letzten Maßstab all seines Handelns zu verpflichten: die schriftstellerische Version des Getreuseins.
Obwohl er sich selbst noch gar nicht stark genug fühlt, Marias Forderung zu erfüllen, tritt er gegenüber Andrees, zusammen mit Ingeborg, selbst schon als Fordernder auf. Seine ironische Attacke auf den un-getreuen Grundbesitzer: "So nach dem Grundsatz: Was du ererbt von deinen Vätern hast, verkauf es, um es zu genießen!" vollendet Ingeborg durch den Vergleich zwischen ihren Besitztümern:

> "Aber es ist da ein Unterschied, Andrees! ... Siehst du: Heim hat sechs Kühe, sechs Schweine, fünf Kälber, acht Stück Jungvieh, vier Pferde und zweiundzwanzig Hektar Land, dazu die Heide, dazu eine Flinte, eine Feder und Telsche Spieker. Du aber, Andrees Strandiger, bist Herr über viel Land und bestellter Helfer vieler Menschen.'" 145)

und die schon behandelte Vernichtungsdrohung für ein Volk, "das seinen Garten verwildern läßt, weil's träge und schlafmützig ist" 146). Der getreue Landwirt hat seine Verfügung über viel Land volksnah zu nutzen: sowohl durch Produktion fürs Volk als auch als Arbeitgeber, der die Arbeitskraft des eigenen Volkes, auch wenn sie ihn etwas mehr kosten sollte, der fremdländischen Arbeitskraft vorzuziehen hat. Auch hier ist es die Propagierung der Orientierung bei allen agrarischen Maßnahmen am Maßstab des Volksnutzens.

Doch zur Einlösung solcher Forderungen an Andrees wie auch an Heim ist es noch zu früh: Heim hat noch zu viele Probleme mit sich und seinem Hausstand und Andrees kann den mit einer Laufzeit von zwölf Jahren versehenen Pachtvertrag nicht ohne weiteres wieder lösen. Für letzteren - wie später auch für den durch die Pacht endlich Herr gewordenen Franz - wird zunächst die zum Strandigerbesitz gehörende, von der Verpachtung im letzten Moment aber ausgenommene Düneninsel Flackelholm zum Prüfstein seiner Treue gegenüber dem früheren Lebensplan, das heißt des selbstlosen Einsatzes für ein Projekt von allgemeinem Nutzen. Dabei gewinnt die Insel, die der Großvater Strandiger schon einmal zu kultivieren begonnen hatte, die inzwischen aber wieder völlig verödet ist, eine gleichnishafte Bedeutung für das große Ganze, dem der Dienst eines Getreuen eigentlich ohne Einschränkung zu gehören hat.

Als nämlich Andrees nach Maria Landts Tod "krank am Herzen", traurig, verbittert und unglücklich - ein Zustand, von dem er als Sechzehnjähriger stolz gesagt hatte: "Ich kann mir so was nicht denken!" 147) - eine einsame Bleibe sucht,

die sogar noch so etwas wie ein Ort der Bewährung werden kann, da zieht er nach Flackelholm. Als er nach anfänglichem Sträuben doch damit beginnt, auf der Insel eine Schafzucht aufzubauen und auch das Anschlicken, das sein Vater einst angefangen hatte, wieder aufzunehmen, um die Insel zu erweitern, Neuland zu gewinnen, da wird diese Insel mehr und mehr zum Abbild der Geschichte Schleswig-Holsteins, seines Niedergangs und schließlich seiner Rettung durch das erstarkende Deutsche Reich, zum Symbol auch für die Kolonien, die das Deutsche Reich Ende des neunzehnten Jahrhunderts in der Konkurrenz mit den anderen Großmächten zu erobern versucht. Die Bezüge zwischen der Geschichte Flackelholms und der Schleswig-Holsteins bzw. Deutschlands sind dabei bisweilen nicht ganz klar, aber am Ende steht die Parallele, auf die es dem Autor offenbar ankommt:

> "Meine Freunde! Wir hoffen, daß, wie hier gearbeitet wird, mutig und thatkräftig, daß so gearbeitet werde auf der ganzen Linie von Flackelholm bis hinauf nach Sylt und Röm. Wir wollen das Meer zwingen, das grausam wütende Meer, das unsere Väter begraben hat. Und dazu sage ich nun: der höchste Deichgraf im Schloß zu Berlin und seine Beamten, die an Deichen, Vorlanden, Watten und Halligen ihre Pflicht thun, und jeder Wattarbeiter, der, den Pallas in der Hand, im Schlick steht und die, welche hier wohnen werden, in diesem festen Haus ... die sollen leben ... hoch ... hoch ... " 148)

So unmittelbar zieht Heim in seiner Rede zum Richtfest von Andrees' neuem Blockhaus auf Flackelholm die Parallele zwischen der Insel und der Entwicklung des Deutschen Reiches. Steht die Insel zunächst für das Land Schleswig-Holstein, so erscheint sie schon kurz darauf als Symbol dieses Einigungsprozesses selbst und der Opfer, die in seinem Fortgang nach Heims Auffassung gebracht werden mußten:

> "Es ist nicht ohne Opfer gegangen: Düppel ... Verneville ... Das Maifeld auf Flackelholm hat auch Men-

schenleben gekostet. Heute vor dreißig Jahren blieb Friedrich Strandiger im wilden Watt." 149)

Schließlich steht Flackelholm sowohl für das Deutsche Reich selbst, als auch für dessen Erweiterung durch koloniales Neuland, um das das Deutsche Reich bei der endgültigen Verteilung der Welt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit besonderer Vehemenz kämpft, weil es sich als "verspätete Nation" an diesem Kampf überhaupt erst zu beteiligen beginnt, als schon fast alles entschieden und vergeben ist.

Als schließlich der aus dem Gefängnis entlassene und durch seine Erfahrungen - Mordversuch und Mord, Rettung und unverdientes Gerettetwerden - von seinem unbedingten Willen zum Herrsein zu demütiger Dienstbereitschaft geläuterte, aber auch - wie seinerzeit der von sich und der Welt enttäuschte Andrees - die Einsamkeit suchende Franz als Verwalter auf Flackelholm die dort von jenem begonnene Erschließungs- und Kultivierungsarbeit übernimmt und mit all seinen verbliebenen Kräften fortführt, da hat sich für den Erzähler der Kreis geschlossen, wenn er resümiert:

"Also steht es mit den drei Getreuen.
Es war nichts mit dem Lorbeer, nichts mit dem Geldsack, nichts mit dem Orden. Das Leben hat jedem von ihnen eine Last aufgelegt. Aber, sie sind nicht mürrisch und mißtrauisch, wie viele sind. Sie stehn nicht müßig und lassen andere raten und thaten, wie viele thun. Sie nehmen nichts vom Volk, ohne etwas dafür wiederzugeben, wie viele thun. Sie maulen nicht mit der Regierung, wie viele thun; sondern sie arbeiten mit der Regierung und mit dem Volk." 150)

Dieses "Raten und Thaten mit der Regierung und mit dem Volk" sieht für jeden der drei Getreuen verschieden aus.

"Andrees Strandiger hat sich mit all dem Fleiß, den diese Arbeit fordert, und mit all seiner Gewissenhaftigkeit auf die Verwaltung seines Besitzes gelegt. Mit Hilfe der Wohnstätten, welche er in der Nähe seines Hofes schuf, war es ihm möglich, sich einen Stamm der besten Arbeiten zu erhalten. Die übrigen kommen aus

> den Geestdörfern, lauter tüchtige, angesessene Männer." 151)

Zudem hat ihn "die Not der Zeit, die er um sich sieht, und die Unzufriedenheit so vieler veranlaßt", "volkswirtschaftliche Studien" zu betreiben und das Vermögen Maria Landts hat er zur Gründung einer "Maria-Landt-Schenkung" verwandt, mit deren Hilfe kleine Rentengüter für Landarbeiter erstellt werden. Darüber hinaus hat er öffentliche Aufgaben übernommen: er ist Amtsvorsteher des Kirchspiels und steht an der Spitze mehrerer landwirtschaftlicher Vereine, wird demnächst sogar Mitglied des Kreistags. Und bei der ersten gemeinsamen Reise der drei mittlerweile wirklich Getreuen zeichnet sich für Andrees noch eine Erweiterung seines Wirkungskreises ab. Nachdem er an einer "großen Volksversammlung" teilgenommen hat,

> "in der die Arbeiter aufgefordert wurden, die unfruchtbare Opposition gegen die Regierung aufzugeben und, gleich ihren Kameraden in England, mit Mut und Vertrauen an der Entwicklung des Vaterlandes mitzuarbeiten" 152),

wird Andrees von politischen Freunden, zu denen auch der Redner des Abends gehört, gebeten, "für seinen heimatlichen Wahlkreis, der zur Zeit vakant war, Reichstagskandidat zu werden" - der Vielbeschäftigte "wird sich dem Wunsch seiner Freunde und dem Vertrauen vieler einsichtiger Männer nicht entziehen". 153)

Franz, der vom Erzähler als einziger unmittelbar als "Getreuer" bezeichnet wird, rechtfertigt diesen Titel auf seine Weise:

> "Sein Leben ist mühsam, rauh, einsam ... Er gilt für einen guten Kenner von allem, was mit dem Strand der Nordsee zu tun hat, und hat allerlei Pläne. Deichbau, Seemoosfang, Hochseefischerei, Fischversand: das sind Dinge, die seinen Geist fortwährend beschäftigen. ... Um Politik - im engeren Sinne des Worts - kümmert er

> sich gar nicht; er kümmert sich nur um seine Sachen. Er ist aber in allerlei Strandsachen der Vertrauensmann der Regierung und scheint es immer mehr zu werden, und hat Aussicht, den Orden zu bekommen, den Heim einst begehrte." 154)

Nicht die unmittelbar politische Orientierung, sondern die auf die Allgemeinheit bezogene Wirkung zählt für die Zuerkennung des Titelprädikats. Und in dieser Hinsicht steht Franz, der sich immer noch ein wenig schwer damit tut, "daß er, Franz Strandiger, der geborene Herr, zeitlebens Verwalter, Beauftragter eines andern sein muß" 155), seinem mehr im Lichte der Öffentlichkeit stehenden Vetter in nichts nach. "Der Überstarke ist nur noch ein Starker": er hat am eigenen Leib und sehr schmerzhaft die ihm vom Autor verordnete Lektion der Demut lernen müssen; sie hat seinen autokratischen Grundhabitus nicht verändert und auch seine Unfähigkeit, "den Menschen persönlich nahe zu kommen", nicht beseitigt:

> "Doch ist er billiger, gerechter geworden. Seit er am eigenen Leibe erfahren hat, daß selbst er, der Starke, ohne Gottes und Menschen Hilfe zusammenbrechen mußte, ist er weicher geworden." 156)

Heim Heiderieter schließlich hat es zum Kirchenältesten gebracht - "eines Hauptes länger als alle vorigen Heiderieter" - aber das ist dem Erzähler nicht so wichtig. Heim ist schließlich Schriftsteller, und deshalb zählen im Grunde nur seine Verdienste auf diesem Felde. Zögernd, sich seines Urteils über den erst am Anfang einer möglich erscheinenden Karriere Stehenden scheinbar noch nicht sicher, hebt er an:

> "Über den Schriftsteller Heiderieter etwas zu sagen, ist schwer. Ein bestimmtes Urteil zu fällen, wäre leichtfertig, da er noch in seiner Entwicklung ist. Es werde hier nur bemerkt, daß er den Plan hat, die Höhepunkte der Geschichte Schleswig-Holsteins in Romanen darzustellen, und daß der erste dieser Romane, der im zwölften Jahrhundert spielt, erschienen ist." 157)

um dann, sich voll stolzen Selbstbewußtseins auf die eigene

Schulter klopfend, dem Leser das Urteil zu überlassen:

> "Im übrigen wird jeder, der diese Blätter, in denen so viel von Heim Heiderieter die Rede war, aufmerksam gelesen hat, sich ein Bild von dem Schriftsteller Heiderieter machen können." 158)

Wir haben aufmerksam gelesen und können Heim Frenssen versichern, daß ihm mit seinem zweiten Buch die Erfüllung dessen gelungen ist, was die scheinbar so lebensuntüchtige, aber offenbar mit dem Blick für das Wesentliche begabte Maria seinerzeit von ihm verlangt hatte:

> "Er (der zum Erzählen Begabte, K. U.) muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Fehler in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volke fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude." 159)

Zum Beweis, daß er seine "drei Getreuen" zum wirklich guten Ende geführt hat, das heißt eben zum "Raten und Thaten mit der Regierung", sie zu Prachtexemplaren staatstragend nationaler Gesinnung und Praxis entwickelt hat, läßt er sie ganz am Schluß auf einer gemeinsamen Reise über Hamburg nach Kiel - Heim hat sie angeregt, um die drei, die jeder für sich schon am Ziel sind, auch noch einander näher zu bringen und dadurch dem Einheitsgedanken noch einmal besonderen Ausdruck zu verleihen - einen kleinen Umweg machen und dabei des allerhöchsten Segens unmittelbar teilhaftig werden:

> "In Friedrichsruh hatten sie die Freude, den Fürsten nicht allein zu sehen, sondern sogar zu sprechen. Als er nämlich den Hohlweg, der jenseits der Bahn in den Wald hinaufführt, entlang fuhr, mochten ihm die drei starken, frischen Männer gefallen, neben denen die beiden stattlichen Frauen standen. Der Wagen hielt, und er fragte freundlich nach dem 'Woher' und 'Wohin'. Zuletzt fragte er: 'Noch in der Landwehr?' Da sagte Heim, sich aufrichtend, mit Bedeutung: 'Solange wir leben, Durchlaucht!' Da nickte der Alte, sah sie mit seinen mächtigen Augen an, und fuhr weiter." 160)

Im Zeichen des nationalen Triumphes, der das Deutsche Reich begründete, hatte der Roman begonnen; mit einem eher wehmütigen Blick auf den 1891 - in diesem Jahr endet das Romangeschehen - bereits entlassenen und im Ruhestand befindlichen Reichskanzler, der die nationale Einigung zustande gebracht hatte, endet er. Doch "die drei Getreuen", die seinen aufmunternden Zuspruch erhalten haben, wie auch all jene, die wiederum deren Lebensgeschichte als Aufforderung und Zuspruch für sich zu verstehen wissen, werden - wenn auch erst einige Jahre später - aufopferungsvoll beweisen, daß sie den "in bunte Bilder" gehüllten "harten Kern" des Romans begriffen haben und die "Angst (seines Autors) um die Zukunft des Landes und des ganzen Volkes" [161] teilen: das Bismarcksche Erbe ist bei Frenssen und seiner Leserschaft in guten Händen.

3) Jörn Uhl - "Mühe, die der Mühe wert ist"

Frenssens dritter Roman war nicht nur seinerzeit der von ihm selbst in seiner weltanschaulichen Breitenwirkung wohl kaum überschätzte literarische Durchbruch des Pfarrers von Hemme -

> "Die geistige Bewegung, die durch das Erscheinen des 'Jörn Uhl' durch das deutsche Sprachgebiet ging, ist in unzähligen Äußerungen der Presse zum Ausdruck gekommen; sie wird auch in zahllosen persönlichen Briefen fein festzustellen sein, die in jenen Jahren geschrieben sein werden, davon ich allein Tausende bekommen habe." [162]

- er ist auch derjenige seiner Romane, mit dem ihm, posthum, ein zweiter Durchbruch gelungen ist, nämlich in der Literaturwissenschaft unserer Tage. Hatte er bis Ende der sechziger Jahre - wenn überhaupt - ein rein lexikalisches und entsprechend wenig beachtetes, bisweilen sogar ausgesprochen nachlässig betrachtetes Dasein geführt [163], - auch Arno Schmidt hatte diesen Roman in seiner Erinnerung an Frenssen keiner besonderen Hervorhebung für wert befunden - so rückte er nun als Paradebeispiel des Heimatromans der Jahrhundertwende in das Interesse einer Literaturwissenschaft, die die Trivialliteratur, wesentlich ideologiekritisch motiviert, nicht nur in ihren aktuellen, sondern auch und gerade in ihren historischen Ausprägungen als ihr angemessenen und zustehenden Forschungsgegenstand zu entdecken begann.
Daß dabei, hauptsächlich wohl aus dem überschießenden Impuls, Denk- und Erscheinungsformen des manifesten Faschismus schon in ideologischen Strömungen weit vor dessen politischer Durchsetzung aufzuspüren [164], vorschnelle Zuordnungen und Kategorisierungen passiert sind, ist verständlich. So beginnen zum Beispiel Hamann/Hermand ihre nähere Befassung mit Frenssen mit der Bemerkung "Wie bei Bartels

und Löns stand bei ihm von Anfang an die 'rassische' Komponente im Vordergrund." und sehen diese allgemeine Charakterisierung besonders im "Jörn Uhl" bestätigt: "Das Ganze ist daher weniger ein Heimatroman als ein Rassenroman." und stellen deshalb Bezüge zu Freytags "Soll und Haben" wie auch zu Raabes "Hungerpastor" her - die Thematik des Rassischen ist jedoch bei Frenssen überhaupt wie auch speziell im "Jörn Uhl" von untergeordneter Bedeutung. [165] Eine gründliche Untersuchung des Romans, wie wir sie anstellen, muß auf solche Fehleinschätzungen "in bester Absicht" eingehen und sie korrigieren.

Auch in seinem dritten Roman knüpft Frenssen an den aus seinem vorherigen Roman vertrauten Personen- und Lebenskreis an. So tritt in "Jörn Uhl" - wenn auch nur in einer sehr kurzen Szene und auch gar nicht als die Figur, um die es eigentlich geht, aber doch immerhin "leibhaftig" - jener Leutnant Strandiger auf, der in "Die drei Getreuen" gleich zu Anfang in eben jener Szene nur beschrieben wird:

> "Ihm (Andrees) zur Linken reitet Franz Strandiger. Er ist zu Besuch auf Strandigerhof. Sein Vater, Leutnant bei der Artillerie des neunten Armeekorps, liegt seit vorgestern im ersten Haus von Verneville, nach de la Cusse zu, durch die Lunge geschossen, ein aufgegebener Mann. Der Junge weiß es noch nicht; er erfährt es erst nach Wochen, wenn er zu seiner Mutter zurückkehrt." 166)

Und daß es sich bei diesem Vorkommnis nicht um eine unwichtige Nebensächlichkeit handelt, was die Entwicklung der "drei Getreuen" angeht, wie sie Gegenstand des Romans ist, macht der Bezug deutlich, den der Erzähler zwischen dem Sterben Leutnant Strandigers und Franzens weiterer, vor allem seinen Vetter Andrees mitbestimmenden Entwicklung herstellt:

> "Er (Franz) ahnt nicht, daß sein Lebensgang eine Biegung gemacht hat, und zwar auf einen harten, holprigen Weg zu; denn nun wird seine Mutter und deren Fa-

milie, die in Berlin wohnt, seine Erziehung leiten. Und die sind ein hartes Geschlecht." 167)

Im "Jörn Uhl" ist der Leutnant zwar zum Hauptmann avanciert, aber ansonsten besteht kein Zweifel, daß es sich um eben jenen Strandiger handelt, von dem der wissende Erzähler im Zusammenhang mit Franzens erstem Auftritt als Getreuer berichtet:

> "Aber am dritten Tage fand er (Jörn Uhl) ihn (nämlich Geert Dose) in derselben engen Stube, in der Hauptmann Strandiger lag, der durch die Brust geschossen war. Beide waren von den Ärzten überhaupt nicht angefaßt worden. Es war ja zwecklos." 168)

Auch die Ortsangabe trifft zu, da es sich um einen Ort ganz in der Nähe "des Bois de la Cusse" [169] handeln muß.

Sehr viel ausführlicher ist die Anknüpfung an die Figur des Heim Heiderieter, die uns schon in "Die drei Getreuen" besonders interessiert hatte. [170] Im "Jörn Uhl" tritt sie zweimal ganz am Ende des Romans auf - einmal als "Geschichten-Erzähler", dem Jörn Uhl die Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit abspricht:

> "Dieser Mensch! Vier Jahre lang war er auf der Universität und kam ohne Examen wieder. Er hatte mit der Wissenschaft Streit bekommen. Natürlich! Frau Wissensohaft ist eine nüchterne, ehrbare Frau. Aber solche brotlosen Künste: die kann er." 171)

Lisbeth entdeckt aber den Widerspruch in dieser Reaktion, wenn sie ihn darauf hinweist, daß auch er der phantasievollen Geschichte Heims vom Leben und Sterben des von ihm selbst in einer Steinkammer entdeckten Toten gern zugehört habe. Und Jörn Uhl muß bekennen:

> "Das muß ich zugeben. Es war, als wenn man vom lieben Herrgott ein wenig in seine Werkstatt geladen wäre, um sich dies und das 'mal anzusehen; man zog ganz von selbst seinen Sonntagsrock an, um an einem solchen Ort nicht schäbig zu erscheinen." 172)

Doch dann kommt Heim Heiderieter noch einmal ins Spiel und

das in einer für unser Interesse besonders aufschlußreichen Weise.
Im letzten Kapitel des Romans, das mit seinem ersten Satz darauf hinweist, daß es zu dem Entwicklungsroman, der "Jörn Uhl" im ganzen ist, im eigentlichen Sinn schon gar nicht mehr gehört, sondern eine Art Epilog darstellt -

"Jahre kamen und gingen." 173)

- treffen Jörn und Heim wie zufällig am Goldsoot zusammen. Ehe es zu dieser Begegnung kommt, erlebt Heim schon einige seltsame Begebenheiten, wie überhaupt dieses Kapitel - abgesehen von seinem unmittelbaren Beginn - eigentlich das Schlußkapitel zu einem Roman "Heim Heiderieter" zu sein scheint. Nachdem noch einmal an zwei Beispielen gezeigt worden ist, was es heißt, daß Jörn "zeitlebens etwas Brüchiges in seinem Chrakter behalten" [174] wird, setzt das Kapitel mit der schon zitierten Wende noch einmal an, um dann Heim Heiderieter auftreten zu lassen, als habe dieser den ganzen Roman hindurch im Mittelpunkt gestanden, müsse dem Leser mittlerweile also sattsam bekannt und nicht mehr irgendwie einzuführen sein:

"Jahre kamen und gingen.
Da kam eines Tages über Heim Heiderieter die Unruhe, und er beschloß, die Gegend von Ringelshörn und Wentorf zu besuchen, und kam ohne Abenteuer bis an die Häuser von Sankt Mariendonn ... " 175)

Nachdem Jörn und Heim ein wenig über die - inzwischen verstorbene - Wieten Penn und über Jörns aus Amerika zurückgekehrte Schwester Elsbe geplaudert haben, lenkt Heim das Gespräch auf Jörn selbst:

"Du hast Schweres durchgemacht, Jörn. Ich möchte wohl wissen, was du selbst darüber denkst."

Und auf Jörns zweifelnde Gegenfrage:

"Willst du meine Lebensgeschichte schreiben, Heim. Es ist wohl nicht der rechte Stoff." 176)

erläutert Heim, warum er Jörns Lebensgeschichte durchaus für erzählenswert hält und gibt in der Zusammenfassung der wichtigsten Elemente wertvolle Hinweise auf die Gründe, die dazu geführt haben, daß Jörn Uhl eine derart überragende Stellung in Frenssens im ganzen ohnehin so erfolgreichen Werk gewonnen hat. Sie aus dem Roman selbst, seinem Bezug auf die aktuelle historische Situation und der Spiegelung in den zeitgenössischen Reaktionen zu erschliessen, ist eine der Hauptaufgaben unserer Analyse.
Heim kommt schließlich zu dem Ergebnis:

> "Was soll man denn erzählen, Jörn, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?" 177)

Und nachdem beide einen Titelvorschlag Jörns erörtert haben, diktiert dieser sogar die Schlußsentenz seiner eigenen, von Heim Heiderieter zu schreibenden Biographie:

> "'Nun', sagte Jörn Uhl, 'wenn es mit dem gescheiten Hans denn nichts ist, so gieb mir irgendeinen guten, deutschen Namen nach deiner Erfindung und sage zuletzt: obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte. Aber sei nicht zu weise, Heim. Wir können es doch nicht raten.'" 178)

Der vorliegende Roman des Autors Gustav Frenssen ist offensichtlich die Realisierung des zwischen Jörn Uhl und Heim Heiderieter besprochenen Projekts, das Gespräch zwischen den beiden also so etwas wie die nachgelieferte Rechtfertigung Heiderieters/Frenssens für sein schriftstellerisches Unternehmen, für uns ein wesentlicher Beitrag zur Erhellung des schriftstellerischen Selbstverständnisses Gustav Frenssens. Sehen wir uns zunächst genauer an, was es für ein Leben ist, das Heim Heiderieter für so erzählenswert hält.

a) Jörns innere und äußere Entwicklung

Jörn ist das vierte und bislang letzte Kind des Großbauern Klaus Uhl; er ist - ganz im Gegensatz zu seinen drei weitaus älteren Brüdern - nach seiner Mutter geschlagen. Bei der Geburt des fünften Kindes, eines Mädchens, das später auf den Namen Elsbe getauft wird, stirbt Jörns Mutter, weil der leichtsinnige Vater in den entscheidenden Stunden außer Haus gegangen und deshalb nicht zeitig genug nach einem Arzt geschickt worden war.
Jörn und Elsbe spielen viel zusammen, bilden einen Gegenpol gegenüber den drei älteren Uhl-Söhnen. Ihr Hauptspielgefährte ist Fiete Krey, der Sohn von Trina Krey, einer Magd auf der Uhl. Tagsüber gehen sie zusammen auf Entdeckungen aus, abends sitzen sie bei Wieten Penn, der Großmagd, spielen, erzählen und hören Geschichten, auch solche von den Uhlen und den Kreien.
Diese Unterscheidung bezieht sich auf zwei offenbar rassisch voneinander abweichende Bevölkerungsgruppen, die in der Dithmarscher Gegend, in der der Roman spielt, zusammen leben: man konnte deutlich sehen,

> "daß auf dem Donn zwei Sorten Menschen wohnhaft waren." 179)

Die Uhlen stammen direkt von der friesischen Urbevölkerung ab und sind in der Regel die Großgrundbesitzer, während die Kreien Nachkommen von Wenden zu sein scheinen, die im Zusammenhang der frühmittelalterlichen Völkerverschiebungen in Europa in die Räume an der Nordseeküste eingedrungen waren.
Sie üben vor allem Händlerberufe aus. Von altersher gibt es Rivalitäten zwischen den beiden Gruppen, die bisweilen zu direkten Kämpfen sich auswachsen, während es andererseits - allerdings sehr selten, bei gelegentlichen Festen etwa - zu überraschenden Verbrüderungsszenen kommt. Das

Vorherrschende ist jedoch ihre strikte Getrenntheit.

Die Uhlen-Kinder, aber ebenso der "rassisch" nicht zu ihnen passende Fiete Krey verbringen viel Zeit bei Thieß Thiessen, dem Bruder der verstorbenen Frau Uhl. Die Thiessen leben im Moor und sind ein phantasievolles wunderliches Geschlecht: mit seinem selbstgebauten Boot kentert Thieß, und die Kinder haben ihren Spaß. Jörn, etwas älter geworden, bereitet sich bei Lehrer Peters auf die Aufnahme in die Oberschule vor, wobei er dessen Enkelin Lisbeth Junker näher kennenlernt: es entwickelt sich eine Jugendliebe. Die Aufnahmeprüfung mißlingt, weil Jörn sich auf falsche Fächer vorbereitet hat.
Während Jörn mit seiner Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit zum quälend wandelnden Gewissen für seine nachlässigen und äußerst trinkfreudigen Brüder wird, erfährt er selbst zufällig, daß die Uhl hoch verschuldet ist.
Als Fiete Krey vom Hof gejagt wird, weil er es auf Elsbe und sogar den ganzen Uhlenhof abgesehen haben soll - Jörn will eigentlich etwas 'Gelehrtes' werden und seine drei Brüder scheinen weder gewillt noch fähig, den Hof in Zukunft eigenständig zu führen - gibt Jörn alle Pläne für eine Bildungs- oder Gelehrtenlaufbahn auf, weil er - nicht ohne Grund - vermutet, daß die Uhl, wenn auch er noch weggeht, binnen kurzem heruntergewirtschaftet wäre. Von dem schon auf dem Altenteil lebenden Landmann Dreyer lernt Jörn Uhl alles Nötige über die Landwirtschaft, er ist sein "Lehrer in allen Dingen des praktischen Berufs" [180], und ein besonders skurriles Exemplar aus der Sippe der Kreien, Jasper Krey, ist Jörns wichtigster Umgang und Gesprächspartner, was die Probleme des allgemeinen Lebens angeht. Fiete hat sich derweil nach Hamburg abgesetzt und trägt sich mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern.
Während seine jugendliche Liebesbeziehung zu Lisbeth immer mehr an Gewicht verliert - der hart arbeitende Landmann und die immer schon etwas "sipp" sich gebende Lehrerstoch-

ter [181] haben sich nicht mehr viel zu sagen - erfährt Jörn zum ersten Mal die Gefühlsgewalt einer erotisch-sexuellen Beziehung: Telse Dierk, die sogenannte Sanddeern, ruft in ihm - ohne es selbst eigentlich zu wollen - einen Gefühlssturm wach, der nur dadurch zu bändigen ist, daß Telse die gemeinsame Heimat verläßt. Trotzdem wird Jörn, vor allem von seinen Brüdern, eines schändlichen Verhaltens geziehen, dessen die ganze Familie sich schämen müsse.

Jörn bringt seinen Militärdienst so früh als möglich hinter sich, um später in der Arbeit auf dem Hof nicht mehr gestört zu werden. Bald nach seiner Rückkehr vom Militär muß er feststellen, daß das Bauerndasein immer schwieriger wird, überall in der Gegend machten Landwirte bankrott:

> "Die bittere Sorge donnerte mit schwerer Hand gegen die Thüren der alten, starken Bauernhäuser und die Insassen gingen die langen, dunklen Dielen auf und nieder und wollten die Thür nicht öffnen, und drinnen in der Stube saßen die Frauen und weinten, und die Kinder waren voll schwerer, banger Ahnung." 182)

Jörns ältere Brüder verlassen den Hof, weil sie auch auf der Uhl mit einem Bankrott rechnen. Jörn selbst gibt nicht auf und versucht, den Hof aus seiner totalen Verschuldung herauszuwirtschaften.

Seine Bemühungen werden vom Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges durchkreuzt: auch er muß ins Feld. Bald nach der Schlacht von Gravelotte wird Jörn von Typhusfieber niedergeworfen - Freunde und Bekannte aus der Heimat hat er schon viele fallen sehen - und von Fiete Krey, den er - ausgerechnet im Krieg - wiedergetroffen hat, in die Heimat, das heißt nach Hamburg transportiert. Ehe Fiete sich wieder nach den Vereinigten Staaten einschifft und Jörn nach Wentorf zurückkehrt, treffen sie die mittlerweile in Hamburg arbeitende und lebende Lisbeth Junker, ohne daß es zu einer Wiederbelebung der alten Beziehung käme. Auch den alten Thieß Thiessen suchen sie auf: er hat sich

in Hamburg einquartiert, weil er noch immer auf der Suche nach Jörns Schwester Elsbe ist, für die er die Verantwortung übernommen hatte und die ihm zusammen mit dem leichtfertigen Harro Heinsen durchgebrannt war.
Auf dem heimatlichen Hof findet Jörn eine neue Großmagd vor: Lena Tarn; die Situation des Hofes jedoch ist die alte, nahezu unhaltbare. Als schließlich der alte Uhl, von einer nächtlichen Zechtour zurückkommend, betrunken aus der Kutsche in einen Pflug stürzt und sich herausstellt, daß er nie wieder zu vollen körperlichen und geistigen Kräften gelangen wird, kommt ein Vertreter der Gläubiger auf den Hof, um die Schuldenverhältnisse zu klären: die älteren Brüder werden endgültig in Bargeld abgefunden, während Jörn die Chance eingeräumt wird, durch kluges Wirtschaften die Schulden abzutragen und den Hof so doch noch zu retten. Bedingungsloser Arbeitseinsatz auf der Uhl führt zu ersten Erfolgen, und als Jörn die überaus tüchtige Großmagd Lena heiratet, kommt Hoffnung auf, die schier ausweglose Situation könne doch noch gemeistert werden.
Doch Lena stirbt nach der Geburt des ersten Sohnes im Kindbett. Resignation macht sich auf der Uhl breit, und sogar Jörn verkriecht sich in sich selbst, als zu allem Unglück auch noch seine immer mehr verkommenden Brüder auf den Hof zurückkommen, um sich - sie sind mittlerweile fast völlig mittellos - wenigstens durchfüttern zu lassen. Gelegentliche Besuche von Lisbeth bringen nur wenig Aufmunterung; als sich Jörns Bruder Hinnerk im Suff zu Tode stürzt, steht jener nahe vorm Verzweifeln:

> "Die Sonne schien. Der Wind wehte. Der kleine Junge lief in Sonne und Wind über die Hofstelle und hielt die Hände hoch überm Kopf, als wollte er auffliegen. Aber die Uhl ist tot." 183)

Doch das Leben geht weiter: seine intensive Beschäftigung mit Astronomie, Gespräche mit dem jungen, aufgeschlossenen

Pfarrer, sein Sohn und auch die Gemeinde, die ihm schwierige Drainagearbeiten überträgt, sorgen dafür, daß Jörn Uhl nicht in Verbitterung und Passivität versinkt. Selbst ein ausgesprochenes Mäusejahr kann ihn nicht erschüttern, weil er an einem festhält:

> "Das Suchen ist vergeblich, Wieten. Ich meine, daß Christus selbst gesagt hat, daß auch er nicht alles wüßte. Er sagte, es wäre auch nicht nötig, daß wir's wüßten; wir sollten nur immer Vertrauen haben und rein und lieb sein ... Ja, Wieten: denn wollen wir man zusammenstehen und den Nacken steif halten, du liebe, alte Deern." 184)

Das Wunder jedoch, auf das Jörn in seinem grenzenlosen Vertrauen hofft, tritt nicht ein, im Gegenteil: ein tagelang drohendes Unwetter entlädt sich in einem gewaltigen Gewitter, in dessen Verlauf ein Blitz in der Uhl einschlägt und sie in Brand setzt. Das Gerücht, Jörn habe selbst das Feuer gelegt, um sich aus der unhaltbaren Situation zu befreien, wird schnell zerstreut, als Augenzeugen berichten, sie hätten den Einschlag in der Uhl beobachten können. Der alte Uhl, den man noch eben aus dem brennenden Haus hatte retten können, überlebt die Zerstörung seines einst so stolzen Besitzes trotzdem nicht: er stirbt noch in der Nacht des Brandes. Jörn verläßt die Uhl und zieht zunächst zu Thieß Thiessen, dem Heesebauern und Bruder seiner Mutter.

Weniger niedergedrückt oder gar verzweifelt als vielmehr befreit von der ihn fast erdrückenden Last der Verantwortung für das hoffnungslos verschuldete Gut erscheint Jörn nach dem Brandunglück. Der nur noch sehr lockere Kontakt zur Freundin von kleinauf, zu Lisbeth Junker, wird wieder intensiver, weil Jörn sehr viel gelöster sich zu geben weiß. Als er bei einem der Ausflüge, die er mit seinem Jungen und Lisbeth zusammen immer häufiger unternimmt, ei-

nen alten Kriegskameraden besucht, machen dieser und seine Mutter Jörn und Lisbeth klar, daß sie ein Ehepaar werden müssen.
Bevor es jedoch dazu kommt, setzt Jörn einen anderen Rat seines Kriegskameraden in die Tat um: er erwirbt sich durch ein Bauingenieurstudium an der Technischen Hochschule in Hannover die Basis für eine neue berufliche Zukunft.

Als er nach zwei Jahren mit einem abgeschlossenen Studium in die Heimat zurückkehrt, erfährt er bei einem Zwischenhalt in Hamburg, daß Fiete Krey nach einer völlig verpfuschten Ehe aus den USA endgültig nach Hause zurückgekehrt sei und daß - noch viel wichtiger - Elsbe, nach der Thieß Thiessen noch immer sucht, mit auf dem Schiff sich befunden habe, er, Fiete, sie jedoch beim Ausstieg im Hafen aus den Augen verloren habe.
Jörn und Lisbeth treffen Vorbereitungen für ihre Hochzeit, die am 2. Weihnachtstag stattfinden soll. Die Hoffnung, daß Elsbe noch rechtzeitig zu diesem Termin nach Hause findet, erfüllt sich, als eigentlich niemand mehr so recht wagt, an eben dieser Hoffnung festzuhalten: am Heiligen Abend steht sie, zusammen mit ihrem Kind, plötzlich doch noch in der Tür des Heesehofs.
In der Folgezeit gelingt es Jörn, seine über Jahre hinweg immer undurchdringlicher gewordene innere Verhärtung, vor allem durch die Hilfe Lisbeths, ein wenig zu lockern und auch wieder Freude am Leben zu gewinnen. Als Bauingenieur gewinnt Jörn einen ausgezeichneten Ruf in ganz Schleswig-Holstein; darüberhinaus erteilt er jeweils im Wintersemester Unterricht an einer Fortbildungsschule.

Daß sein Zusammentreffen mit Heim Heiderieter diesen zu der rhetorischen Frage veranlaßt:

> "Was soll man denn erzählen, Jörn, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?" 185)

mag nach diesem etwas ausführlicheren Nachvollzug von Jörns Werdegang, der so etwas wie den roten Faden des Romans bildet, schon nicht mehr überraschen. Inwiefern Jörn Uhls Vita tatsächlich idealtypischen Charakter für die Herausbildung eines voll entwickelten Individuums hat, soll aber noch genauer herausgearbeitet werden. Daß es hauptsächlich die Entwicklung dieser Figur, ihr Beharrungsvermögen, ihre Standhaftigkeit in allen Lebenslagen gewesen ist, die dem Roman seine außergewöhnliche Rezeption verschafft hat, mögen zunächst einige Beispiele aus zeitgenössischen Rezensionen andeuten.

b) Der erfolgreiche Jörn Uhl [186)]

"Jörn Uhl" erschien im Herbst 1901 als 73. Band der "Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" mit der vorsichtig tastenden Auflagenzahl von 4000 Stück. Die Vorsicht erwies sich sehr rasch als unbegründet, denn schon im November 1902 konnte der Verlag den Absatz von fast 110 000 Exemplaren verbuchen, eine Auflagenhöhe, die, selbst gemessen an den Auflageziffern anderer erfolgreicher Werke der Zeit, das Wort vom "in jeder Beziehung siegreichen Buch" rechtfertigt. Der Anfangserfolg war kein Strohfeuer, sondern setzte sich in einem kontinuierlichen Verkaufserfolg fort, so daß z.B. 1935 das 408.-416. Tausend erscheinen konnte.
Daß die Gesamtzahl der Leser die Auflagenziffern wahrscheinlich noch weit überstieg, läßt eine Statistik von 151 Leihbüchereien in allen größeren Städten des Deutschen Reiches zwischen 1901 und 1910 vermuten. Darin sind die jeweils erfolgreichsten Werke und Autoren der einzelnen Jahrgänge aufgeführt, wobei Frenssen fast immer unter den ersten zehn rangiert, so etwa 1904 mit "Jörn Uhl" an neunter Stelle und als Autor mit seinem Gesamtwerk auf dem siebenten Rang.

Überraschend sind jedoch vor allem die positiven Stimmen von Zeitgenossen des Dithmarschers, denen als anerkannten Kollegen das kompetente Urteil nicht abzusprechen ist. Paul Heyses Ausruf: "Habemus poetam" ist noch verständlich vor dem Hintergrund der feindselig polemischen Attacken, mit denen, vor allem von den Naturalisten, seit Jahren ihm zugesetzt worden war.
Doch im Chor derjenigen, die "Jörn Uhl" als ein Ereignis feiern, sind auch Thomas Mann und R. M. Rilke. Während Thomas Mann den Roman lediglich kurz in einem Brief erwähnt, sich aber immerhin "entzückt" zeigt - "Diese Mischung von Feierlichkeit und Humor ist wundervoll!" [187] - schreibt Rilke eine ausführliche Rezension, die im Juli 1902 im Bremen veröffentlicht wird. Er bescheinigt darin dem Buch, daß es "zu dem Besten gehört und zu dem dauernden Besitzstand und Reichtum der deutschen Literatur." [188] Er fügt hinzu, daß aus dem Roman manches zu lernen sei:

> "... Freude und Mut und Vertrauen zum Leben und zu sich selbst, und Gerechtigkeit und Güte gegen die Nächsten und Fernsten, um des Leidens willen, an dem alle tragen als an ihrer wahren und schweren Gemeinsamkeit." 189)

Das Wichtigste scheint ihm zu sein, daß einem in diesem Werk

> "ein tiefer, starker, harmonischer Mensch"

gegenüberstehe,

> "einer, den man in sehr bedrängter Stunde fragen darf: wohin? Ein guter, hilfreicher Mensch, ein Freund. Und eine wundervoll junge Kraft." 190)

Enthält die Rilkesche Rezension bereits Hinweise auf die tatsächlichen Ursachen für den überwältigenden Erfolg des Romans, so sind sie in einer Kritik O. Frommels klarer und detaillierter ausgeführt. Einen sehr wesentlichen Grund für den Erfolg des Buches sieht auch Frommel in seiner Gegenposition zum Naturalismus:

> "Der Naturalismus, der doch so etwas wie eine Weltanschauung ist, wenn auch eine öde und unbefriedigende, hatte abgewirtschaftet. Auch in Kunst und Literatur erwachte ein Sehnen nach positiverer Wertung des Daseins, nach höheren Idealen und tieferer Erfassung des Lebens. Da erschien 'Jörn Uhl', ein Buch, hinter dem eine geschlossene Persönlichkeit, mit durch und durch idealistischer Weltanschauung steht." 191)

Es ist da die Rede von der "sittlichen Tüchtigkeit, von der gesunden Natur und Jugendfrische", auch von der "Macht des religiösen Vertrauens und der inneren Wendung zur Heimat." 192) Als den idealen Kern des Romans wertet Frommel den Durchbruch "zu einer festen, religiösen Lebensauffassung, jenem

> "jedem Menschen nötigen Idealismus, dem Vertrauen in den Gang der Geschichte, ohne welches wir nun einmal keine sicheren Schritte tun können." 193)

Es ist dann auch gar nicht mehr unverständlich, daß für Frommel "der staunend forschende und der demütig verehrende Mensch" - Jörn Uhl - "zugleich der dem Schicksal gewachsene Mensch ist." 194)

c) Der "Bruch" des Romans

Als Konsequenz aus den geschilderten Belobigungen geht eine allgemeine, von zahlreichen Rezensenten vorgetragene Abwertung der zweiten Hälfte des Romans hervor. Wieder ist Frommel am genauesten; geht sogar so weit, alles, was nach dem Brand auf der Uhl und Jörns Preisgabe des alten Familienbesitzes kommt, als überflüssig und aufgesetzt abzutun. Für ihn ist der Roman mit Jörns innerer, nicht nur durch den Brand erzwungener Befreiung von der Vergangenheit zu Ende.

> "Am anderen Morgen (d. h. am übernächsten Tag nach dem Brand) ging er zu Fuß nach Sankt Mariendonn zum Amtsvorsteher und beredete mit dem ruhigen und verständigen Manne seine Lage und sagte, daß er den Hof nicht wieder anfassen wolle. Wenn der Weißkopf (der Gläu-

biger der Sparkasse) den Hof für die Schulden nicht übernehmen wolle, so möge der Bankerott erklärt werden. Er wolle keinen Pfennig haben; aber er wolle auch keine Schulden in sein neues Leben hinein nehmen. Er hätte lange genug schwere Sorgen und Schulden getragen; es sei ihm zehn Jahre lang gewesen, als hätte er Schweres auf dem Gewissen, als hätte er ein Brett vor der Brust gehabt, auf dem groß und deutlich stände: 'Dieser Mensch hat viele Schulden'. Wie verdammt und verflucht sei er sich vorgekommen. Nun aber sei ihm leicht und froh ums Herz.
Der Amtsvorsteher lächelte über diesen Jörn Uhl, mit dem sich sonst kaum ein Wort hatte reden lassen, der aber nun, da seine Sache ganz verloren war, so frei und selbstbewußt redete, und sprach die Hoffnung aus, daß ein freihändiger Verkauf zustande käme, das Land wäre ja in hoher Kultur und gutem Stande." 195)

Bis hierhin reiche - so Frommel - die zugrundeliegende Idee "einer unter dem Kampf mit schweren Geschicken sich vollziehenden Umkehr." 196)
Schon der nach dem Verlust der Uhl einsetzende Teil der Lisbeth-Geschichte, der schließlich zu Jörns zweiter Ehe führt, ist für Frommel ein Abstieg gegenüber der Lena-Jörn-Episode:

"... was will die in den ersten Teilen des Romans so vornehm tuerisch, altklug und 'sipp' auftretende und am Schluß dem Geliebten sich beinahe aufdrängende Lisbeth Junker ... , was will sie besagen neben Lena Tarn, deren Jugendfrische und unverfälschte Naturkraft sie zehnmal überstrahlt." 197)

Ganz und gar unglaubwürdig will dem Kritiker dann jedoch Jörn Uhls zweiter Lebensanfang erscheinen, obwohl er durchaus in dessen eigener Lebensauffassung begründet wird:

"Der Knabe, welcher damals in der Stube des Pedellen gesagt hatte: 'Einerlei, Thieß, oben oder unten: ich will 'was lernen!' 198) der hat zweimal von unten angefangen, ganz von unten. Das Leben ist lang genug, etwas aus sich zu machen, wenn einer Zutrauen hat und starken Willen." 199)

Andererseits macht Frenssen es seinen Lesern und Rezensenten allerdings leicht, den Roman zumindest ab dem 27. Kapitel nicht mehr ganz ernst zu nehmen, gibt er doch deut-

lich zu verstehen, daß sogar er selbst von der weiteren Entwicklung Jörn Uhls nichts Wesentliches mehr erwartet, eigentlich nichts, was die Fortsetzung des Romans rechtfertigt:

> "Was sollen wir noch viel von Jörn Uhl erzählen? Oder wie weit sollen wir ihn noch begleiten? Sind wir nicht durch sein Leben gegangen, wie man allein durch eine stille, schlichte Dorfkirche geht, und besieht alles und tritt leise und vorsichtig auf, und setzt sich zuletzt noch ein wenig still in einen Stuhl gegenüber dem Altar?" 200)

d) Die "zugrundeliegende Idee": das "beste Zutrauen" und "Mühe ist der Mühe wert"

In der - wie Frommel es nennt - "zugrundeliegenden Idee" selbst steckt schon das Dilemma, dem Frenssen - und mit ihm auch die Rezensenten seines Romans - sich gegenübersieht, nachdem Jörns eigentliches "Schicksal", die Uhl, nicht mehr existiert.
Als er zum ersten Mal nach dem Brand wieder Lisbeth Junker trifft, frägt sie ihn nach seinem Befinden, darin eingeschlossen wohl auch nach seinen weiteren Plänen

> "'Was ich nun anfange', sagte er, 'daß weiß ich nicht!' '"Ach', sagte sie, 'Jürgen, es findet sich ja leicht etwas für dich. Du kannst und magst arbeiten. Und du bist so klug! Da mach' dir man keine Sorgen.'" 201)

Sie spricht damit auf das Mittel an, mit allen Problemen fertig zu werden, das Jörn von kleinauf als das einzig wirksame eingebleut worden war und das schließlich auch das Zentrum seiner eigenen 'Weltanschauung' und Lebenspraxis bildet.
Seine Mutter hatte kurz vor ihrem Tod sozusagen das Motto ausgegeben:

> "Landwirt soll er werden? ... Rechtschaffen soll er werden und nüchtern. Einerlei, ob Landvogt oder Arbeitsmann." 202)

Und vom Lehrer Peters hatte es Jörn dann selbst zu hören bekommen, als jener seinem eigenen Vater das Königliche in Haltung und Auftreten absprach, weil er sich - was die Wahrheit ist - vor Trunkenheit manchmal nicht auf den Beinen halten kann:

> "So! Darum ist er kein König? Du, das darfst du den anderen Kindern nicht sagen. Aber weißt du was? Sieh du zu, daß du immer fleißig und nüchtern bist." 203)

Der Rat zur Nüchternheit hat hier doppelten Klang: Lehrer Peters meint nicht nur allgemein eine illusionslose, realistische Lebenseinstellung, sondern auch das einfache Gegenteil von Trunkenheit, dem Zustand, der im Hause Uhl so oft anzutreffen ist und wesentlich für den Niedergang des Hofes verantwortlich gemacht wird.
Als

> "der praktische, nüchterne Junge, der alles auf die Uhl und ihre Bewohner bezog und auf die Verhältnisse des Dorfes" 204)

ziemlich plötzlich die Leitung des väterlichen Hofes übernehmen muß, weil Fiete Krey davongejagt worden ist, da zeigen sich bereits die Früchte dieser Erziehung, vor allem auch durch den verstärkenden Einfluß, den der erfahrene Landmann Dreyer ausübt:

> "Wenn er (Dreyer) aber mit seinen scharfen Augen den langen Jörn im Felde arbeiten sah, stand der Alte nach etlichen Sprüngen über gute Gräben mit dem klugen, bartlosen Gesicht und dem leicht ergrauten Haar, das ihm schlicht bis auf den Rockkragen hing, neben dem Arbeitenden und fragte und überlieferte mit hoher, bedächtiger Stimme bewährte Landmannserfahrung; und Jörn hörte zu, wie selten ein Mensch in der Kirche zuhört. Das war für ihn in jenen Jahren Evangelium. Arbeiten und nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften: das war für ihn 'frohe Botschaft'." 205)

Es gibt zwar Einschränkungen bzw. Erweiterungen gegenüber diesem Prinzip in Jörns Leben:

> "Die Ereignisse des Herbstes wirkten wohltätig auf ihn.

> Er hatte einige Jahre lang gedacht: Fleißig, nüchtern, sparsam, so der Nase nach bis in den Tod: das ist der ganze Witz. Aber die Unterhaltung mit dem Heiligen und das Nachdenken und Vergleichen, das danach folgte, machte, daß er die Augen ein wenig aufriß und noch einmal genauer zusah. Und da entdeckte er, daß die Sache so einfach nicht lag. Es gab noch andere Dinge von Wert, als Ehrbarkeit und Geld. Er wurde ein wenig aufgeschlossener, weicher und milder." 206)

doch im Grunde bleibt die Maxime seines Lebens eben jenes "Arbeiten und Nüchtern-sein", das ihm schon in der schwierigen Zeit nach Fietes Weggang so sehr geholfen hat.
Als Jörn gerade daran ist, den Hof aus dem Gröbsten herauszuwirtschaften, kommt ein Mäusejahr und droht nicht nur, seine Bemühungen auf den Nullpunkt zurückzuwerfen, sondern die Uhl in noch größere Schwierigkeiten zu stürzen. Wie schon so oft hilft ein Gespräch mit der alten Wieten Penn, die nicht zufällig Wieten Klook genannt wird, über die unmittelbare Verzweiflung hinweg; ihr Hinweis auf das Geheimnis, das hinter dem menschlichen Leben liege und das diesem Leben eigentlich erst seinen Sinn gebe, gibt Jörn einen festen Punkt, auf den er seine hilflos umherirrenden Gedanken ausrichten kann:

> "'Ja, Wieten, da hast du recht: das mit dem Geheimnis, ich glaube, das ist wohl so, wie du sagst. Aber ich glaube nicht, daß wir es finden und raten können. Das ist gerade so, als wenn ein Mensch über sich selbst wegspringen will. Mensch bleibt Mensch, Wieten, Esche bleibt Esche. Und zum Menschen gehört, daß wir dies alles nicht wissen noch sehen ...'
> 'Es mag wohl sein', sagte sie gedankenvoll und traurig. 'Man muß dann eben so weg arbeiten, bis es Abend wird, und immer gut und lieb sein, soviel man kann.'" 207)

Jörns Hinweis, daß das so auch in der Bibel stünde, wiederum nimmt Wieten ein wenig von ihrer Traurigkeit, weil da auch von dem Geheimnis die Rede sei:

> "Ja ... soviel ich verstanden habe, ... steht da: daß wir hier nicht dahinter kommen; wir sollen aber das beste Zutrauen haben, daß alles einen inwendigen,

guten Sinn und Zweck hat." 208)

Und kurze Zeit später, als Jörn sich noch einmal auf einen einsamen Spaziergang macht und ihn in der nächtlichen Einsamkeit wieder das "traurige Grübeln" überfällt,

> "da dachte er an das Wort, das er vorhin selbst gesagt hatte, daß man an das Gute glauben müsse, es möge laufen, wie es wolle." 209)

"Eben so wegarbeiten" und "das beste Zutrauen, daß alles einen inwendigen, guten Sinn und Zweck hat" - diese Kombination von Wertvorstellungen gibt dem ganzen Roman "Jörn Uhl" ihr Gepräge und ist auch für den zwiespältigen Eindruck verantwortlich, den schon Frenssen selbst angesichts des Romanschlusses gewonnen haben muß.
Jörn Uhl hat sich als einer erwiesen, der das eine kann, weil er das andere besitzt. Die wechselnden Situationen, die beides in Frage stellen, sowohl die Bereitschaft zu arbeiten als auch das unerschütterliche Vertrauen in eine hinter allen noch so unverständlichen, Zerstörung und Leid bringenden Geschehnissen stehende Macht des Guten, spielen als jeweils bestimmt unterschiedene gar keine Rolle. Sie sind allesamt gleich in Bezug auf das eine Merkmal, das sie wesentlich charakterisiert: sie sind nicht veränderbar oder durch die Einleitung alternativer Entwicklungen aufhebbar, sondern Schicksalsschläge, die man durchzustehen, denen gegenüber man sich zu bewähren hat.
Als Jörn und Thieß sehnsüchtig auf die Heimkehr Elsbes warten, macht der jüngere dem alten Mann klar, was es mit Schicksal auf sich hat:

> "Früher, als ich noch sehr jung war, da meinte ich, es könnten einem nur zwei Dinge gegenübertreten, nämlich solche, die sich biegen lassen und solche, die sich brechen lassen. Nachher, in den traurigen Jahren, habe ich gemerkt, daß es noch eine dritte Sorte von Dingen gibt. Die stehen einen Augenblick oder auch jahrelang vor einem als ein wildes, schwarzes, überstarkes Ungeheuer, das seine fürchterliche Tatze mit den toten, weißen Krallen gehoben hat. Was soll man nun dagegen

> thun? Beiseite biegen, schmeicheln, lügen? Hat keinen Sinn! ... Also ... was bleibt gegenüber solchem Ungeheuer, solchem übergroßen Schicksal, noch übrig? Nur eins. Man muß zu ihm sagen: Ob du mich sterben oder leben läßt, ob du mich und was ich lieb habe, frißt oder nicht, ob du durch dein ewiges Drohen und den Anblick deiner Tatze mir den Verstand verwirrst oder nicht, ganz wie es dir paßt; aber das sage ich dir: beides geschieht im Namen Gottes, von dem ich fest traue, daß seine Sache - das ist das Gute - in mir und überall siegen wird." 210)

Von vornherein ist ausgemacht, daß das, was als Schwierigkeiten für die Individuen auftaucht, "wilde, schwarze, überstarke Ungeheuer" sind, denen gegenüber ein rationales, das heißt analysierendes Verhalten, aus dem dann auch begründbare Handlungsstrategien ableitbar wären, völlig sinnlos erscheint. Solche Phänomene sind entsprechend als unabänderlich hinzunehmen, gegen alle Erfahrung sogar als etwas Positives, hinter dem "eine geheimnisvolle Kraft immerzu thätig ist, und stößt und schiebt, und Ordnung schaffen will, wie die Hand des Schäfers und seine Hunde." 211)

Es ist die Umkehrung des objektiven Verhältnisses von zureichendem Grund und Vertrauen, wie sie der Voluntarismus vollzieht, die sich hier vorträgt: Zutrauen gründet sich nicht auf Zustände oder Verhältnisse, die Zutrauen rechtfertigen, sondern wird zum Wert als solchem, der aus sich heraus den Sinn des Geschehenden freisetzt. Situationen, deren objektive Elemente keinen Sinn mehr erkennen lassen, werden zu sinnvollen gemacht durch die Einstellung der Individuen zu ihnen. Den einzelnen wird aufgebürdet, die objektiv existierenden Widersprüche in der Realität auszuhalten und sie sogar noch ins Positive zu wenden. Was dabei herauskommt, ist ein ganz abstraktes Vertrauen in die Zeitläufte. Adäquat bezeichnet werden Individuen mit dieser Einstellung als "Dennoch-Leute" 212). Ebenso abstrakt ist das zweite Element, das diese Einstellung auszeichnet: das Ethos von Mühe und Arbeit.

Der Prolog des Romans stellt das ganze Geschehen unter das Motto "Mühe und Arbeit". Nicht Arbeit hauptsächlich im Sinne körperlicher Anstrengung, sondern als Bezeichnung für außergewöhnliche seelische oder körperliche Strapazen ist gemeint:

> "Sondern wir wollen von der Mühe reden, auf welche Mutter Weißhaar zielte, wenn sie auf ihre acht Kinder zu sprechen kam, von denen drei auf dem Kirchhof lagen, einer in der tiefen Nordsee, und die übrigen vier in Amerika wohnten, von welchen zwei seit Jahren nicht an sie geschrieben hatten." 213)

Was schließlich von dieser exemplarischen Benennung der Mühe übrigbleibt, ist eine reine zirkelhafte Bestimmung. Die Inhalte treten völlig in den Hintergrund bzw. sie werden austauschbar, ohne daß sie den Situationen ein bestimmtes Gepräge gäben; es bleibt: das Leben ist halt schwer, und weil es schwer ist, ist das Aushalten schon ein sinnvolles Verhalten in sich.

> "... denn wir hoffen an allen Ecken und Enden zu zeigen, daß die Mühe, die unsere Leute sich machen, der Mühe wert gewesen ist." 214)

Dieser Schlußsatz des Prologs ist tautologisch: die Mühe ist der Mühe wert gewesen. Die Wendung von der Mühe, deren etwas wert ist, bekäme nur einen Sinn, wenn das, was der Mühe wert ist, ein inhaltlich angebbares Ziel ist, jedenfalls eines, das von der Mühe selbst unterschieden ist. Vielleicht ohne es zu wollen, hat Frenssen mit dieser Wendung von der Mühe, die der Mühe wert sei, die "Weltanschauung" derjenigen seiner Figuren ungeschützt ausgesprochen, die es in seinen Romanen zu etwas bringen. Nicht die Verfolgung eines sinnvollen Zieles, nicht ein bestimmtes Tun kennzeichnet seine Personen, macht ihre Individualität aus und führt sie auch vor schwierige Probleme, sondern "Mühe und Arbeit" als solche sind ihr ganzer Lebenszweck. Die Mühe selbst ist der Mühe wert, Leiden als Selbstzweck: es ist diese "Lebensweisheit", auf die Jörn

Uhls Weltanschauung zusammenschrumpft.

e) Das "Recht" der zweiten Romanhälfte: Jörns "Hindrang zum gelehrten Wissen"

Von diesen Überlegungen her wird auch verständlich, warum der sogenannte zweite Lebensansatz für die Rezensenten wie für Frenssen selbst eigentlich überflüssig ist. Die Notwendigkeit für Jörn, eine zusätzliche Ausbildung zu absolvieren, um einen anderen Beruf ausüben zu können, muß ohne Bedeutung bleiben, weil Zuversicht und Arbeitseifer genügen, um sich gegenüber dem "überstarken Ungeheuer" [215] zu behaupten.
Dagegen wäre - auch gegen Frenssen selbst - an der Wahrheit des Schlusses - das Studium und die anschließende Tätigkeit als Bauingenieur - festzuhalten. Als Lisbeth auf Jörns Eingeständnis

> "Was ich nun anfange, ... , das weiß ich nicht."

folgenden Trost ausspricht:

> "'Ach', sagte sie, 'Jürgen, es findet sich ja leicht etwas für dich. Du kannst und magst arbeiten. Und du bist so klug! Da mach' dir man keine Sorgen.'" [216]

trifft sie damit überhaupt nicht das Problem, denn die abstrakte Arbeitslust hilft Jörn in seiner Sitaution, die durch eine ganz bestimmte landwirtschaftliche Entwicklung bedingt ist und die durch den Brand auf der Uhl Jörn lediglich die Konsequenz abnahm, die daraus schon viel früher hätte gezogen werden müssen.
Erst der Kriegskamerad, den Jörn und Lisbeth auf einer ihrer Spazierfahrten besuchen, gibt Jörn, ohne es direkt zu wollen, den entscheidenden Hinweis darauf, wie es auch für ihn weitergehen könnte. Seine Bewertung einer hohen Koppel, die zu den Ländereien des Kameraden gehört, und die dieser als wertlos abtut, löst ein Gespräch aus, das über

die beschränkte landwirtschaftliche Perspektive hinausführt:

> "'Nicht viel Wert?' sagte der Kriegskamerad. 'Nicht viel wert? Willst du mir dies auch entzwei reden, wie du die Vierjährigen zerredet hast? Du meinst: zu grasen und zu pflügen?' Er stampfte mit dem Fuß in die leichte Erde: 'Aber was ist darunter? Grab' mal fünf Fuß tief? Was ist da dann? Was?'" 217)

Das - durchaus mehrdeutige - "In-die-Tiefe-Graben" führe auf eine "mächtige Schicht vom feinsten Thon", und Ton brauche man in großer Menge für die Töpferei und zur Zementherstellung, erklärt ihm der Freund und malt schon das Bild eines großangelegten Tonabbaus, Tonabtransports auf dem Wasserweg und eines schließlich einträglichen Tonverkaufs:

> "'Wenn sie mir aber in Lagerdorf nicht genug dafür geben wollen, dann baue ich selbst eine Cementfabrik.' 'Na, denn man zu!' sagte Jörn Uhl und sah bald auf die grausandige Erde und bald nach der Au hinunter. 'Ja, siehst du, nun ist die Sache die: Ich versteh' nichts davon. Ich muß mir einen Techniker annehmen, oder ich muß selbst nach Hannover gehen oder wohin sonst, und muß das lernen.'" 218)

Und ausgerechnet Lisbeth ist es, die diese Überlegungen des Kriegskameraden auf eine ironische Art unterstützt, die man nach ihrer vorherigen Äußerung kaum erwarten würde:

> "Lisbeth lachte und spottete: 'Sieh', sagte sie, 'da kommt ein Stücklein Verstand zum Vorschein!' Jörn Uhl aber schien ganz in sich hineingesunken zu sein. Er hielt die Augen am Boden und sagte nichts mehr." 219)

In der Tat: nicht blinder Arbeitseifer ist das, was den Kriegskameraden auszeichnet, sondern rationale zweckgerichtete Überlegung mit entsprechender Handlungskonsequenz. Wie sich schon bald herausstellt, sind es diese Überlegungen, die auch Jörn Uhl bewegen. Seine Selbstversunkenheit ist nicht das übliche "Grübeln", sondern es ist das Nachdenken über eine außerhalb seines bisherigen Lebens- und Reflexionskreises liegende Arbeits- und Reproduktionsmöglichkeit.

Als der Kamerad auch noch Bücher hervorkramt und mit Jörn naturwissenschaftliche Probleme erörtert, vertieft er, indem er dessen Neigung zur Beschäftigung mit wissenschaftlichen Problemen neu belebt, Jörns schon begonnenen Denkprozeß:

> "Jörn Uhl nickte und fragte nach der Einrichtung so einer technischen Schule und wie lange man wohl da sein müsse, um so etwas wie eine Empfehlung oder ein Zeugnis zu bekommen. Zuletzt saß er wieder still da, mit zusammengedrängtem Gesicht; und sonderbar sah es aus, wie er auf das neue, feine Buch seine große, braune, hart verarbeitete Faust gelegt hatte. Das Buch sah unter dieser Hand klein aus, wie ein zierliches Spielzeug." 220)

Der Entschluß, an der Technischen Hochschule in Hannover noch ein Bauingenieurstudium zu absolvieren und wirklich ein ganz neues Leben anzufangen, wäre eine sehr viel zwingendere Konsequenz aus der über zehnjährigen Quälerei auf der Uhl, wenn deren schließlich vollzogene Aufgabe nicht nur - scheinbar - erzwungen worden wäre durch die verheerende Brandkatastrophe, sondern dabei die landwirtschaftlichen Strukturveränderungen im Deutschen Reich des ausgehenden 19. Jahrhunderts stärker betont worden wären Grund für das große Bauernsterben, das eine der unmittelbaren Folgen der verschärften internationalen Konkurrenz war.
Dann bräuchten die abschließenden Kapitel auch nicht mit der diese Kapitel desavouierenden Frage eingeleitet zu werden:

> "Was kann die schöne Stadt Hannover und ihre Hochschule an seinem inneren Wesen noch ändern? Sie wird ihm zeigen, wie man sich in guter Haltung die Straßen entlang durch die Menschen drängt, und wie man Thonfabriken anlegt und Schleusen baut und Eisenbahnen. Mehr nicht." 221)

Frenssen läßt bei diesem Herunterspielen der Bedeutung des technischen Studiums für Jörn Uhl völlig außer Betracht, daß es - endlich - für diesen etwas realisiert, was von

kleinauf seine - vom Autor ihm zugelegte - Bestimmung war und auch seinen eigenen Neigungen sehr viel mehr entsprach als das widerwillig angenommene Bauersein: die Beschäftitung mit der Wissenschaft.
In dem Gespräch mit Wieten Klook nach Fiete Kreys Abgang vom Hof hatte Jörn es klar formuliert, wie ihn der Entschluß, auf dem Hof zu bleiben, ankomme:

> "Meinst du denn ... daß ich es gerne thue? ... Nun kann ich gar nichts mehr lernen. Kein Buch kann ich mehr anfassen! Nun bleib' ich so dumm, wie all die anderen." 222)

Zwar findet mit dem Studium in Hannover keine grundsätzliche Veränderung mit Jörn statt, aber das als das ihm gemäß am Anfang des Romans Eingeführte, eine auf wissenschaftliche Forschung sich stützende Tätigkeit, wird nun Wirklichkeit, das heißt sein innerstes Wesen kann endlich sich nach außen wenden, sich objektivieren.
In der zitierten Textpassage aber erscheint dieses wissenschaftliche Studium ganz als etwas von außen an Jörn Herantretendes, das er sich zulegt als ein Instrument für seinen neuen Beruf, das ihm aber im Grund äußerlich bleibt. Konsequent ist denn auch dieses sein sogenanntes "innerstes Wesen, der Kern von ihm" [223] reduziert auf jene schon ausführlich analysierte Haltung der vertrauensvollen Bescheidenheit gegenüber der Wirklichkeit:

> "Sein innerstes Wesen, der Kern von ihm, der ist nicht mehr zu ändern. Der ist auch gut so. Denn was soll man von einem Menschen mehr verlangen als daß er das grosse Geheimnis des Menschendaseins und der ganzen Welt demütig verehre, und Lust und Vertrauen habe zu allem Guten?" 224)

Das wird von demselben Jörn Uhl gesagt, der an anderer Stelle zu jenen Bauernsöhnen gerechnet wird:

> "... - und sie sind in diesem Lande, bei diesem nachdenklichen Geschlechte der Friesen und Sachsen, nicht sehr selten -, die einen heißen Hindrang zum gelehrten Wissen haben, welche aber nach dem Willen des ei-

> sernen Vaters auf dem Hof und am Pfluge bleiben müssen. Diese Leute sind fast unglücklicher als jene (die nach dem Willen des strengen Vaters durchs Gymnasium laufen müssen). 'Vater', sagt der Junge, 'ich will was lernen.' Aber der Vater sagt: 'Du wirst Bauer.'" 225)

Zwar wird Jörn nicht von seinem Vater auf dem Hof festgehalten, sondern von seiner eigenen Sorge um den geregelten Fortgang des Lebens ebendort, aber genauso ist er es selbst, der sich seinen "heißen Hindrang zum gelehrten Wissen" bewahrt. Und er verfällt auch nicht völlig in jenes gefährlich selbstzerstörerische Grübeln, das die so ganz nach innen Gekehrten "endlich dort deutlich und klar in greller, roter Schrift das Wort" sehen läßt:

> "Geh' in den Tod. Du taugst nicht unter den Menschen." 226)

und tatsächlich oft in den Selbstmord treibt. Den zwiespältigen Ehrentitel eines "lateinischen Bauern" allerdings bekommt auch Jörn, noch Lisbeth nennt ihn später so [227]. Und daß sein wissenschaftliches Interesse über all die Jahre hinweg, in denen er notgedrungen die Arbeit auf der Uhl anleiten muß, nicht erloschen ist, zeigen seine astronomischen Studien, die er zu seinem eigenen Vergnügen nebenher beibehält.

Eine Episode aus der Zeit unmittelbar nach dem Brand auf dem Uhlenhof zeigt noch einmal Jörns Neigung zu wissenschaftlichem Denken und Vorgehen, seine Neigung zum Anlegen wissenschaftlicher Maßstäbe. Das eingangs erwähnte erste Auftreten Heim Heiderieters bringt dessen lange, phantasievolle Erzählung über das Leben und den Tod des Mannes, den er vor einiger Zeit zufällig in einem Steingrab entdeckt hat. Es ist die spekulative Rekonstruktion eines urzeitlichen Forscher- und Künstlerschicksales, das heißt des Lebens eines Mannes, der seiner Zeit voraus war und dabei aus nicht eindeutig bestimmbaren Gründen zugrundeging:

> "Oder ich weiß nicht, woran er zu Grunde ging. Wer kann es wissen? Man kann nicht auf die Ursache hinzeigen wie auf einen runden, schwarzen Punkt Fliegendreck und sagen: Da liegt's. Man kann auch nicht einen einzelnen Satz darüber schreiben und sagen: Das ist die Idee; daran ging er zu Grunde. Das Menschenleben ist viel bunter und breiter als eine Ursache oder eine Idee." 228)

Obwohl Jörn gegenüber Lisbeth zugeben muß, Heim gern zugehört zu haben, weil die Erzählung den Eindruck erweckte, "als wenn man vom lieben Herrgott ein wenig in seine Werkstatt geladen wäre, um sich dies und das 'mal anzusehen" 229), kommt er doch zu einem ziemlich kritischen Schluß:

> "'So'n Mensch!' sagte er zornig. 'Lügt einem die Haut voll, und am Ende bedankt man sich noch dafür. Er soll beweisen, was er gesagt hat! Beweisen soll er's,' rief er." 230)

Lisbeth findet seinen Zorn "köstlich", aber es steckt mehr dahinter als nur ein komisch wirkendes Aufbrausen, das sich im Grunde gegen das eigene Gefangengenommensein durch die Erzählung richtet. Jörn bringt eben jenen wissenschaftlichen Maßstab in Anschlag, der die Gültigkeit von Aussagen über die Realität von überprüfbaren Beweisen abhängig macht.

f) Wissenschaftsbegeisterung - Wissenschaftsfeindlichkeit

Die Frage, von der wir ausgegangen waren, lautete: Warum spielt der Autor Jörns völlige Hinwendung zur Wissenschaft so eindeutig zu etwas Unwesentlichem herunter, wenn er andererseits dessen wissenschaftliche Neigungen von Anfang an so deutlich als positiv hervorhebt? Warum favorisiert er so unbeschränkt jene Haltung des blinden Zutrauens zu jener geheimnisvoll verborgen wirkenden Macht, an die als auch im Chaos und sogar durch es Ordnung schaffend geglaubt wird:

> "Wir müßten trauen, daß freundlich und zweckvoll wäre,

was jetzt als grausiges Rätsel erscheine.")

Kurz: wie passen die Begeisterung für die Wissenschaft und sogar deren praktische Anwendung und der Lobpreis des naiven Glaubens an das Gute zusammen, des Glaubens, der folgendes Bekenntnis ablegt:

> "Wir aber sind Anhänger jenes armen, stammelnden Nichtwissers, welcher das Wort gesagt hat: 'Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen! Wir staunen und verehren demütig neugierig. Wir erzählen, was wir gesehen haben und was uns erzählt ist, und machen nicht einmal den Versuch (!, K. U.), das Gesehene und Gehörte zu deuten.'" 232)

Dieser bewußte Ignorantismus schlägt jeder Wissenschaftlichkeit ins Gesicht: offener Widerspruch oder verborgener Zusammenhang?
Es fällt auf, daß mit Wissenschaft eigentlich immer Naturwissenschaft gemeint ist, höchstens noch Philologie. Als Jörn aufs Gymnasium soll und will, dann aber nicht aufgenommen werden kann, weil er sich falsch vorbereitet hat, bleibt er trotzdem dabei:

> "Mit ist es ganz einerlei, Thieß, unten oder oben! Lernen will ich 'was." 233)

Hier ist noch gar nicht unterschieden zwischen verschiedenen Inhalten des Lernens oder gar zwischen Lernbarem und nicht zu Lernendem. Trotzdem ist es vor allem Philologie, auf die hier Jörns Interesse gerichtet wird.
Im weiteren Verlauf seiner freizeitlich halbwissenschaftlichen Betätigung handelt es sich dann immer um naturwissenschaftliche Studien.
Am deutlichsten tritt dieser spezifische Charakter seiner Studien in der Zeit drohender Verzweiflung hervor, das heißt nach dem Tod Lenas und des Bruders Hinnerk, als der Erzähler die Situation mit den vier Worten charakterisiert: "Die Uhl ist tot." 234) Nicht die Gefahr von Unordnung, Schlamperei oder Gleichgültigkeit bedroht den Hof:

> "Aber eine andere Gefahr ist da: die, daß der Bauer ein Einsiedler wird, ein Wunderlicher ... In der traurigen, sorgenvollen Einsamkeit bricht wieder mit Macht der starke Trieb hervor zu grübeln, zu ergründen, zu erkennen (!)." 235)

Ergründen- und Erkennenwollen werden hier in gleicher Weise als verderbliche Triebe gekennzeichnet, denen man mit Macht entgegentreten müsse. Hilfe dabei kommt Jörn von "Menschen und Sternen".

> "Es zogen oben am Himmel noch immer die goldenen Heerhaufen vorüber, quer auf dunkler Straße hunderttausend Mann, mit blanken Kürassen und funkelnden Lanzen. Auf diese konnte er sein gutes Rohr richten und in stillen und ernsten Gedanken zielen." 236)

Jörn baut sich während dieser Zeit sogar aus einem zerfallenen Gartenhaus eine Art Observatorium auf mit drehbarem Dach, Refraktor und Passageinstrument. Der Blick in die geregelten Abläufe der Natur stärkt seine Zuversicht, daß nicht blinder Zufall, sondern letztlich doch eine sinnvolle Ordnung die Wirklichkeit beherrscht. Wie Jörn zu solchen Ergebnissen kommt, wird nicht näher ausgeführt, aber das Ergebnis ist eines von Erkenntnis, nämlich Wissen:

> "In dem Gartenhaus hatte der Vater mit lauten Gästen gelacht und gespielt, und die Brüder hatten nachts mit liederlichen Mädchen darin gesessen: nun stillte dort der Jüngste seinen Durst nach Wissen." 237)

Es ist ein Wissen über Gesetzmäßigkeiten in der Natur, das Jörn sich auf diese Weise aneignet.
Auch eine andere Bestätigung basiert auf naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und trägt gleichzeitig zu ihrer Erweiterung bei: die Oberen des Kirchspiels übertragen Jörn den Fünfjahresauftrag, eine neue Entwässerung der ganzen Gemarkung durchzuführen, obwohl er gar keine spezielle Ausbildung zur Ausführung eines solchen Auftrags gehabt hat. Doch er schafft den Auftrag in den geplanten fünf Jahren und neben dem finanziellen Zugewinn für die Uhl und dem Vorteil,

"daß er eine Arbeit mehr hatte, welche zweckloses Sorgen und schwerblütiges Grübeln unterbrach", 238)

hat er davon auch einen Gewinn für seine wissenschaftlichen Interessen:

"Die Arbeit wurde noch dazu Veranlassung, daß er in Botanik und Mineralogie hineinkam. Auf den vielen Gängen über die Gemarkung der Gemeinde, die Geest und Marsch, Moor und Heide hatte, sammelte er Kraut und Unkrautsamen und erfreute den Professor in der Stadt mit guten, sauberen Präparaten; und als sie die neuen, tiefen Gräben durchs Land zogen, erfaßte ihn die Neugier, die verschiedenen Erdarten und -schichten zu untersuchen und zu bestimmen, und der alte Professor bekam saubere Zeichnungen." 239)

Schließlich spricht der Kriegskamerad ihn auf naturwissenschaftliche Kenntnisse an, als er ihm von seinen Plänen mit der Gewinnung von Ton auf einem Teil seines Landes erzählt, und wie nicht anders zu erwarten: Jörn kennt sich aus:

"Er warf Jörn Uhl das Buch hin und sagte: 'Du kannst es natürlich alles verstehen. Du, um dessen Ausbildung sich kein Mensch gekümmert hat, hast dir selbst weiter geholfen, daß du zehnmal mehr verstehst als ich, der zehntausend Mark verstudierte. Schlag' mal auf: Seite 350. Kannst du das verstehen?'" 240)

Und Jörn Uhl, der wissenschaftliche Autodidakt, kann!

Und so bringt das späte Studium an der Technischen Hochschule in Hannover zwar eigentlich nichts Neues in Jörns Leben, aber es bedeutet die Erfüllung seines Jugendtraumes und auch seiner privaten Studien. Insofern vermittelt es ihm eben nicht nur das Faktenwissen darüber, "wie man Thonfabriken anlegt und Schleusen baut und Eisenbahnen". [241)] Die ihm in Zukunft aufgrund des wissenschaftlichen Studiums möglichen Tätigkeiten gehören durchaus zu seinem innersten Wesen, realisieren seine inneren Neigungen, machen ihn tatsächlich zum "Landvogt", zu dem ihn schon die Teilnehmer jenes Festes bestimmt hatten, nach dem Mutter Uhl, von ihrem Mann allein gelassen, bei der Ge-

burt Elsbes starb.

> "'Der soll einmal unser Landvogt werden!' schrieen sie. 'Der Landvogt lebe!'" 242)

Aber es sind eben doch nur die Naturwissenschaften, die diese Seite Jörn Uhls ausmachen. 243) Ihnen gegenüber steht das, was sein "innerstes Wesen, den Kern von ihm" ausmacht, und das steht offenbar weit über jenem Wissensdurst, der sich auf die Natur richtet und in den naturwissenschaftlichen Studien befriedigt werden kann. Diesen Kern - so der Erzähler - konnte auch das technische Studium in Hannover nicht mehr verändern:

> "Der (der Kern) ist auch gut so. Denn was soll man von einem Menschen mehr verlangen, als daß er das große Geheimnis des Menschendaseins und der ganzen Welt demütig verehre, und Lust und Vertrauen habe zu allem Guten?" 244)

Sobald es nicht mehr um die Natur, sondern um die Menschen, ihre Geschichte und ihr aktuelles Zusammenleben geht, dann wird Wissensdurst bzw. das Streben nach Erkenntnis, das Ergründenwollen, zur Vermessenheit. Begriffe wie "das große Geheimnis des Menschendaseins" 245), "grausiges Rätsel" 246), "wunderbare Dinge" 247) scheinen für den Erzähler und seine Protagonisten angemessene Benennungen für ihren eigenen Lebenszusammenhang zu sein. Und auch die - schon mehrfach mitzitierte - Konsequenz folgt auf dem Fuß:

> "Und zum Menschen gehört, daß wir dies alles nicht wissen noch sehen. Es kann gern sein, daß es ganz offen, und breit und lebendig, rund um uns liegt oder steht, lacht oder weint; aber wir haben keinen Sinn, es zu sehen oder zu hören." 248)

Demütige Verehrung 249), blindes Zutrauen 250), Glauben an das Gute 251), Lauschen auf das Arbeiten der ewigen, verborgenen Mächte 252) - derartige Verhaltensweisen erscheinen als adäquate Reaktionsformen jenem Geheimnis gegenüber, das "hinter" dem menschlichen Leben liegt. 253)

Es bedeutet das Abdanken jeglicher kritischer Reflexion auf die Ursachen menschlicher Leiden, individueller oder gesellschaftlicher Miseren.
Gilt es in der Wissenschaft von der Natur, durch immer neue Forschungen den Wissensschatz ständig zu erweitern, zu verbessern und zu vervollkommnen, Stolz sich also auf Erkenntnisfortschritte stützen kann, so ist in Bezug auf menschliche Verhältnisse Stolz auf Nichtwissen und die empörte Zurückweisung jeglichen Erkenntnisstrebens die geziemende Einstellung:

> "Wer weiß etwas? ... Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zu viel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die anderen, als Gott in den Knieen lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, stammelnden Nichtwissers, welcher das Wort gesagt hat: 'Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen.' Wir staunen und verehren demütig neugierig. Wir erzählen, was wir gesehen haben und was uns erzählt ist, und machen nicht einmal den Versuch, das Gesehene und Gehörte zu deuten."
> 254)

Ganz abgesehen von der angemaßten Vertraulichkeit, mit der hier Faust zum Kronzeugen für eine der plattesten Versionen des Ignorantismus gemacht wird, völlig gegen dessen eigene Intention, steckt in dem Gedankengang selbst eine grundsätzliche Geist- und Wissenschaftsfeindlichkeit, die auch das pathetische Eintreten für die Naturwissenschaften desavouiert. Wenn z. B. Naturwissenschaftler darauf verzichteten, das "Gesehene und Gehörte" - das Gemessene u. ä. wäre zu ergänzen - zu analysieren, dann gäben sie damit ihre Wissenschaft auf. Wissen, wenn es nicht nur auf alltäglicher Erfahrung beruhen, sondern Ergebnis wissenschaftlichen Bemühens sein soll, ist immer ein durch Denkabstraktionen, eben durch Erkennen gewonnenes Wissen. Die gesetzmäßigen Abläufe, denen die Natur unterworfen ist, ergeben sich auch dem Naturforscher nicht durch blos-

se Anschauung, sondern müssen von ihm denkend erschlossen werden. Wissenschaft, soweit sie von Frenssen anerkannt wird, also Naturwissenschaft, wird als reine Empirie genommen, als unmittelbare Betrachtung der Dinge selbst, aber eben nicht als Beschäftigung mit dem "Geheimnis", das hinter den Dingen liegt.

Wissenschaft jedoch, ganz gleich ob ihr Gegenstand Natur oder menschliches Zusammenleben ist, hat es, ob sie sich dessen bewußt ist oder nicht, mit den - zunächst immer geheimnisvollen, das heißt verborgenen - Mächten, das heißt Gesetzmäßigkeiten, denen ihre jeweiligen Gegenstände gehorchen, zu tun; anders wäre es keine Wissenschaft, sondern alltägliche vereinzelte oder auch systematisch geordnete Erfahrung.

> "Alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsformen und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen." 255)

Ein solches Zusammenfallen ist für die Naturwissenschaften jedoch unterstellt, wenn etwas Jörn seinen Durst nach Wissen dadurch stillt, daß

> "er zuweilen die halbe Nacht hinter Karte und Okular saß, und tief in ein gewaltig gelehrtes Buch sah, ..." 256)

Da eine derartig unmittelbare Befriedigung des Wissensdurstes, der sich auf die menschlichen Verhältnisse richtet, nicht möglich erscheint, wird die Erreichbarkeit eines solchen Wissens gleich ganz geleugnet. Gründe für die Unerreichbarkeit werden nicht angegeben, sondern sie wird als selbstverständlich unterstellt. Die einzige Begründung gewinnt der Erzähler wie auch Jörn aus dem scheinbaren Gegensatz zur Naturwissenschaft, der aber wiederum nur aus der falschen Anschauung über die Naturwissenschaft resultiert: auch für diese gilt es, das "Geheimnis hinter den Dingen" [257] zu erkennen.

g) Die Denkform des Grübelns

Eine Ahnung davon, daß das menschliche Erkenntnisstreben doch nicht so ganz umstandslos der Sünde gottlos vermessener Geisteshybris zuzuordnen ist, steckt in der widersprüchlichen Funktion, die das Phänomen des Grübelns im Roman einnimmt. Es ist eine Denkform, sogar eine die ganze Existenz bestimmende Haltung, durch die sich besonders Jörn Uhl selbst auszeichnet; ansonsten vor allem Angehörige seiner Familie mütterlicherseits, der Thiessens also, auch einige Kreien, aber ganz selten die Uhlen [258].

Zwar erscheint der Hang zur Grübelei gelegentlich als etwas Bedrohliches:

> "Jetzt kommt die Gefahr wieder. In der traurigen, sorgenvollen Einsamkeit bricht wieder mit Macht der Trieb hervor, zu grübeln, zu erkunden, zu erkennen." 259)

Das Gefühl der Zwecklosigkeit - weil doch keine Antwort gefunden werden kann - und die Gefahr der Selbstzerstörung - Verzweiflung angesichts der Unausweichlichkeit von Leidenssituationen - können sich in unguter Weise ergänzen und das Grübeln zu etwas in jeglicher Hinsicht Unergiebigem machen.
Auf der anderen Seite jedoch haftet der Grübelei das Flair von Tiefe, von Ernsthaftigkeit an, eben etwas, das den arroganten, liederlich leichtsinnigen Angehörigen der Uhlensippe völlig abgeht, von den anderen aber - Thiessensippe, Kreien, Jörn als "Sohn seiner Mutter" - wie eine Auszeichnung getragen wird.
Wieten Penn, in ihrer Jugend eine "weiche Träumerin, eine heißblütige Grüblerin" [260] wird gleich zu Beginn eingeführt als mit einem "tiefdenkerischen Wesen" ausgestattet und deshalb oft statt Wieten Penn "Wieten Klook genannt" [261]. Auch Jörn bekommt mehrfach dieses oder ein ähnlich lautendes Prädikat, besonders hervortretend etwa

in jener Situation, die ihm kurz darauf alles Selbstversunkene, Insichgekehrte zugunsten einer grenzenlosen Hingabebereitschaft nimmt: die nähere Bekanntschaft mit Telse Dierk, der "Sanddeern".

> "Es war ein Wetter, um hoch und stark Luft zu holen und sich zu freuen, daß man das noch kann. Das that Jörn Uhl denn auch. Er saß auf dem Wagenbrett, ließ die Beine baumeln und summte und brummte so gegen den Wind an, und sah in Grübelei über das ebene, stille Feld, und war so recht das Bild eines friedevollen, tiefdenkerischen Bauernjungen." 262)

Noch prägnanter, aber auch ganz und gar positiv wird der grüblerische Zug im folgenden Zusammenhang charakterisiert. Es ist die Zeit nach dem Krieg, als Jörn mit aller Macht und unter tätiger Mithilfe der Leute auf dem Hof und vor allem Lena Tarns versucht, die Uhl wieder in Ordnung zu bringen. Da ihm das zeitweise recht gut zu gelingen scheint, hat er an manchen Abenden die Muße, sich eine behagliche Feierabendstunde zu gönnen.

> "Es kam in diesen Stunden der Sinn für Gemütlichkeit zur Geltung, der von der Thiessenseite her in ihm war. Aber während er hier sonst in ruhigem Bewußtsein wohlgetaner Arbeit saß oder nach eigenen Plänen ein wenig an der Zukunft baute und sein Leben einteilte, ... kam er heute Abend 'mal wieder ins Philosophieren und Grübeln hinein: daß er doch bis jetzt wenig sonnige Tage gehabt hätte und wie es wohl zu machen wäre, daß er ein wenig aus dem Schatten und aus dem kalten Wind herauskäme. Bisher ginge es so: von Sorgen in Schulden, von dem harten Stand bei Gravelotte auf den frischgepflügten Acker, auf dem sich so schwer ging, und so immer weiter. Zuletzt war er der Meinung, daß er wohl ein wenig Anspruch hätte, ins Weiche, Sanfte und Gemütliche zu kommen." 263)

Hier werden Grübeln und Philosophieren in einer Weise unmittelbar zusammengebracht, die sie austauschbar bzw. gleichsetzbar erscheinen läßt: "Philosophieren und Grübeln" als seine beiden Elemente verstärkender Doppelausdruck. Ein bedeutenderer Stellenwert kann der geistigen Tätigkeit nicht zugemessen werden als derjenige der Philo-

sophieverwandtschaft.
Das Grübeln hat damit dem Anspruch nach durchaus etwas mit dem zu tun, was der modernen Philosophie oft genug abhandengekommen zu sein scheint: mit der "Lehre vom richtigen Leben" [264]. Mit dem jedoch, was eine solche Lehre möglich machte, nämlich die rationale Analyse der Zusammenhänge der Wirklichkeit, letztlich also die Erkenntnis der Wahrheit, hat Jörns "Philosophieren" nichts im Sinn. Einerseits richtet es sich rein erfahrungsmäßig auf sein bisheriges Leben und konfrontiert die Plackerei, die es war - so die Summe der Erfahrung - mit einem besseren Zustand, der wünschenswert wäre, auf der anderen Seite. Warum jedoch sein Leben bisher nur Plackerei war und wie dieser Zustand abzustellen wäre, darüber denkt Jörn nicht nach; allein die statische Betrachtung seiner selbst im Gesamtzusammenhang seiner Lebensentwicklung macht ihn in den Augen des Erzählers bereits zum "Philosophen". Der Bezug auf analytische Erkenntnis, auf objektive Ursachen und Gründe, den das Prädikat herzustellen scheint, erweist sich als nicht existent, die Rede vom tiefdenkerischen Wesen als schon rein sprachliche Irreführung durch den Autor, die er so skrupellos betreibt, daß der Eindruck sich aufdrängt - und daß dieser Eindruck das einzige ist, was diesem Autor an diesem Punkt eventuell zugute gehalten werden kann, spricht noch einmal eher gegen als für ihn - er sei selbst zutiefst von der Weisheit und Nützlichkeit seiner Grübelphilosophie überzeugt.
In Wahrheit ist die für Jörn Uhl beanspruchte philosophische Haltung nichts anderes als der verlogene Gestus stirnzerfurchter Selbstbespiegelung. Im Grübeln, das zu Jörn Uhl gehört wie kein anderer Wesenszug - auch kein anderer der Frenssenschen Helden, weder vorher noch nachher, ist so sehr durch die Denkhaltung des Grübelns charakterisiert, was hinsichtlich des Erfolgs gerade dieser Romanfigur besonders aufmerksam zu registrieren ist, sind

zahlreiche Heldenkollegen des Uhlenbauern doch sozusagen Berufsgrübler, Schriftsteller oder/und Lehrer wie etwa der "Getreue" Heim Heiderieter und Kai Jans, der Hilligenleisucher, oder Pfarrer wie später der wortgewaltige Adam Barfood - kommen also zwei Tendenzen intellektueller Betätigung zusammen: der Form nach das Bestreben, den Dingen "auf den Grund zu gehen", sie in ihrer ganzen Tiefe auszuloten, inhaltlich jedoch das Bewußtsein, eben den Grund der Dinge - da er sich, wenn auch zu Unrecht, auf den Doktor Faust beruft: "das, was die Welt im Innersten zusammenhält" - überhaupt nicht finden zu können. Es stehen sich schließlich im offenen Widerspruch Versionen des Tiefdenkerischen wie die folgenden gegenüber, die beide inhaltlich dieselbe Bedeutung haben und für die Person, auf die sie sich beziehen, bzw. deren Überzeugung sie aussprechen, als Ausdruck hoher menschlicher Anerkennung verstanden sein wollen.

> (Jörn Uhl) "sah in Grübelei über das ebene, stille Feld, und war so recht das Bild eines friedevollen, tiefdenkerischen Bauernjungen." 265)

> "Wir staunen und verehren demütig neugierig. Wir erzählen, was wir gesehen haben und was uns erzählt ist, und machen nicht einmal den Versuch, das Gesehene und Gehörte zu deuten." 266)

Während das erste Zitat auf Reflexion und Selbstversenkung zielt, also auf den Versuch zu ergründen, wehrt das zweite Zitat emphatisch gerade diesen Versuch als hybrides Unterfangen ab.
Der Widerspruch könnte sich darin auflösen, daß im Falle Jörn Uhls eine Entwicklung vorläge vom grüblerisch unbedingten Erkenntnisdrang - und damit tatsächlich eine Art Faust-Parallele - zur illusionslos realistischen Selbstbeschränkung. Das trifft jedoch nur in dem ganz äußerlichen Sinne zu, daß Jörn Aussagen über den Gehalt seines Grübelns wie die zuletzt zitierte überhaupt erst ab einem

gewissen Punkt seiner Entwicklung macht; vorher wird er vom Erzähler als "tiefdenkerisch" oder als "mit schwerem Blut" [267] ausgestattet nur ganz abstrakt bezeichnet, ohne daß dieser näher ausführte, was das eigentlich bedeutet. Inhaltliches erfährt der Leser in dieser Phase nur durch Aussagen oder in der Lebenshaltung von Leuten, mit denen Jörn in seiner unmittelbaren Umgebung konfrontiert ist; so z. B. von Thieß Thiessen, als dieser ihn zur Aufnahmeprüfung in die Stadt fährt:

> "In seinen (Thieß Thiessens) kleinen, klugen Augen und in seinem kleinen, mageren Gesicht, unter dem hohen, steifen Totenhut blinkte und lächelte die Weisheit, welche zu den Leiden sagt: 'Ich will leise über euch lachen', und zu den Freuden: 'Ich will leise über euch weinen', die Weisheit, welche sagt: 'Das Menschenleben ist unerklärlich. Duck dich, Vögelein, und fürchte dich nicht: es ist alles in eines großen Gottes Hand.' Und dahinter saß Jörn in all seiner frischen Jugend und in all seinem Reichtum, links Buttertöpfe und rechts Wissenschaft, und sah ernstlich grübelnd vor sich hin, als ginge es das ganze Leben hindurch hinter dem dunkelbraunen Totenhut her in das Grab." 268)

Die Hoffnung auf Auflösung des von uns registrierten Widerspruchs kann sich gar nicht erfüllen, weil er für den Autor des "Jörn Uhl" ein solcher nicht ist. Tiefdenkerisches Wesen und begeisterte Anerkennung prinzipiellen Nichtwissens gehören als die zwei Seiten derselben Sache, demütiges Zutrauen, untrennbar zusammen, sind Voraussetzung aller grüblerischen Versenkung in die Geheimnisse des Lebens und der Welt, und werden von jeder einzelnen Grübelei immer neu in ihrem Zusammenhang bestätigt. Gefährlich wird der Hang zum Grübeln nur, wenn er seine Voraussetzung, die Anerkennung des Nichtwissens, das heißt seine prinzipielle Erfolglosigkeit mißachtet und so ins Uferlose treibt. Diese Form der Bestätigung, daß der Widerspruch nur ein scheinbarer ist, führt die Konfrontation des Kriegsheimkehrers Jörn mit der schweren

Aufgabe, die Uhl aus ihrer heruntergewirtschafteten Lage herauszubringen, exemplarisch vor. Als er plötzlich ein "großes Ereignis" vor sich hat, einen "finsteren Riesen", der die Menschen "im Eintreten mit seinem Ärmel streift", 269)

> "da kam zum erstenmal in Jörn Uhls Seele das Gefühl der Unzulänglichkeit der Menschenkraft, das Gefühl der Bedürftigkeit, das Gefühl: Wohin, meine Seele, in deiner schrecklich großen Einsamkeit und Verlassenheit." 270)

Doch dieses Gefühl läßt ihn sogleich dankbar der durch Schule und Evangelium ihm nahegebrachten "unsichtbaren, starken, segnenden Mächte", des "Vaters im Himmel" 271) sich erinnern, was der Erzähler beifällig kommentiert:

> "Und das war ein gewaltiger Schritt, den der bisher immer noch so sichere Jörn Uhl da machte. Denn nur dem Demütigen giebt Gott Gnade, wie ein kluger Mann richtig gesagt hat. Nur denen, die tief forschen, viel und ernst fragen, nur denen, die bewundern, staunen und demütig verehren: nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein. Zu den Weiten und Tiefen des Menschendaseins, den wunderbaren, schönen, gelangen nur die Nichtwissenden." 272)

Forschen (!) und demütig staunen gehören offenbar untrennbar zusammen, wenn ersteres den Menschen nicht gefährlich werden und letzteres mehr als die oberflächliche Naivität der Kindheit sein soll. Doch wie es der Erzähler auch wendet: die begeisterte Abdankung des Denkens in der Pose tiefschürfenden Philosophierens bleibt ein Widerspruch, der seinen ideologischen Zweck nicht verbergen kann. Entweder zerfallen Wissen und Nichtwissen auf die Bereiche der Naturwissenschaften und der Geistes- bzw. Gesellschaftswissenschaften, das heißt es wird eine durch nichts legitimierte Trennung vom Gegenstand her vollzogen. Oder Forschung und Nichtwissen bleiben als offener Widerspruch nebeneinander bestehen bzw. werden so ineinander aufgelöst, daß das "Tiefstdenkerische", das überhaupt denkbar ist, die Einsicht sein muß, "daß wir nichts wissen können".

Diese mehrfach im Roman emphatisch vorgetragene "Einsicht" - vom Erzähler, von Jörn, von Heim Heiderieter und noch etlichen anderen - ist nichts anderes als die zur Kardinaltugend verklärte Verabschiedung der kritischen, das heißt der wissenschaftlichen oder auch philosophischen Reflexion. Wo sie als solche doch einmal ins Spiel kommt: "er hatte eine solche Erkenntnis, daß ihm das Wesen der Dinge klar war wie Glas" - ist die mit ihr geschlagene Person natürlich eine, "die immer tiefer in eine Welt hineingeriet, die nur im Traum vorhanden war" und hatte ebenso selbstverständlich, weil es eine derart außergewöhnliche Erkenntnisfähigkeit und deren Betätigung nicht ungestraft gibt, das absehbare traurige Ende solch vorwitzigen Treibens zu gewärtigen:

> "Wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er wohl noch viel von sich reden gemacht: ... Aber es fehlte ihm jeder Wille; und es fehlte des Vaters führende Hand. So wuchs er auf, wie man zuweilen einen jungen Birnbaum sieht, der nicht gestutzt wird: allzu schlank, allzu gertenhaft." 273)

Das Ergebnis, zu dem jegliches Grübeln immer neu führen muß, weil es kein analytisches, auf Problemlösung gerichtetes Denkverfahren ist, sondern das zwar nicht mehr nur sinnlich wahrnehmende, aber an die bloße Empirie fixiert bleibende Hin- und Herwälzen des im Leben Erfahrenen mit den Mitteln des Intellekts, wobei diese ihres intellektuellen Charakters völlig verlustig gehen, vielmehr zu einem gleichsam nach innen gerichteten geistigen Starren auf die Empirie mißbraucht werden - es behält den Gestus der intellektuellen Selbstversenkung nicht nur bei, sondern betont ihn als deren äußere Form, stellt ihn in dem Maße zur Schau, in dem er die inhaltliche Leere und Ergebnislosigkeit solch scheinintellektuellen Tuns kaschieren muß - das Ergebnis also, zu der alle Grübelei führen muß, weil sie gar nichts einsehen darf und will, ist die Einsicht, nichts zu wissen, das die be-grübelte Situation

erklären und damit zu ihrer Veränderung führen könnte. Soll eine solche Einsicht den zu ihr Gelangenden nicht in Resignation oder gar Verzweiflung fallen lassen, muß sie gekoppelt sein mit der moralischen Maxime von demütigen Hinnehmen des nun einmal so Gegebenen, noch besser mit der aktiven Wendung dieser Maxime, die Wieten Klook im "Jörn Uhl" als die goldene Lebensregel überhaupt zu propagieren und zu praktizieren nicht müde wird:

> "Man muß dann eben so weg arbeiten, bis es Abend wird, und immer gut und lieb sein, so viel man kann." 274)

Die die Denkform des Grübelns adäquat zum Ausdruck bringende Sprachgestik hat Rossbacher in seiner überblicksartigen Darstellung "Heimatroman und Erzähltechnik" treffend als die der "Schweigsamkeit und Tiefe" bezeichnet. 275) Ihre wesentlichen Mittel sind der parataktisch einfache Satzbau und die direkte wie die indirekte Auslassung. Deren erste Variante arbeitet mit Auslassungspunkten, macht also graphisch direkt sichtbar, daß eine Abfolge von Sätzen oder auch nur ein einzelner Satz von Pausen des Grübelns unterbrochen wird, während die zweite Spielart einzelne, oft sogar sehr kurze Sätze so in der Druckzeile isoliert, mit Leerraum "umgibt", daß ihnen sozusagen ex negativo ein Gewicht zuwächst, das sie als solche, von ihrer inhaltlichen Aussage her, überhaupt nicht haben. Beide Varianten bestätigen bzw. verstärken jedoch vor allem den Eindruck, den schon die parataktisch lapidare Sprechweise selbst hervorruft: das eigentlich Wichtige bleibt unausgesprochen, läßt sich sprachlich gar nicht fassen, erschließt seinen Sinn nur der nach innen gekehrten Tiefenschau, dem Grübeln eben.

In der Situation, in der Wieten Klook, nachdem Jörn Uhl sie selbst aus einem zu ihrer Weltanschauung eigentlich nicht passenden Anfall von Verzweiflung gerettet hat, jene gerade zitierte Lebensweisheit vom "so weg arbeiten" an den Mann bringt und von diesem bestätigt bekommt: "Richtig,

Wieten: das steht im Neuen Testament", entwickelt sich der Dialog zwischen den beiden seinem tiefdenkerischen Inhalt entsprechend:

> "Sie hob den Kopf ein wenig, während sie kurzatmig neben ihm herging. 'So? Steht das da? Was steht da denn ... weißt du ... von dem Geheimnis?'
> 'Ja ... so viel ich verstanden habe, Wieten, denn steht da: daß wir nicht dahinterkommen; wir sollen aber das beste Zutrauen haben, das alles einen inwendigen, guten Sinn und Zweck hat. Danach, nach dem Tode, sollen wir es weiter bringen, daß wir hinter das Geheimnis kommen und die Dinge sehen, nicht wie sie scheinen, sondern wie sie sind.'
> 'So, das sagt Christus? So ... das wundert mich. Das mag denn wohl so sein. Aber ich bin von Kind an immer so heißhungrig gewesen: ich wollte immer wissen, was es wohl mit uns und allen Dingen eigentlich wäre, und habe immer gemeint, man müßte es finden können.'" 276)

Beide stimmen im Prinzip darin überein, daß der Sinn des Lebens nicht erkannt, sondern nur vertrauend geglaubt werden kann. Wieten, die von Anfang an den Ehrennamen Klook trägt, weil sie es in der Regel ist, die den anderen die Lebensklugheit vom demütigen Zutrauen beibringt, durchlebt hier eine für sie kritische Phase, in der sie, von Jörn dazu bewegt, gleichsam in sich hineinhorchen muß, um dieses Zutrauens selbst wieder ganz inne zu werden. Redend, aber eigentlich nichts sagend, grübelt sie sich - die Auslässungspunkte öffnen den Raum nach innen - aufs neue in die alte Gewißheit von der gesegneten geistigen Borniertheit und prinzipiellen Unzulänglichkeit des Menschen zurück. Ihre Sprachlosigkeit ist nicht eigentlich Ausdruck einer Bewußtseinskrise, sondern steht ganz im Gegenteil für das Bewußtsein zunächst staunender, dann aber (wieder) sicherer Gewißheit vom höheren Sinn alles Existierenden, gegen alle Phänomene, die eine durchaus positiv verstandene Krise des Bewußtseins eigentlich auslösen müßten.

Von solch letztendlich doch geltender und sich durchsetzender Sinnhaftigkeit sind auch diejenigen überzeugt, die

an einem Weihnachtsabend, genauer in der Weihnachtsnacht, die "verlorene Tochter", Elsbe, Jörns vor Jahren ausgerissene Schwester, doch noch in Empfang nehmen können, nachdem sie ihre Hoffnung auf das "schönste Weihnachtsgeschenk", eben Elsbes und ihres Kindes Heimkehr, schon fast aufgegeben hatten: "Da mußten sie wohl Weihnachten feiern ohne Freude." [277] Als Jörn die vom langen Fußmarsch durch Schnee und Kälte völlig Erschöpfte, die sich kaum hereintraut, vor dem Haus entdeckt hat, sind Worte eigentlich überflüssig:

> "'O, Jörn! ... Bist du es, Jörn? So komme ich wieder!'
> 'Komm herein, Kind, komm herein. So ... Ich nehme das Kind. So ... So, nun komm.'
> 'Ich, Jörn ... Jörn, ich ... was soll ich hier? ...'
> 'Komm doch. Ja ... Nun komm! ... Lisbeth, komm rasch her! Sie ist müde.'
> Thieß stand in der Stubenthür und sagte immer: 'Mien lüttje Witte', und streckte die Hand nach ihr aus und konnte nicht von der Stelle.
> 'O, Thieß! Wie oft habe ich gesagt: Du machst alles verkehrt ... O, mein Gott ... mein Gott, Wieten! Dein Haar ist weiß.'
> 'Hier in den Stuhl, Lisbeth! Wieten, wo sind die Schuhe?'
> Sie saß im warmen Stuhl am Ofen und weinte, und Wieten kniete vor ihr und zog ihr die nassen Schuhe aus, ..." 278)

Der tiefere Sinn der ganzen Szene liegt in den stummen Gesten und Blicken und, diese begründend, in der inneren Gewißheit der Beteiligten, daß sich in diesen Augenblicken erfüllt, was schicksalhaft vorgezeichnet war, seitdem Elsbe es überhaupt geschafft hatte, sich aus dem Bannkreis des im Grunde äußerlich wie innerlich heimatlosen Harro Heinsen zu lösen:

> "Sie warteten und sie kam nicht. Und sie hatten alle das Gefühl, daß sie unterwegs war. Ihre heimathungrige Seele streckte die Arme aus und griff nach den Seelen derer, welche sie in der Heimat lieb hatte. Ihre Seele ging schon im Heeshof alle die alten Wege und machte sich denen bemerkbar, die im Hause wohnten." 279)

Die irrationale Erklärung für das letztlich gute Ende: Heimatliebe heilt alle Fehler und alle Wunden, die das Schicksal schlägt - wird ganz in die Innerlichkeit der von dieser Haltung durchdrungenen Individuen zurückgenommen, entzieht sich dem als solchem schon zu rationalen sprachlichen Zugriff, erschließt sich eben allein dem Grübelnden.

Die heroische Variante der Tiefsinn vermittelnden Schweigsamkeit in Form von Markanzsätzen kommt bei der Schilderung von Kriegsereignissen zum Zuge, deren tieferer Sinn sich eigentlich auch sprachlicher Rationalität entzieht, stattdessen aber umso sicherer im Inneren der Kämpfenden verwurzelt sein muß. Der Bauer Jörn Uhl hat diese Gewißheit: von seinem Hauptmann, der angesichts endlos dahinziehender Soldatenkolonnen seinen nationalen Stolz kaum zügeln kann, nach seinem Eindruck von diesem Schauspiel befragt: "Uhl, was sagen Sie?", schweigt er sich aus; doch der Tadel des Hauptmanns: "Sie Bauer! Das Vaterland, Deutschland, reißt sich aus alter Not!" tut ihm Unrecht:

> "Da sah Jörn Uhl noch einmal auf, und sah all die ziehenden Menschen, die alle nach einem Ziel strebten, und fühlte die Größe der Zeit." 280)

Und daß der Erzähler von demselben Gefühl durchdrungen ist, zeigt er in folgender Sequenz über den Abend eines verlustreichen Kriegstages:

> "'Es sind viele gefallen, Herr Leutnant.'
> 'Es ist ein schrecklicher Tag.'
> Als sie sich umsahen, war das andere Geschütz nicht mehr da. Der brüllende Lärm hatte nachgelassen.
> Vom Himmel war der Abend gekommen.
> Und es hob keiner seine Hände und beschwor Sonne und Mond, wie einst der rasende Jude: 'Sonne, stehe still zu Gibeon und Mond im Thale Ajalon!'
> Nein ... nein ...
> Sie fahren weiter und kommen an der rechten Stelle aus dem Wald heraus.
> Aber die Geschütze werden zurückgezogen. Frische Infanterie steht in Massen und bedeckt das Feld. Der Feind

ist still geworden.
Der Abend kommt." 281)

Den Gestus der "Schweigsamkeit und Tiefe" beherrscht auch Fiete Krey, der Jörn Uhl in diesem heroisch romantischen, bisweilen aber auch als unmenschlich charakterisierten Kriegsgeschehen hilfreich zur Seite steht. Er, der von klein auf Jörns einzig wirklicher Freund gewesen und geblieben ist - auch über die fünfzehn Jahre der durch seinen Amerikaaufenthalt entstandenen Trennung hinweg - beendet, als er endgültig aus den Vereinigten Staaten in die Heimat zurückgekehrt ist, seine sehr ausführliche Erzählung über die mißglückte Ehe mit Trina Kühl, die seinerzeit mit ihm zusammen den Sprung in die Neue Welt gewagt hatte, mit einer abschließenden Bewertung, die den echten Grübler erkennen läßt:

"'Ich habe später einmal einem deutschen Pastor, einem feinen und klugen Mann, die ganze Geschichte erzählt - ich wohnte da schon in Chicago - und habe ihn gefragt, was er dazu sagen könnte. Er gestand als ein ehrlicher Mann, daß wir dies nicht wissen könnten; wir thäten aber gut, zu trauen, daß Gott sich in einer bitteren Notwendigkeit befunden habe und gezwungen dies Unheil habe geschehen lassen müssen. Wir müßten trauen, daß freundlich und zweckvoll wäre, was jetzt als grausiges Rätsel erscheine. So sagte er. Und mit hat das ruhige Wort geholfen, daß ich mich darein ergab und nicht weiter grübelte. Er war ein verständiger, guter Mann. Er redete nicht, wie viele andere Prediger thun, welche jeden Katzenweg kennen, den die Engel gehen, wenn sie mit Aufträgen Gottes über die Erde schleichen, und welche reden, als wären sie dabeigewesen, als 'dich die Morgensterne lobten'.'
Johann Friedrich Krey von Wentorf schwieg und sah wieder sinnend vor sich hin." 282)

h) Rasse und Innerlichkeit

Dieser Fiete Krey gehört jedoch - wie alle Mitglieder seiner Sippe - zu jenen Figuren des Romans, die diesem, weil

sie in ihm als auch äußerlich als solche kenntliche Gegenspieler zu den Uhlen fungieren, den Ruf eingetragen haben, "weniger ein Heimatroman als ein Rassenroman" zu sein:

> "Auf der einen Seite stehen die Uhlen: die Idealisten, die Erwählten, die deutschen Träumer, die Sterngucker, die zugleich Dithmarscher Bauern sind, 'mit schmalen, hellblonden Gesichtern, das Haar so blond wie Roggen kurz vor der Ernte, Gesichtern von starken, oft edlen Formen mit ruhigen, stolzen, klaren Augen' (S. 38). Ihre Widersacher sind die kleinen, rothaarigen, untersetzten Kreyen, die Vertreter der alpin-ostischen Händlerrasse, die mit Betrug und juristischer Pfiffigkeit immer mehr Besitz an sich reißen. Jörn Uhl und Fiete Krey wirken daher wie Anton Wohlfahrt und Veitel Itzig in Freytags 'Soll und Haben' (1855) oder Hans Unwirsch und Moses Freudenstein in Raabes 'Hungerpastor' (1864): hier der Idealist, dort der Händler; hier der deutsche Grübler, dort der eiskalte Rationalist, wodurch das ökonomische Problem eine deutliche Wendung ins Rassische erfährt." 283)

Die Autoren haben - zunächst jedenfalls, sie zitieren aus den entsprechenden Passagen des Romans - den Erzähler auf ihrer Seite, der das dritte Kapitel, nachdem er das Uhlen-Kreien-Dreigespann, Jörn, Elsbe und Fiete, schon zu einer verschworenen Kindergemeinschaft sich hat entwickeln lassen, wie eine grundsätzliche Abhandlung zu dem Umstand beginnt, "daß auf dem Donn zwei Sorten Menschen wohnhaft waren" 284).

Im Schulhaus sah man nämlich

> "unter den Kindern verstreut viele runde, rote Köpfe, so brandrot das Haar, mit so starken roten Sommersprossen, daß sie Licht ausstrahlten. Und heller noch wirkt das Leuchten, und bunter noch wird der Schein, wenn sie die klugen und flinken Augen, unstet oft und verschlagen, hin und her spielen lassen, wie junge Katzen in der Sonne springen. Das sind die Kreien und ihre Anverwandten.
> Man sah aber zweitens zwischen den Rot- und Rundköpfen verstreut, nicht so zahlreich wie sie, unter Knaben und Mädchen schmale, hellblonde Gesichter, das Haar so blond wie Roggen kurz vor der Ernte, Gesichter von starken, oft edlen Formen mit ruhigen, stolzen, klaren Augen. Wenn einer von diesen Hellen aus der Bank tritt, zeigt sich eine schmale, sehnige Kindergestalt.

Das sind die Uhlen und ihre Sippe." 285)

Der Erzähler wiederum beruft sich bei seiner Darstellung auf "Pastor Petrus Momme Lobedanz, der vor etwa einhundertfünfzig Jahren in Sankt Mariendonn im Amte stand" und sich auch schon "über diese Sache gewundert hat". Von ihm stammt denn auch die vorsichtig distanziert formulierte Kritik am Doppelleben und an der Doppelmoral der Kreien:

> "'Man sagt allerdings von ihnen, daß sie draußen auf ihren Handelswegen nicht so ehrbare und gottesfürchtige Leute sind, wie Sonntags im Hause. Hier nämlich, in ihrem Dorfe, sind sie ehrliche, nüchterne Menschen, ja sie pochen auf ihre Gottesfurcht und ihre fleißigen Kirchgang, und rühmen mir gegenüber ihren Sinn für Gottes Wort. Ich aber bin ein schwacher Mann und mag dem Prahler nicht in die blanken, klugen Augen hineinsagen: Weißt du wohl, daß die ganze Gegend sagt: 'Ehrlich wie ein Krei am Sonntag'?'" 286)

Von der in der Umgegend üblichen Auffassung, die Kreien hätten "Zigeunerblut in sich" - was offenbar auch für den Pastor des achtzehnten Jahrhunderts gleichbedeutend wäre mit menschlicher Minderwertigkeit - hält Petrus Lobedanz jedoch nichts: "diese Darstellung ist die Thorheit der Marschleute und der Uhlen Geschrei; denn die Uhlen verachten die Kreien, so lange man denken kann". Er sieht gezielte Verleumdung am Werk, denn für ihn ist wahrscheinlich, "daß die Kreien von dem Volk der Wenden abstammen, welche früher große Heerzüge bis in unsere Gegend gemacht haben sollen" [287]. Der damit angedeutete historische Hintergrund - seit der Zeit der Völkerwanderung über Jahrhunderte hinweg kriegerische Auseinandersetzungen zwischen Friesen und Wenden um fruchtbares Marschland, in denen die Friesen schließlich die Oberhand behalten haben [288] - macht klar, daß des Pfarrers Hinweis auf die Wendenherkunft der Kreien nicht eigentlich als rassische, sondern als soziale und historische Erklärung für die - wie er sich pastörlich gelehrt ausdrückt - "animi rectio und Sinnesart" der Kreien verstanden werden muß. Diese als die in den historischen

Kämpfen letztlich Unterlegenen und damit - nur wenig und in der Regel auch noch das schlechtere Land - die Zukurzgekommenen haben den Handel zu ihrem Gewerbe gemacht und ansonsten einige Praktiken der Existenzsicherung entwickelt, die sie immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt geraten lassen. Auf Grundlage seiner Erklärung hat es der Kirchenmann denn auch nicht nötig, irgendetwas an den Kreien zu beschönigen, etwa ihre Angewohnheit, das Futter für ihre Pferde "an einsamen Stellen an den Wegen und auf den Weiden" zu stehlen. Sein zusammenfassendes Urteil über die "Rotköpfe" bestätigt diese Einschätzung seiner Kreien-Genealogie als nicht rassisch abwertend, sondern als historisch verständnisvoll:

> "Es sind wackere Leute: ich lasse nichts auf sie kommen. Ich war mit manchen von ihnen befreundet und bin es mit einigen noch." 289)

Lobedanz' Beurteilung der Uhlen ist eine weitere Bestätigung seines historisch geprägten, durchaus nicht in rassistischem Schwarz-Weiß, sondern differenziert vorgehenden Denkens. Daran, daß die Uhlen die "Könige" der Marsch sind, gibt es nichts zu deuteln, das heißt

> "daß sie in der Marsch auf breiten Höfen sitzen, Haare haben so falb wie Roggenstroh, was bei den Weibern oft schön aussieht, und lange, starke und hochmütige Leute sind". 290)

Und er erläutert sogar ihren Hochmut mit Beispielen, die diese Gesinnung - eher im Sinne stolzen Selbstbewußtseins als überheblicher Arroganz verstanden - als nicht einmal so unberechtigt erweisen. Doch werden die Uhlen für ihn deshalb noch lange nicht - was man nach der skizzierten äußeren Gestalt durchaus erwarten könnte - zu germanischen Heldengestalten, die über jede Kritik erhaben sind, im Gegenteil:

> "Ich mag die Uhlen nicht leiden. Ich fürchte mich jedesmal, wenn einer von ihnen ins Pastorat kommt, und ich freue mich, daß nicht allzuviele davon zu meiner Gemeinde gehören. Alle pastores, die in der Marsch hau-

sen, klagen über sie." 291)

Obwohl der Erzähler ausdrücklich betont, "von dem Charakter und der Urteilskraft des Pastors Petrus Momme Lobedanz (sei) heute nichts mehr bekannt" [292], hat er ihn offenbar nicht ohne Bedacht über fünf Seiten hinweg sozusagen als Sachverständigen zum Thema Uhlen und Kreien zu Wort kommen lassen: er teilt nämlich ganz und gar dessen Einschätzung der äußerlich so unterschiedlichen Bewohner des Dithmarscher Küstenlandes als vom Charakter her durchaus gleichwertige Menschen, das heißt auch ohne in den umgekehrten Fehler zu verfallen, nun plötzlich die Kreien zu den eigentlich und einzig wertvollen und die Uhlen zu in ihrem Reichtum verkommenden Subjekten zu machen. Fiete Krey und Jörn Uhl stehen vielmehr stellvertretend dafür, daß von offenkundig sehr unterschiedlichen natürlichen Voraussetzungen her doch sehr ähnliche Bildungsprozesse ablaufen können, deren Ergebnis gerade nicht rassisch bestimmt ist, sondern wesentlich von Bewußtsein und Willen des sich Entwickelnden abhängt. Frenssen betreibt keine Selbststilisierung, wenn er im "Lebensbericht" - Stilisierungen wären 1939/40 auch nur mit umgekehrter Absicht und Tendenz von Nutzen gewesen! - für seinen damaligen ersten Schreibversuche folgenden Zweck angibt:

> "Zugleich, um dieselbe Zeit (als Frenssen Mitglied des National-Sozialen Vereins wurde, 'der, auf die Reichsgottesidee Jesu gegründet, die böse Spaltung unterm Volk enden und es damit einig und damit stark machen wollte', K. U.), fing ich an, Erzählungen zu schreiben, nicht um die Kunst - obgleich so kunstvoll wie möglich - , sondern um Menschen verschiedener Art und Lebensstellung, Uhlen und Kreyen, darzustellen, welche kraft ihres gütigen und weiten Herzens jene zwei oder drei Spaltungen (wie sie das ganze deutsche Volk damals in den politischen Hauptströmungen national, liberal und sozialdemokratisch beherrschten, K. U.) in sich überwunden hätten." 293)

Die Skizzierung einiger wesentlicher Stationen im Lebenslauf der beiden Parade-Wentorfer [294] beweist die Richtig-

keit dieses späten Resümees.

Wenn der Bericht über Fritz Kreys Bildung und Ausbildung mit dem Hinweis beginnt, daß er nur selten in die Schule kam und daß "sein Vater, Jasper Krey, immer eine Entschuldigung zur Hand" hatte, so klingt das zunächst nach einem Hang zum Faulenzen und zur Drückebergerei. Doch nachdem der Erzähler darauf hingewiesen hat, daß einfach die Armut der Familie sehr oft die häusliche Mitarbeit des Sohnes erfordert und daß dieser sich bei seinen seltenen, fast nur im Winter stattfindenden Schulbesuchen dann als auffallend selbstbewußt und vernünftig erweist, kommt er auf Fietes eigentliche Bildung zu sprechen.

> "Fiete Krey war (was bei so sporadischem Schulbesuch wohl auch nicht zu erwarten ist, K. U.) in den Wissenschaften der Schule kein Licht. Was er auf seinen Handelswegen in Marsch und Geest an Lebenserfahrungen sammelte, war grobdrähtige, realistische Ware und im Schulunterricht, welcher das Ideale pflegt, nicht zu gebrauchen. Was er abends bei Wieten Klook hörte, war alte, bunte Volksweisheit, für welche Lehrer Peters, der ein praktischer Mann war und einiges Geld auf Zins hatte, kein Verständnis besaß. Dazu kam noch, daß die Volksweisheit, die Fiete Krey überliefert wurde, in seiner Seele einen wildromantischen, indianerhaften Anstrich bekam, einen richtigen Kreien-Charakter. Weil er aber alle seinen praktischen Erfahrungen mit einem väterlichen Wohlwollen zu Gunsten der unterdrückten Gerechtigkeit und der gefährdeten Ordnung verwandte, so hatte er trotz löcherigen Wissens und schlechten Schulbesuchs bei allen Ansehen, bei Lehrern und Schülern." 295)

Abgesehen von dem so positiven, auf Herzensbildung und hervorragende staatsbürgerliche Gesinnung zielenden Schlußurteil fällt die Parallelität dieser Darstellung zum Fazit aus Jörns Bildungsgeschichte auf, das der Erzähler nach Fietes wütendem Weggang vom Uhlenhof zieht, unmittelbar als tröstenden Zuspruch an den jüngsten Uhlensohn gerichtet, der von nun an Fietes Arbeit mitübernehmen muß, so daß er "für die Schule, deren Lehrplan ihm nichts Neues mehr bot, von Stund an keine Neigung mehr hatte" 296).

"Jörn Uhl! Wer ist in der Zeit dein Bildner gewesen, da der Menschengeist weich wie Wachs ist, das auf Eindruck wartet? Wer war dein Führer in der Zeit, wo die Eltern uns nicht mehr halten können und andere Leute nicht nach den Zügeln greifen, die hinter uns dreinschleifen, wo wir die Straße hinunterrasen, die auf den Markt des Lebens führt, auf jenen Platz, wo das Schicksal so ernst fragt: 'Was bist du wert?' ... Wo lernten wir am meisten? In den Schulen? In den Hörsälen? Von den Professoren? Wir lernten das Meiste, als wir auf freies Feld gingen und aufzufliegen versuchten, so gut es ging." 297)

Angesichts dieser Parallele zwischen der "grobdrähtigen, realistischen Ware" auf Fietes Handelswegen und den Gängen "auf freies Feld", die der Erzähler für Jörn wie sogar für sich selbst als das eigentlich Bildende angibt, überrascht nicht, daß Jasper Krey, Fietes Vater, auch noch und gerade nach dessen Weggang einer der wenigen Gesprächspartner für Jörn bleibt, mit denen dieser seine Sorgen - als Fünfzehnjährigem wächst ihm mehr und mehr die Verantwortung für den ganzen Hof zu - bereden kann. Daß das meist in gemeinsamer Grübelei endet, also jene Zutrauensideologie der demütigen Hinnahme und des "Wegarbeitens" bestätigt, ist in diesem Zusammenhang, in dem es nicht um diese Ideologie selbst, sondern um die These von der rassisch begründeten Minderwertigkeit der Kreien geht, ein positiver Aspekt, führt diese Gemeinsamkeit doch in einem weiteren wesentlichen Punkt vor Augen, daß das tiefdenkerische Wesen nicht die besondere Auszeichnung der angeblich "idealistischen" Uhlen gegenüber den "eiskalt" berechnenden Kreien ist, sondern Jörn mit letzteren sogar weit mehr verbindet als mit seinem Vater und seinen ganz und gar nach diesem geschlagenen älteren Brüdern. Das Grüblerische in ihm ist nämlich gar nichts Uhlenhaftes, sondern "stammt", wie bei seiner Schwester Elsbe - und damit kommt eine dritte "Rasse" ins Spiel, die schon als solche das vom arisch-jüdischen Gegensatz allzu einfach auf Frenssens Personage übertragene Rassenschema sprengt - aus der mütterlichen Linie der Thiessen, jenem

seltsamen Völkchen hinter der Heese, "zwischen Moor und Wald", von kleiner, hagerer oder auch rundlicher Gestalt, mit dem "kleinen, feinen Webergesicht und dem freundlichen, drolligen Wesen" [298], aber auch mit jenem Hang zur depressiven Weltsicht: "es ist schwer, als ein Thiessen durch die Welt zu kommen. Es ist ein wunderlich nachdenklich Volk." [299]

Auch Fiete Krey legt, bevor er für lange Jahre die Heimat verläßt, mehrmals deutliches Zeugnis ab von der - zu seiner ansonsten etwas vollmundig altklugen Art komisch kontrastierenden - Neigung zur grüblerischen Selbstversenkung [300]. Wichtiger noch erscheint in unserem Zusammenhang jedoch seine fast schon brüderlich wirkende Nähe zu Jörn Uhl nicht so sehr in diesem eher kontemplativ passiven Sinne, sondern in der praktischen Arbeit und Unterstützung, die er seinem Freund in einigen schwierigen Krisensituationen zur Verfügung stellt.

Als Jörn, vierzehnjährig, auf die Lateinschule in die Stadt soll, gibt es für ihn keinen Zweifel, wer während seiner Abwesenheit die Stellung halten muß:

> "'Das ist nun abgemacht', sagte Jörn; 'wenn ich jetzt vom Hause fortgehe, dann mußt du hier bleiben und mußt auf den Kram passen. Sonst will ich nicht Landvogt werden.'" 301)

Und da sein Fernziel tatsächlich die ihm schon als Kind vom Vater, seinen Brüdern und deren Freunden scherzhaft ironisch zugesprochene Position eines Landvogts ist, er also gar nicht auf die Uhl zurückkehren will, macht er - wenn auch auf eine durchaus herrschaftliche Weise - Fiete zu einer Art Verwalter auf Lebenszeit, in der richtigen Ahnung, daß die Uhlen selbst, sein Vater wie seine Brüder, mit ihrer Art und Weise des Wirtschaftens den Hof ruinieren würden:

> "'Du bleibst hier noch einige Jahre als Knecht', sagte Jörn, 'nachher wird dein Vater auch bald alt. Dann ziehst du zu ihnen und nimmst dir eine Frau und bist hier Tagelöhner und sorgst für den ganzen Hof. Den

Bürsten- und Besenhandel mußt du nicht anfangen; du mußt nichts weiter thun, als für die Uhl sorgen und arbeiten. ... Landmann möchte ich nicht werden, ganz und gar nicht. Aber in den Büchern möchte ich arbeiten, immerzu. Es ist bloß das bitterböse Bedenken: wenn hier nur alles in Ordnung ist, und darum muß Fiete hier bleiben." 302)

Fiete wird diesem Anspruch des großbäuerlichen Freundes gerecht werden:

"Du kannst ruhig Landvogt werden: ich bleibe hier und besorge den ganzen Kram, darauf verlasse dich." 303)

Als sich die schöne Perspektive kurz darauf völlig zerschlägt, die Entwicklung sogar alles auf den Kopf stellt - Jörn wird wegen einer Nachlässigkeit seines Vaters auf der Lateinschule nicht angenommen, Fiete wegen seiner allzu realistischen Vorwegnahme der Verwalterperspektive vom Hof gejagt, worauf er wütend und enttäuscht die heimatliche Gegend verläßt -

"So kam dieser Wirbel über die Kinder von Wentorf, riß den, der bleiben wollte, in die Fremde und schlug dem, der gehen wollte, die Thür vor der Nase zu; stellte den Arbeiterssohn auf die kahle, öde Heide und zeigte seinem lebendigen Sinn in dunstiger Ferne alle Schätze der Welt und ihre Herrlichkeit und warf dem Herrensohn eine blauleinene Stalljacke vor die Füsse." 304)

- kommt es zu jener fast stummen Abschiedsszene, deren überaus tiefe Bedeutung eben im schweigenden Vollzug und in den "Markanzsätzen" [305] zum Ausdruck kommt, mit denen der Erzähler diesen Abschied einer Situation zwischen Heroen annähert.

"Er starrte in das Wasser; dann ging er langsam weiter hinauf. Als sie oben auf der Höhe angekommen waren, sagte er: 'Nun geh nach Hause. Ich will jetzt allein weitergehen.'
Da ging Jörn ohne Händedruck und ohne Abschiedswort über die Heide.
Fiete Krey aber blieb oben in der dürren Heide stehen. Als Jörn sich umsah, stand er wie ein schwarzer Pfahl am Horizont.

> Langsam kehrte Fiete Krey sich um und ging wieder in die Mulde hinunter, ..." 306)

Als der eben knapp über Zwanzigjährige in den Krieg gegen die Franzosen muß - "'Das kann lange dauern', dachte er. 'Es ist ein mächtiges und tapferes Volk, und es wird hart hergehen. Es ist eine alte, böse Feindschaft ... '" 307) - fallen ihm sofort die Kreien ein:

> "Jasper Krey muß als ständiger Arbeiter angenommen werden. Er wird nicht allzuviel schaffen; aber er wird nichts verkommen lassen. Wo Fiete Krey wohl ist? ..." 308)

Der zu Hause so arg Vermißte wird - vom Erzähler - an anderer Stelle mindestens ebenso dringend, vom Effekt für die alte Freundschaft her sogar noch eindrucksvoller gebraucht bzw. eingesetzt: im Kriegsgeschehen in Frankreich selbst. Dort taucht er eines Tages bei einem schweren Angriff deutscher Infanterie plötzlich mit jenem von Thieß Thiessen übernommenen " ... adsum ... " - so ist der Zusammenhang zwischen den drei "Getreuen" dieses Romans mit einem einzigen Wort vom Erzähler auf durchaus geschickte und überzeugende Art wiederhergestellt 309) - neben Jörn auf, durchlebt mit diesem die schrecklichen Monate des Krieges, der nie zu enden scheint -

> "Da kam es soweit, daß sie zum Hauptmann sagten: 'Herr Hauptmann, aus diesem schrecklichen Kriege kommt keiner von uns wieder nach Haus.' Und der Hauptmann ging zur Seite, stand lange und sah nach Osten in die Ferne. 'Und kommen wir nicht bald wieder nach Haus, so sind wir auf der Welt nicht mehr zu brauchen. Wir sind keine Menschen mehr. Wir sind wie unreine Tiere geworden.' Sein Haar war in diesen Monaten grau geworden." 310)

- und bringt den nach langem Lazarettaufenthalt wegen einer schweren Typhuserkrankung immer noch Geschwächten sicher nach Hamburg zurück, wo sich ihre Wege wieder trennen: "Am anderen Morgen reiste Fiete Krey nach Amerika, Jörn Uhl nach Wentorff" 311), auf den einen wartet der Uhlenhof, auf den

anderen seine "Butterfarm nicht weit von Chicago" [312].

Über zehn Jahre lang sehen sich die beiden nicht, machen aber ähnlich schwere Zeiten durch. Jörn kämpft um die Erhaltung des väterlichen Hofes und verliert diesen jahrelangen, mühsamen Kampf schließlich durch Blitzschlag und Brand; seine kurze glückliche Ehe endet mit dem Tod seiner Frau Lena im ersten Kindbett. Bei Fiete sind bloß die Gewichte des Kampfes anders verteilt: er kämpft jahrelang um seine Frau, jene Trina Kühl aus Wentorf - während seiner langen Abwesenheit wegen des deutsch-französischen Krieges hatte sie sich in einen deutschen Nachbarn verliebt, von dem sie auch nach Fietes Rückkehr nie mehr ganz loskommt - und auch er verliert diesen Kampf schließlich: Trina löst ihren inneren Zwiespalt durch Selbstmord; während der langen Jahre dauernder seelischer Anspannung geht auch seine Farm nicht gut, so daß er sie nach dem Tode Trinas verläßt, noch eine Zeitlang in Chicago lebt - für einen Wentorfer, auch wenn er Krey und umherziehender Handelsmann ist, natürlich keine Lebensperspektive - und schließlich in die Heimat zurückkehrt. Dort trifft er auf den Jörn, der gerade sein zweites Leben beginnt: das Ingenieursstudium an der Technischen Hochschule in Hannover hat er abgeschlossen, er will die Jugendfreundin Lisbeth Junker heiraten und sich als freier Landschafts- und Wasserbauingenieur in der Kreisstadt niederlassen. Fiete hat bei seiner Ankunft in Hamburg noch keine klare Perspektive, aber zunächst auch genug damit zu tun, seinen typischen Kreienfehler - "Als wir landeten, hatte ich die Augen überall. ... Das ist die verdammte Eigenschaft der Kreien. Da habe ich sie aus dem Gesicht verloren. Sie hat sich davon geschlichen." [313] - wieder gut zu machen: er hat Jörns mit ihm aus Amerika zurückgekehrte Schwester Elsbe - auch ihr Ausreißen aus der Heimat in die Neue Welt mit dem Uhlen (!) Harro Heinsen ist kläglich gescheitert - nicht auf-

merksam genug umsorgt, so daß sie, von ihrem schlechten Gewissen geplagt, bei der Ankunft des Schiffes in Hamburg sich heimlich von Bord gestohlen hat, um sich zunächst einmal mit ihrer kleinen Tochter irgendwo in der großen, anonymen Stadt zu verstecken. Er ist jedoch voll der Zuversicht, die ein "eiskalter Rationalist" am Ende eines so exemplarischen Heimatromans längst als sentimentales, den gesellschaftlichen Aufstieg, materiellen Reichtum und entsprechendes Wohlleben verhinderndes Getue "durchschaut" und abgelegt hätte; gegen Thieß Thiessens verzweifelten Vorschlag, Elsbe die ganze Nacht hindurch, in Wirtschaften und bei der Polizei zu suchen, hat er eine mehr Geduld verlangende, aber letztlich auch mehr Erfolg versprechende Perspektive:

> "Es wird schwer halten, sie hier zu finden. Sie hat mir versprochen, sie wollte mit mir nach dem Heeshof gehen. Darauf müssen wir hoffen." 314)

Seine Hoffnung wird - wie schon im vorigen Kapitel ausführlich dargestellt - zwar auf eine harte Probe gestellt, aber schließlich glücklich erfüllt: am späten Weihnachtsabend findet Elsbe zum Heeshof ihres Mutteronkels Thieß Thiessen zurück.
Damit kann Fiete sich auf die letzten Schritte konzentrieren, die auch seinem Leben - wieder parallel zu Jörn Uhl, der sich praktisch wie theoretisch wirklich zum Landvogt in Sachen Technik entwickelt

> "Jörn Uhl hat dem Kriegskameraden die Fabrik eingerichtet und hat an dem gewaltigen Kanal mit gearbeitet, der quer durch unser Land geht, auf den wir so stolz sind als auf einen deutlichen Beweis der Stärke des Vaterlandes, und baut Schleusen an der Stör und Buhnen auf Sylt und Röm, und unterrichtet im Wintersemester an einer großen Fortbildungsschule in Zeichnen und Mathematik, und gilt überall im Land für einen Mann, auf dessen Kenntnisse und Worte man sich verlassen kann." 315)

- noch die Wendung zum Guten, zur erfüllten zweiten Le-

benshälfte gibt. Die schönste Lösung, die nicht nur dem bisweilen zu phantasievollen Dichter Heim Heiderieter vorschwebte, Fiete Krey und Elsbeth Uhl als spätes glückliches Paar, erfüllt sich nicht, aber ein Uhl wird Fiete in gewissem Sinne doch.

> "Jörn Uhl sah in Gedanken vor sich hin. 'Sie ist zufrieden', sagte er, 'und Fiete Krey auch. Was er als Junge geträumt hat, ist ja in Erfüllung gegangen. Er sitzt auf der Uhl und sieht über den Weg das niedrige, kleine Vaterhaus. Er hat Schulden genug, fast so viel, wie ich derzeit hatte; aber er wird leichter damit fertig; der Bahnbau hat ihm mächtig geholfen. Sein Handel mit allem, was Leute brauchen können, mit Bauholz und Stackholz und Kohlen und Sand und womit sonst, geht gut. Leid ist mir meine gute, reinliche Hofstelle; wüst und bunt sieht es da aus, und ich bin froh, daß das alte Haus nicht mehr steht. Sonntags fährt er zuweilen nach dem Heeshof hinüber, und trinkt dort Kaffee und plaudert mit Elsbe und mit dem Alten. Ich glaube, so wird es bleiben. Sie werden alt werden und werden es nicht merken; und zuletzt werden sie davongehen'" 316)

Daß gerade Jörn dieses durchaus nicht unkritische, aber von grundsätzlicher Zustimmung und sogar von ausgesprochenem Wohlwollen getragene Schlußwort zum Thema Fiete Krey zufällt, macht noch einmal deutlich, wie weit diese Zweierkonstellation von etwa Anton Wohlfahrt und Veitel Itzig entfernt ist. Jörn empfindet Fiete in keinem Moment als Konkurrenten, der ihm letztendlich weggenommen hat, was "eigentlich" ihm zugestanden hätte, sondern freut sich mit dem Freund, dessen andersartigen, ihm durchaus nicht in allen Ausprägungen passenden Charakter und Lebensstil er jedoch auch in diesem Schlußfazit nicht verleugnet, über dessen späte Lebenserfüllung. Freundschaftlich wohlwollende Kritik an zu wenig systematischer Ordnung im Betrieb des Bauwarenhändlers - ja; gehässige oder selbstgerechte Verurteilung des Artfremden, der seinen "gerechten Lohn" erhalten hat - keine Spur davon.
Noch einmal: die in diesem Kapitel vorgetragene Beweis-

führung nimmt - bloß weil sie in weiten Passagen "positiv" argumentieren muß - nichts von dem zurück, was in den vorigen Kapiteln als kritisches Ergebnis der Analyse literarischer Ideologien festgehalten ist, im Gegenteil: nicht nur Jörn Uhl selbst, sondern auch Fiete Krey, zudem in einer für manche Leser wahrscheinlich sogar annehmbareren, weil nicht gar so verbiestert starren, sondern eher gelassen selbstverständlichen Art, propagiert und praktiziert, wie auch Thieß Thiessen und Wieten Penn, ständig Versatzstücke der kritisierten Ideologien. Zu beweisen galt es nur, daß die Zuordnung schon des Verhältnisses zwischen Jörn Uhl und Fiete Krey selbst zum sogenannten Rassenroman und damit des Autors Frenssen zur besonders brutalen ideologischen Variante des Rassismus falsch ist. Als völkischer Autor ist er bis in die zwanziger Jahre hinein - von dem Sonderfall "Peter Moors Fahrt nach Südwest" und dem darin gegenüber der schwarzen Rasse zu Tage tretenden Rassismus aus noch zu erläuternden Gründen einmal abgesehen - kein Gefolgsmann seines ehemaligen Amtskollegen Adolf Stoecker oder gar seines Landsmannes, des antisemitischen Fanatikers Adolf Bartels, sondern hält es, wie es sich für einen zur Seel-Sorge erzogenen (ehemaligen) Pfarrer gehört, mit dem die ganze, zunächst nichtrassisch orientierte Abteilung der völkischen Bewegung charakterisierenden Motto aus de Lagardes "Deutschen Schriften":

> "Das Deutschthum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüthe." 317)

i) Der ideale Heimatroman

Dieses Gemüt [318] bewährt sich im "Jörn Uhl" - nicht nur in Gestalt Elsbes, der der Erzähler ausdrücklich die "heimathungrige Seele" [319] attestiert - gerade jenseits aller

rassischen Unterschiede, an allen zentralen Figuren des Romans als deren durch nichts zu zerstörende, innere Gebundenheit an die eigene Herkunftsregion, die jede dieser fünf nach kürzeren oder längeren Umwegen endgültig in die dörfliche Heimat zurückkehren und ihre Lebenserfüllung finden läßt. Heimat erscheint bei diesem Kreislauf als verinnerlichtes Prinzip der individuellen Existenz, das seine mit nichts anderem vergleichbare Kraft darin erweist, daß es die aus ihm Lebenden in keiner noch so verfahren oder ausweglos erscheinenden Lage den inneren Halt und Orientierung verlieren läßt und sie letztendlich immer wieder zu der ursprünglichen und eigentlichen Kraftquelle, dem heimatlichen Boden selbst und der tätigen Auseinandersetzung mit diesem, zurückführt. Alle fünf Protagonisten bestätigen im Laufe der Romanhandlung durch ihr jeweiliges "Schicksal" die Grundthese aller Heimatkunst, daß die menschlichen Individuen die nicht abreißende innere Beziehung zur Heimat brauchen, um nicht den mannigfachen Gefährdungen ihrer Identität zu erliegen, denen sie, sei es von außen, sei es von innen her ausgesetzt sind.
Elsbe, Jörns jüngere Schwester, deren "unruhiges Blut" die bleibende innere Verwurzelung im Heimatboden braucht, um nicht (selbst-)zerstörerisch zu werden;
Fiete, bei dem die Kreien-Unruhe, die angeborene Unstetheit und Weltneugier der Händlernatur von heimatlicher Bodenständigkeit in Zaum gehalten werden muß;
Thieß Thiessen, der Gründer des "Heimweh-Clubs" in Hamburg, erliegt nur zu leicht der allen Thiessens eigenen Neigung zu Depression und Phantasterei, wenn er von der Heimat getrennt leben muß;
Lisbeth Junker bekämpft ihre Neigung zu bildungsbürgerlich-großstädtischer Arroganz während ihrer gerade für diese Neigung so gefährlichen Hamburger Jahre dadurch, daß sie die Verbindung zur Wentorfer Heimat und auch zu

Thieß Thiessen und seinem "Heimweh-Club" in Hamburg selbst nie ganz abreißen läßt und entwickelt sich auf diese Weise sogar zur idealen Ehefrau für den im Umgang so schwierigen Jörn Uhl.
Bei Jörn Uhl selbst scheint sich das Prinzip Heimat zunächst am wenigsten umständlich durchzusetzen: während die anderen erst durch mühsame und teils sehr schmerzliche Erfahrungen fern von der Heimat deren wahren Wert erkennen und mit ihrer Heimkehr die praktische Konsequenz aus dieser Einsicht ziehren, bleibt er als einziger im vertrauten Lebenskreis ihrer gemeinsamen Kindheit und Jugend zurück und übernimmt, noch ehe er erwachsen ist, mit der praktischen Führung des Uhlenhofes wie selbstverständlich seine Lebensaufgabe in diesem Bereich. Doch gerade die scheinbar so problemlose Integration in die heimatlichen Lebens- und Arbeitszusammenhänge wird für Jörn Uhl zum schier unlösbaren Problem: trotz enormer Anstrengungen und des totalen persönlichen Einsatzes gelingt es ihm nicht, den durch väterliche Mißwirtschaft völlig verschuldeten Hof wieder zu einem rentablen Betrieb zu machen, so daß er, nach Jahren erfolgloser Plackerei, die Vernichtung des Besitzes durch Blitzschlag und Brand wie eine Erlösung empfindet. Nicht die Erfahrung von Isolation und Mißerfolg in der Fremde, sondern das Scheitern in der Heimat selbst, öffnet ihm die Augen für das, was eine wahrhaft erfüllte Heimatbeziehung ausmacht: nicht das verbohrte und letztlich sinnlose Sichabarbeiten an einer bloß privaten Aufgabe - und sei es in der Form, die den Fanatikern des Heimatgedankens als heimatverbundenes Wirken schlechthin gilt, als den Boden bearbeitender Landwirt - sondern der selbstlos dienende Einsatz der eigenen Fähigkeiten - und das ist im Fall des "lateinischen Bauern" nicht das väterliche, sondern das naturwissenschaftliche Denken - für das große Ganze. Voraussetzung für eine solch langfristige und intensive

Wirkung, wie sie die Heimat an den fünf Genannten zeitigt, ist die eher intuitive als bewußte Verinnerlichung ihrer Werte durch Erfahrung "vor Ort" - möglichst von kleinauf. Den fünf Zentralfiguren wird diese Erfahrung auf exemplarische Weise zuteil, denn ihr gemeinsamer Heimatort hat idealtypischen Charakter: das, was Heimat im wesentlichen ausmacht, ist in dieser winzig kleinen Ansiedlung unmittelbar vergegenständlicht. Schon Pastor Lobedanz von Sankt Mariendonn [320] war darauf gestoßen,

> "daß am westlichen Ende des Dorfes, nach der Wodansheide zu, unterhalb Ringelshörn, drei Häuser abgesondert liegen, nämlich die Schule, der Stammhof der Uhlen und die Kate von Simon Krey, welche zusammen den besonderen Namen Wentorf führen, welches man leichtlich auf Wendendorf zurückführen kann". 321)

Für die typisierende Veranschaulichung des Heimatbegriffs kommt es hier natürlich nicht - wie seinerzeit für den Pfarrer - auf die Rückführbarkeit des Dorfnamens aufs Wendische an, sondern darauf, daß dieser Dreihäuserflecken mit seiner auffälligen Konstellation - Schule, Stammhof der Uhlen, die Kate von Simon Krey - Heimat für Uhlen wie Kreien ist, daß auch Lisbeth Junker, als die Enkelin von Lehrer Peters bei diesem im Schulhaus lebend, recht eigentlich in Wentorf zu Hause ist und daß im Grunde noch ein viertes Haus zu Wentorf hinzugehört, das, rein äußerlich-topographisch betrachtet, zwar ein ganzes Stück entfernt und überhaupt für sich liegt, vermittelt über persönliche Beziehungen und die Aktivitäten seines Besitzers dem Dreihäuserdorf jedoch innerlich zugeordnet ist: Thieß Thiessens hinter dem Wald mitten im Moor gelegenen Heeshof, den die Wentorfer Kinder von kleinauf als Spielplatz und Zufluchtstätte in Anspruch nehmen, wobei ihnen Thieß ein unermüdlicher Betreuer und Erklärer ist:

> "Wieten Penn rief laut über den Hof:'Die Kinder wollen schon wieder zu Thieß Thiessen!'
> Klaus Uhl, der im Wagen saß, um in die Stadt zu fahren,

> wie er jeden Nachmittag tat, lachte und sagte:'Laß sie laufen, wohin sie wollen! Wenn sie lieber im mageren Moor hausen als in der fetten Marsch, dann halt sie nicht auf, Wieten!'" 322)

Daß die Kinder mit ihrem Drang ins "magere Moor" - im Gegensatz zum von seinem scheinbar sicheren Reichtum sorglos und überheblich gemachten Klaus Uhl - ein naives Gespür für das wahrhaft Heimatliche haben, läßt der Erzähler den Leser noch im selben Kapitel am Anfang des Romans dadurch wissen, daß er diesen ersten Besuch der vier im Heeshof in einem auktorialen Vorgriff unmittelbar auf die alles endgültig wieder in Ordnung bringende Heimkehrszene im selben Haus am Ende des Romans bezieht und damit schon vorab den Heeshof als Ausgangs- und Endpunkt der Kreisbewegung kenntlich macht, die die Romanhandlung als Spur der "heimathungrigen Seelen" ihrer Protagonisten beschreibt und in der das Prinzip Heimat seine auch die Struktur des Romans bestimmende Wirkung entfaltet:

> "Dicht aneinander gerückt saßen sie um den runden Tisch, in diesem selben großen Zimmer mit den weißen Kacheln an den Wänden, wo diese selben Menschen zwanzig Jahre später einen so traurig-frohen Weihnachtsabend verlebt haben." 323)

Wentorf und der Heeshof bilden eine geschlossene und überschaubare, durch dauerhafte, wenn auch nicht konfliktfreie, persönliche Beziehungen mit sozialem Leben erfüllte Erfahrungswelt - als solche bereits ist sie der absolute Kontrast zur negativen Gegenwelt der Stadt mit ihrer Unüberschaubarkeit und Anonymität - die aber ihre eigentliche Qualität als Heimat erst durch den in mehrfacher Weise direkten Bezug zu der sie total umgebenden Natur erhält.
Zum einen bindet diese Welt die Menschen, die in ihr leben, besonders stark, weil alle Elemente, die das Leben in ihr ermöglichen, der sie umgebenden Natur abgewonnen sind und in täglicher Auseinandersetzung immer neu erar-

beitet werden müssen. Daß die Menschen durch diesen dauernden Kampf mit den Gegebenheiten der Natur die Grundlagen ihrer Existenz und damit erst recht eigentlich ihre Heimat im ursprünglichen Sinne selbst produzieren, bringt in ihnen jenes intensive Zugehörigkeitsempfinden zu dem so selbst Geschaffenen hervor, das sie in den Augen radikaler Verfechter des Heimatgedankens sogleich zu einem organischen Bestandteil desselben macht: der heimatideologische Schlüsselbegriff der Verwurzelung gibt dieser Anschauung biologisierend überhöhenden Ausdruck. Zum anderen sind Be-Hausungen wie Wentorf und noch exponierter der einsam im Moor gelegene Heeshof Orte bleibender Konfrontation mit der letzlich immer wieder als übermächtig und unberechenbar sich erweisenden Natur, die die dort lebenden Menschen mit ihren urtümlichen Kräften zu demütiger Anpassung an ihre schicksalhaft sich geltend machenden Gesetzmäßigkeiten zwingt. Im verheerenden Wüten eines Sturms oder des blanken Hans, im erntezerstörenden Mäusefraß oder schließlich im die vernichtende Brandkatastophe auslösenden Gewitter erleben Jörn Uhl und seine Heimatgenossen das Gefühl des prinzipiellen Ausgeliefertseins und der Hilflosigkeit, das durch die andere Abteilung jener "geheimnisvollen Kraft", die "immerzu thätig" ist und "Ordnung schaffen" will [324], Schicksalsschläge im menschlichen Bereich - Lena Tarns früher Tod etwa und Bruder Hinnerks tödlicher Unfall - noch verstärkt wird. Diese Erfahrungen mit der "Schicksalsschläge austeilenden Natur" [325] bringen Jörn zu seinem schon mehrfach zitierten Lebensfazit:

> "Obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte." 326)

obwohl sein zweites Leben, seine im Gegensatz zu seinem Scheitern als Bauer so überaus erfolgreiche Karriere als Ingenieur von Anfang an von ganz anderen Maximen bestimmt

wird als der des blind ergebenen Zutrauens in das letztlich doch als sinnvoll geglaubte Walten des Schicksals. Die Botschaft des Heimatromans bleibt von dieser selbstbewußten Wende des glücklosen Bauern zum bürgerlichen Techniker gänzlich unberührt, zumindest was die Begründung seines Lebensgefühls und seiner Selbsteinschätzung angeht. Sie ist bis zum Schluß diejenige des von der täglichen Auseinandersetzung mit der Natur geprägten Bauern: Verwurzelung im selbst bearbeiteten Boden, wobei es auf den Besitz dieses Bodens nicht entscheidend ankommt, und demütige Selbsteinordnung in die großen unbeeinflußbaren und letztlich auch uneinsehbaren Entwicklungsprozesse der außermenschlichen wie auch der menschlichen Natur, deren majestätischer Größe und Urgewalt gegenüber dankbare Bescheidenheit und das Bekenntnis zum staunenden Nichtwissen die einzig angemessene Bewußtseinshaltung sind.

> "Er fuhr nichtsahnend mit seinem Sandwagen so gegen Abend unterhalb Ringelshörn entlang; ein frischer Seewind wehte, der Himmel war voll treibender Wolken, grau und weiß und blau, bunt durcheinander. Es war ein Wetter, um hoch und stark Luft zu holen und sich zu freuen, daß man das noch kann. Das that Jörn Uhl denn auch. Er saß auf dem Wagenbrett, ließ die Beine baumeln und summte und brummte so gegen den Wind an, und sah in Grübelei über das ebene, stille Feld, und war so recht das Bild eines friedevollen, tiefdenkerischen Bauernjungen." 327)

Nicht nur Jörn Uhl selbst führt immer und immer wieder diesen Zusammenhang von Naturerfahrung und grüblerischem Bewußtsein vor. Auch selten oder sogar einmalig auftretende Nebenfiguren, die jedoch vom Erzähler mit exemplarischer Bedeutung ausgestattet sind, weil sie Bewußtseinsstufen vorführen, die Jörn und sein engerer Freundeskreis gerade noch nicht erreicht haben, aber im Laufe ihrer Entwicklung erreichen sollen, erweisen sich als ältere oder jüngere, auf jeden Fall aber treue Anhänger des Grübelns: dessen dürftiger Gehalt ist ja gerade das endlose Umkrei-

sen des einen Gedankens, daß das menschliche Denken an den großen Geheimnissen der Natur immer neu seine prinzipielle Beschränktheit erfährt und sich deshalb gleich selbst den Abschied geben und in gläubige Ehrfurcht übergehen sollte. In einer Episode mit Lehrer Peters, dem Großvater von Lisbeth Junker, führt der Landvogt, immerhin von kleinstauf das Leitbild für Jörns Entwicklung - "Was an mir liegt (verspricht sein Vater), so soll der kleine Jürgen der erste Bauernsohn im Lande sein, der ins Landschaftliche Haus einzieht" [328] - die Umkehrung des grüblerischen Grundgedankens über das Verhältnis von Mensch und Natur vor, was aber dessen ideologischem Gehalt keinerlei Abbruch tut:

> "Nun wollen wir in den Garten gehen und eine reine Freude haben. .... Es beruhigt, von dem Irren der Menschen weg zur Natur zu gehen und zu sehen, wie sie leidet und kämpft, tapfer und ohne Lärmen, wie ein frisches, ehrliches Menschenkind sich durchkämpft bis ans Grab." 329)

Dieses Bewußtsein in statu nascendi führt ein anonymes "junges Mädchen im Dorfe" vor, deren Gefahr die Überheblichkeit ist:"Die war groß und schön und von den jungen Leuten der Gegend begehrt." 330) Auf einer nächtlichen Kutschfahrt von einem Tanzfest nach Hause sitzt sie zunächst noch ganz "auf dem hohen Roß":

> "Unterwegs, allein auf ihrem Wagen, in der Stille der weiten Natur und der Nacht, hatte sie zwar zuerst noch dieselben Mienen, die sie im Saale gezeigt hatte. Zu beiden Seiten des Weges liefen die niedrigen Wälle hin, dehnte sich das flache, demütig (!) liegende Feld der Heide: sie war hoch über (!) der Natur. Sie saß aufrecht in ihrem Wagenstuhl und zeigte in einem herrischen Gesichtsausdruck ihren Stolz, daß sie allein von allen Mädchen diese hohe Keuschheit besäße." 331)

Doch dann wird sie ganz zufällig Zeugin des Tauchversuchs, den Fiete Krey in eben dieser Nacht - er hat sich gerade endgültig von Jörn Uhl verabschiedet, nachdem er vom Uhlenhof verjagt worden ist [332] - im Goldsoot unternimmt,

weil er immer noch den Namen des Dorftümpels für bare Münze nimmt. Er hat alle Kleider abgelegt, weil er den erhofften Schatz herausholen will, den er beim ungewissen Gang in die Fremde besonders gut gebrauchen könnte.

> "Da sah sie mitten in dem Helldunkel des kleinen Thales neben der runden, blanken Scheibe des Wassers die helle Gestalt eines Menschen; der stand unbeweglich und sah ins Wasser. ... Da kam über sie als eine Erleuchtung der helle, tapfere Gedanke, daß diese Erscheinung nicht zufällig dastände, sondern dahingestellt wäre, daß sie zur Natur gesunde. Sie sah die Gestalt, wie sie fein und stolz und stark gebaut war, wie ein Aufbau sich frei und stark auf dem anderen erhob, zuerst zu den Knieen, dann breiter werdend, in junger, starker Kraft zu den Hüften, dann stark und stürmend und dabei wie aufjubelnd bis zu der Brust, und dann der Kopf, der gebeugt war. Und wie sie so sah, einen Augenblick nur, erkannte sie in der Tiefe ihrer Seele, wo die reine Wahrheit wohnte, wo Gott und Natur noch in trautem, reinem Bunde miteinander hausen, daß der da der Kamerad ihres innersten Wesens war, mit dem im Geben und Nehmen, jeder mit seinen besonderen Gaben, sein eigenes, unfertiges Wesen zu einem ganzen und vollen abrunden würde. " 333)

Was die Dorfschöne in dieser nächtlichen Szene als Einsicht in die Natur der Dinge in der Form gewinnt, daß sie ihre eigene Natur und damit ihre natürliche Bestimmung als Frau anerkennt [334)], formuliert Frenssen für sich selbst noch einmal umfassend im "Lebensbericht", wenn er sich des urtümlichen Aussehens der heimatlichen Landschaft vor Jahrhunderten als der großartigsten Ausdrucksform von Natur erinnert, deren propagierte Wirkung jedoch auch noch von ihrer gegenwärtigen Gestalt ausgehen sieht:

> "Aber auch jetzt noch ist sie einem ernsten Gemüt stark und schön: mit ihren baumverhüllten, langen Dörfern, die von breiten und langen Weidestücken - über manche von ihnen ging noch nie eine Pflugschar - und großen Ackerfeldern umgeben sind, auf denen Vorfahren, Väter und Brüder lange und schwere Arbeitstage zubrachten, hier und da, im baumlosen Feld, ein einziger alter Hof, im Osten die dunkelbraunen, heidigen Höhen der Geest, im Westen, ein Abbild der Unendlichkeit, der lange grade Zug des Deiches, den die

Vorfahren mit dem Spaten aufgeworfen haben; das alles, unter nordischem Meerklima liegend: wochenlange, starke Weststürme, die alle Bäume nach Osten biege; heller, sonniger Wind über pflügenden Gespannen; Regentage, daß man nicht mehr an die Sonne glaubt; Gewitter zur Sommer- und Erntezeit, donnernd von Süden heraufziehend, und wieder wunderklarer Sonnenschein vom bunt bewölkten Himmel herab; im Winter oft schwerer Schneefall, der das ganze schlichte Bild seltsam still und feierlich und groß macht: wem das nicht zu Herzen geht, dem muß es wohl von Stein sein. Darum gibt es hier auch nur wenige oberflächliche und leichtfertige Menschen, und die es sind, haben mit unsicherem und unruhigem Gewissen wie gegen die ernste und beleidigte Heimat zu kämpfen. Die meisten sind ernste und würdige Menschen guten Willens." 335)

Eine dritte Dimension - neben denen der Verwurzelung und der Naturfrömmigkeit - des Begriffs Heimat, wie ihn Frenssen im "Jörn Uhl" zu entfalten sucht, gilt es noch herauszustellen, weil sie für die langfristige Entwicklung der völkischen Literatur die wichtigste wird: es ist diejenige der "Volksseele", die als den Rahmen der Heimatlichkeit im engeren Sinne sprengende Perspektive zugleich deren organischer Bestandteil ist. Die "ernsten und würdigen Menschen guten Willens" werden nämlich - und Jörn Uhl selbst führt diesen Bewußtwerdungsprozeß exemplarisch vor - bei ihrem heimatbezogenen Tun der durch die Natur vermittelten kosmischen Lebenskraft nicht als einzelne, sondern in der historischen Kontinuität und aktuellen Gemeinschaft ihres Volkes teilhaftig. Die sie umgebende Natur tritt ihnen immer schon als Landschaft gegenüber, als "ein in sich geschlossenes, charakterhaftes Ganzes", ein Stück Natur also, das seinen "Sinn" erst dadurch bekommt, "daß wir unseren eigenen Geist in sie hinausprojezieren, um ihn in der Form eines universellen Symbols wieder in uns aufzunehmen. ... Wie dieses (das Kunstwerk, K.U.) erhält auch das landschaftliche Erlebnis seinen Wert durch die Stärke und Weite des seelischen Lebens, zu dessen Gefäß das Objekt gemacht ist". 336) Diesen in der Phase der

entwickelten völkischen Bewegung formulierten Gedanken faßt ein Zeitgenosse Frenssens schon 1896 in das Wort von der Landschaft als der "von innen heraus entstandenen, mit dem Charakter und dem Wesen des Volkes erfüllten Natur". [337] Heimatbewußtsein geht nicht zufällig in Volksbewußtsein über, sondern gelangt notwendig zu dieser Erweiterung, wenn es seiner geschichtlichen Dimension inne wird:

> "Die Leute dieser Gegend sind zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Stimmung in ihre Heimat zurückgekehrt, als Sieger und als Besiegte. Denn das Land Schleswig-Holstein ist von grauen Zeiten her eine rechte Wiege von Völkern und Fürsten gewesen." 338)

Die Borniertheit eines bloß individuellen, auf die eigene Scholle fixierten oder bloß regionalen Heimatbewußtseins wird im "Jörn Uhl" auf zweierlei Weise kritisiert. Jasper Krey, Fietes Vater und nach dessen Weggang vom Uhlenhof für den plötzlich mit den Aufgaben eines Erwachsenen belasteten und ganz auf sich gestellten Jörn der einzige wirkliche Gesprächspartner, gerade mit seinen "alten, bunten Gedanken":

> "Jasper Krey aber hat ihn auf die weiten, weglosen Felder der allgemeinen Lebensweisheit geführt.... Unter der niedrigen Hauswand haben sie an manchem Sonntagabend über den Lauf der Welt geredet." 339)

hat unter unglücklichen Umständen eine Frau geheiratet, der der Erzähler unumwunden und ohne Einschränkung das negative Prädikat "Beschränktheit" [340] zuerteilt und von der ihr eigener Mann offen sagt: "... und besonders über die geistigen Fähigkeiten von Triena Krey denke ich nicht hoch" [341]. Die Borniertheit dieses Wesens "von einfachstem Geist" drückt sich vor allem darin aus, daß es

> "so sehr an Sankt Marien klebte, daß es Heimweh bekam, wenn es den Schornstein des Elternhauses nicht mehr sah." 342)

Da bewertet der Erzähler selbst die Gepflogenheiten in

Thieß Thiessens Heimweh-Club, die ähnlich motiviert erscheinen und deutlich einen Zug ins Skurrile haben:

> "... ich heize nämlich mit Torf, Fiete, mit Torf aus dem Tunkmoor; den lasse ich mir sackweise von Eggert Witt mitbringen. Und oben auf dem Torf ist jedesmal - kein goldener Becher, Fiete, sondern ein gutes, frisches Schwarzbrot. Siehst du, auf dem Sack, darauf beruht unser Klub." 343)

doch deutlich positiver. Hat es einen Menschen vom Lande notgedrungen in die Großstadt verschlagen, zumal in die vierte Etage eines jener "hohen, öden Mietshäuser" in Sankt Pauli wie eben Thieß Thiessen, dann sind solch ausgefallene, der sinnlichen Vergegenwärtigung des vertrauten ländlichen Ambiente dienende Maßnahmen in den Augen des Erzählers offenbar notwendig oder zumindest verständlich, denn weder er selbst noch einer seiner Protagonisten gibt im entferntesten zu erkennen, daß er solches Heimatgehabe für nicht angemessen oder gar für lächerlich hält. Im Gegenteil: Fiete Krey, von kleinauf mit einem Gespür für falsches Getue begabt [345)] und das entsprechend offene, kritische, auch ironische Wort nicht scheuend, gebärdet sich während des Besuchs bei Thieß fast wie ein Club-Mitglied:

> "Fiete Krey hatte sich über den Tisch gebeugt und sah auf den Redner. Das ganze Behagen, das der Heeshof dem armen, abgejagten Bürstenbinderjungen so oft gebracht hatte, war über ihn gekommen." 346)

Mag also ein solch auf die sinnliche Wahrnehmung konkret heimatlicher Elemente angewiesenes Heimatbewußtsein unter gleichsam exterritorialen Bedingungen seine begrenzte Berechtigung haben - prinzipiell unterfällt es dem Verdikt der Borniertheit - so liegt seine eigentliche Erfüllung gerade für diejenigen, die in der Heimat verbleiben können, nicht unmittelbar in diesem ihrem geographischen, familiären oder sozialen Lebensraum selbst, sondern in der erzieherischen Funktion, die er im Hinblick auf einen grös-

seren Zusammenhang erfüllt: an Jörns eigener Entwicklung wird diese Funktion sichtbar.
Als sich im Laufe des Jahres 1870 das Gerücht von einem bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich immer mehr verdichtet, läßt das Jörn zunächst völlig kalt:

> "Der Jüngste auf der Uhl hörte nicht viel davon; es ging ihm auch nicht zu Herzen. Es war noch nicht die Zeit für ihn gekommen, weiter zu sehen; er sah nicht weiter, als bis zum letzten Graben der Uhl." 347)

Jörn ist also noch ganz der bornierte Bauer, dessen Horizont über seinen Hof nicht hinausgeht; in seiner Verbohrtheit, den heillos verschuldeten Hof doch noch in die Rentabilität zu wirtschaften, ist er ähnlich beschränkt - wenn auch auf eine andere Weise - wie Triena Krey. Erst als der Brand ihm diese selbstgesetzte Aufgabe wegnimmt, bekommt er Blick und Kopf frei für das Wesentliche. Er verläßt sogar vorübergehend die Heimat, zieht für zwei Jahre zum Studium nach Hannover, jedoch mit der erklärten Absicht, seine ureigensten Neigungen und Fähigkeiten, naturwissenschaftliches Interesse und ein Denkvermögen, dem sich die Gesetzmäßigkeiten dieses Wirklichkeitsfeldes relativ leicht erschließen, so weit herrichten zu lassen, daß er mit ihrer praktischen Betätigung hinfort sinnvolle und erfolgversprechende Projekte in Angriff nehmen kann. Welcher Art solche Projekte sind, gibt der Erzähler bei der Bewertung einiger Großarbeiten zu erkennen, an denen Jörn Uhl im Laufe der späteren Jahre maßgeblich beteiligt ist.

> "Jörn Uhl hat dem Kriegskameraden die Fabrik eingerichtet und hat an dem gewaltigen Kanal mit gearbeitet, der quer durch unser Land geht, auf den wir so stolz sind als auf einen deutlichen Beweis der Stärke des Vaterlandes, und baut Schleusen an der Stör und Buhnen auf Sylt und Röm, und unterrichtet im Wintersemester an einer großen Fortbildungsschule in Zeichnen und Mathematik, und gilt überall im Land für einen Mann, auf dessen Kenntnisse und Worte man sich verlassen kann." 348)

Der eigentliche Skopus dieses erfolgreichsten unter Frenssens wie unter den Heimatromanen überhaupt liegt - wie der Skopus jedes Heimatromans, der seine Heimatlichkeit nicht nur als pittoresk-sentimentale Hintergrundsstaffage benutzt, sondern ihre lebensbestimmende Bedeutung für und entsprechende Wirkung auf seine Protagonisten als Botschaft an den Leser verstanden wissen will - nicht in der Heimatlichkeit als solcher, sondern darin, daß Heimat die Menschen zu sich selbst als Teilen eines größeren Ganzen zurückführt und sie im täglichen Umgang mit der heimatlichen Natur die Tugenden lehrt, die bei der Erfüllung wahrer Heimattreue, nämlich dem Dienst an sich selbst als einem Volk, unabdingbar sind: gläubiges Vertrauen in die eigene Volkskraft, ohne die es Heimat gar nicht gäbe; opferbereite Arbeitsamkeit im Namen der Volksseele, die die individuellen Interessen einschließt, indem sie sie der Verfolgung ihrer allgemeinen Belange unterordnet; demütiges Sich-Bescheiden mit dem Platz, an den das Schicksal jeden im Zusammenhang des großen Ganzen stellt. Frenssens nächster Roman "Hilligenlei" macht diesen Zusammenhang von Heimat und deutschem Volkstum, der im "Jörn Uhl" noch mehr implizit unterstellt bleibt und nur an wenigen Stellen selbst Handlungselement wird, zu seinem alles bestimmenden Thema.

4) Hilligenlei - "die Grundlage deutscher Wiedergeburt"

a) Die Entwicklung der Volksthematik innerhalb des ersten Heimatzyklus

"Hilligenlei", Frenssens vierter Roman, schließt die erste zusammenhängende Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die wir seinen ersten Heimatzyklus nennen, ab.[349] Weltanschaulicher Gehalt und Struktur aller vier Romane sind vom Prinzip Heimat bestimmt, das seine Repräsentanten in den Romanen - ob sie das nun bewußt als solches erleben oder nicht, tut der für den Leser offenkundigen Wirksamkeit des Prinzips keinen Abbruch - nicht nur ihre Entwicklung während der ersten vier Lebensjahrzehnte als einen Kreis von der ländlich-bäuerlichen Herkunftsregion weg und zu ihr zurück vollziehen läßt, sondern diese seine Verkörperungen auf ihrem Weg allmählich mit einem Bewußtsein ausstattet, dessen zentrale Werte demütige Naturfrömmigkeit, Bodenständigkeit und deren Erweiterung zur Volksverbundenheit bilden.
"Hilligenlei" bringt da im Prinzip nichts Neues, verlangt eine eingehendere Beschäftigung aber in zweierlei Hinsicht. Zum einen macht Frenssen in diesem Roman einen Bereich menschlicher Erfahrung und Selbstverwirklichung zu einem zentralen Motiv der Handlung, den er in den Viten seiner bisherigen Romanhelden nur andeutungsweise oder als kurzlebige Episoden, teils sogar abgelöst von deren eigenem Lebensgang, als einen weiteren Beleg für die absolute Gültigkeit des Naturprinzips behandelt hatte.[350] Es sind die Probleme des Erotischen und des Sexuellen im besonderen, die Frenssen vor allem in der Gestalt der älteren Boje-Tochter Anna thematisiert und deren Behandlung dem Roman den Ruf der Verruchtheit eintrugen, ihn für zahlreiche Zeitgenossen sogar zum Skandalbuch machten. Noch im "Lebensbericht" verteidigt er sich gegen den Vorwurf,

er habe seinerzeit "sexuelle Libertinage" gepredigt und auch gegen die Kritik, "das Buch wäre ein Erzeugnis der Dekadenz des Wilhelminischen Zeitalters", mit einer verbalen Gegenattacke:

> "Es war überhaupt mein Schicksal, und wird es weiter nach meinem Tode sein, daß die geschlechtlichen Kümmerlinge meine Widersacher sind. Wenn Anna Boje in die Wohnung dieser Leute getreten wäre, um sich gegen ihre Anklagen zu verteidigen, wären sie ... vor dem größeren, blutvolleren, natürlicheren, hundertmal wertvolleren Menschen zusammengeschrumpft." 351)

Einer von "diesen Leuten" war auch Adolf Bartels, der den heimatkünstlerischen Erfolg des Landsmanns generell mit abfälligem Widerwillen konstatierte und in "Hilligenlei" die alles bisherige übertreffende Bestätigung für sein schon 1904 über den "Jörn Uhl" gefälltes Urteil sah, daß Frenssen im Grunde gar kein echter Heimatdichter, sondern "als künstlerische Persönlichkeit noch weit mehr Anempfinder" sei (denn als menschliche Persönlichkeit, K. U.). Entsprechend ordnete er den unbeliebten Kollegen gerade mit "Hilligenlei", "unbedingt eine Sensationsarbeit", der von ihm selbst erfundenen literarischen Unterabteilung des "falschen Modernismus", dem sogenannten "Sensationalismus" zu, weil dieser Roman "unzweifelhaft ein Hauptwerk des Erotismus" sei, dessen "sittliche Verwirrung auch auf die dichterische Darstellung" hinüberwirke und einige "Szenen" habe entstehen lassen, "die die Vergleichung Frenssens mit Clauren ganz nahe legen". 352) Daß im Gegensatz zu Bartels' Ansicht der Frenssensche "Erotismus" sehr wohl ins Konzept der Heimatkunst paßt, weil seine Ausdrucksformen aus demselben ideologischen Prinzip, der Verabsolutierung des angeblich Natürlichen, abgeleitet sind, aus dem auch alle anderen Elemente des ideologisierten Heimatdenkens stammen, wird unsere Analyse zeigen - wenn auch in sehr knapper Form, da die Thematik in Bezug auf unser Untersuchungsinteresse, die Herausbildung völkischer Grundzüge in Frenssens literarischem Schaffen, doch nur einen Nebenstrang bildet.

Zum anderen bringt "Hilligenlei" mit der "Handschrift" seines Helden Kai Jans das Prinzip des Frenssenschen Heimatromans in einer Weise auf den Begriff, daß die eingehende Beschäftigung mit diesem Traktat eine besonderes Resümmee zu der Bedeutung dieses Romantyps für die Entwicklung der völkischen Literatur erübrigt. Diese Schrift ist zugleich der Beleg, daß Frenssen mit "Hilligenlei" auch in seiner persönlichen Biographie die wichtigste, weil seinen ganzen weiteren Lebensweg festlegende Entwicklungsphase abgeschlossen hat: die Phase nämlich, in der er sich von seiner pfarramtlichen Herkunft löst, seine Identität als Verkünder jedoch beibehält - als Volksschriftsteller.

Wir erinnern uns kurz der bisherigen Entwicklung. In der "Sandgräfin" war es noch die anonyme "Volkspoesie", zu deren indirektem Sprecher der Autor sich gemacht hatte. Sein Roman führte das Ins-Leben-Treten und Realitätwerden jener besseren Kräfte vor, von denen angeblich die Volksüberlieferung träumt; die Art und Weise, wie sie poetisierend ins Leben traten, konnte die Abkunft "von des Dichters Gnaden" nicht verleugnen: allzu gewalttätig war die Häufung von Zufällen aller Art, die das glückliche Ende in ihrem Namen möglich machte, als daß diese Form von Poesie realitätserfüllte Überzeugungskraft für sich hätte beanspruchen können. Das (Volks-) Poetische hatte sich nicht als das eigentliche Wesen der Realität erwiesen, sondern war ihr äußerlich geblieben, erschien als aufgesetzt, weil der Roman seine literarische Wirksamkeit nicht beglaubigen konnte. Der Volksbegriff war dabei ein noch ganz unvölkischer: er meinte die kleinen Leute, das einfache Volk, das sich in der Überlieferung von Mythen und zu solchen geronnenen geschichtlichen Ereignissen oder in anonym poetischen Formen von Sagen etwa, Legenden oder Liedern die irgendwann einmal stattfin-

dende Erlösung von seinem Alltagselend erträumt. Das Volk in diesem Sinne war Träger seiner Träume, aber es war nicht zugleich deren ideologischer Gehalt.

In "Die drei Getreuen" bekam die Poesie eigene Gestalt: Heim Heiderieter, eine der drei Hauptfiguren, entwickelte sich vom verträumten Jungen und verkrachten Studenten zum Schriftsteller, der sich über seinen ersten Erfolg, ein vom Verlag angenommenes Romanmanuskript, freuen kann. Als Schriftsteller nimmt er die Rolle eines Außenseiters ein, der - gemessen an Maßstäben des bürgerlichen Lebens: Zielstrebigkeit, Erfolg, Familiengründung - nie so ganz "zurechtkommt", eigentlich nie ganz fertig wird, sondern ewig auf der Suche bleibt. Er ist mehr Beobachter und Chronist des Geschehens um ihn her als aktiv Beteiligter, was ihm von Zeitgenossen als mangelnde Arbeitsbereitschaft oder sogar als Lebensuntüchtigkeit angelastet wird und ihn auch immer wieder in in zwiespältiges Verhältnis zu sich selbst versetzt. Mit seinen Büchern jedoch liefert er den Nachweis, daß er mit seiner als weltfremd und feige beargwöhnten Stellung zur Wirklichkeit, eben der dichterischen, diese Wirklichkeit sehr wohl bewältigt, indem er sie auf eine Art und Weise zum Gegenstand seiner poetischen Produktion macht, die ihm das anerkennende Prädikat des Volksschriftstellers gewiß sein läßt. Von derjenigen der Volkspoesie ist seine Art und Weise schon deutlich geschieden, wenngleich die Maxime, der er sich verpflichtet weiß, den volkspoetischen Vorstellungen der "Sandgräfin" noch sehr nahe zu sein scheint:

> "Er (der wirkliche Dichter, K. U.) muß aus dem Volk fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. 353)

Das "aus dem Volk Reden" ist nämlich nicht mehr einfach das Aufnehmen der auf mehr Gerechtigkeit in der Welt gerichteten Sehnsüchte und Hoffnungen der einfachen Leute,

die sich in deren Köpfen an das wundersame Wirken der ewigen Macht in Gestalt solch märchenhafter Feen wie jener Trude Groode knüpfen und deshalb aus dem Stadium ohnmächtiger Träumerei nur herauskommen, wenn ihnen ein mitleidiger Volkspoet so gewaltsam zum Leben verhilft wie der Verfasser der "Sandgräfin". Heim Heiderieter redet aus dem Volk in dem Sinne, daß er nicht mehr dessen realitätsferne Träume, sondern die sehr realen Leistungen und Opfer, die es als deutsches Volk selbst für das 1871 von oben gewaltsam hergestellte Deutsche Reich und seine Weltmachtambitionen erbracht hat, als das Thema akzeptiert, das seine dichterische Gestaltung der Wirklichkeit hinfort bestimmen soll:

> "Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen vom dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt." 354)

Zur Beförderung dieses "frischen Windes" bedarf es bei immer mehr Deutschen der Durchsetzung jener Haltung, als deren Verkörperung er selbst und die beiden anderen Hauptfiguren des Romans erscheinen: "Getreusein". Der Bezugspunkt für diese Treue ist der einzelne selbst, aber nicht als solcher, als bloßes Individuum, sondern eben als einer "aus dem Volk fürs Volk": seine wahre Identität liegt im Volksganzen, der wahre Zweck seines Daseins ist der Volksnutzen.

Den so bestimmten Grund und Zweck jeder Einzelexistenz zur Anschauung zu bringen, ist für Frenssen seit "Die drei Getreuen" Aufgabe und Begriff von Volksdichtung. Das ist beileibe noch kein völkisches Programm, aber doch die Zurichtung des bisher eher diffusen Volksbegriffs zur klar umrissenen Kategorie mit sozial wie politisch eindeutigem Gehalt und die Orientierung der eigenen dichterischen Arbeit an diesem Begriff.

Die religiöse Überhöhung politischer Zielsetzungen und Vor-

gänge - in diesem Fall die Fassung der nationalen Einigung und der sprunghaften Entwicklung der deutschen Ökonomie zwischen 1873 und 1895 als "die neue Liebe Gottes, die durchs Land geht" [355] - ist schon vom Dorfprediger Frenssen her vertraut; seine ganze ideologische "Wucht"[355a] entfaltet dieses Erbe des Pfarrers aber erst in "Hilligenlei", wie sich bei der eingehenden Analyse von dessen "Handschrift" erweisen wird.

Im "Jörn Uhl" war Heim Heiderieter, der junge Schriftsteller mit ersten Erfolgen, nicht mehr nur Romanfigur, sondern identisch mit dem Erzähler selbst, wie er am Ende des Romans zu verstehen gab. Die Kontinuität in der Person schien zunächst in der Thematik und Handlungsführung nur hinsichtlich des Heimatmotivs gegeben, nicht aber in Bezug auf die Ausweitung dieses Motivs zu einer auf die Situation des ganzen Deutschen Reiches bezogenen Leitvorstellung, wie sie sich die drei Getreuen im Laufe des vorigen Romans für ihre eigene Lebenspraxis immer mehr zueigen gemacht hatten. Jörn Uhl entwickelte zwar alle Tugenden einer "tiefdenkerischen Bauernnatur": Verwurzelung im heimatlichen Boden durch die tägliche bäuerliche Arbeit, grüblerische, durch astronomische Beobachtungen scheinbar sogar wissenschaftlich fundierte Versenkung in die geheimnisvollen Vorgänge der Natur wie des Lebens überhaupt und die dabei gewonnen und immer neu bestätigte Erkenntnis von der Existenz einer nicht begreifbaren höheren Macht, demütige Hinnahme aller Ereignisse und Entwicklungen als Handeln dieser hinter allen Erscheinungen stehenden ewigen Macht und schließlich die nie erlahmende Bereitschaft zum Neuanfang im Vertrauen auf deren letztlich als menschenfreundlich unterstellte Absichten. Die "Gedanken der Volksseele" sind jedoch zunächst nicht die seinen: "er sah nicht weiter, als bis zum letzten Graben der Uhl" [356]. Erst die durch Gewitter

und Brandkatastrophe, also durch die heimatliche Natur selbst erzwungene Aufgabe dieser ins bloß Private verbohrten Schollenbindung, öffnet Jörn den Blick für die wahre, nämlich der Volksseele verpflichtete Heimatlichkeit und die von ihr gestellten größeren Aufgaben: am Ende

> "gilt er überall im Land für einen Mann, auf dessen Kenntnisse und Worte man sich verlassen kann." 357)

Diese Erweiterung seines theoretischen wie seines praktischen Horizonts hindert den renommierten Bauingenieur jedoch nicht an einem Fazit für sein bisheriges Leben, das nach wie vor Selbstbescheidung und Zutrauen zur Güte der Schicksalsmächte als alleingültige Verhaltensmaxime verkündet [358)], und mit dem er sich auch weiterhin zu der bornierten Weltanschauung des "tiefdenkerischen Bauernjungen" bekennt, dem der grübelnde Blick "über das ebene, stille Feld" [359)] mehr als alles Lernen und alle Wissenschaft darüber verrät, worauf es im Leben ankommt. Daß die im "Jörn Uhl" so beliebig, einem bloßen Zufall der wetterwendischen Natur geschuldet erscheinende Neuorientierung dieses wahrhaft schlichten Gemüts über "den letzten Graben der Uhl" hinaus keine bloß zufällige ist, sondern dessen eigene Logik konsequent zum volksverbundenen Ende führt, haben wir gezeigt. Wir mußten es sogar gegen den auktorialen Erzähler tun, der seinen eigenen Bericht über die weitere Entwicklung seines Protagonisten schon von dessen Entschluß zum Studium an der technischen Hochschule in Hannover an als eigentlich überflüssigen Anhang abtut, weil es nur noch um Bewährung des schon Erworbenen und reine Wissensvermehrung gehe:

> "Was sollen wir noch viel von Jörn Uhl erzählen? ... Was kann die schöne Stadt Hannover und ihre Hochschule an seinem inneren Wesen noch ändern? ... Sein innerstes Wesen, der Kern von ihm, der ist nicht mehr zu ändern." 360)

"Hilligenlei" dagegen vollzieht explizit den Übergang: in seinem vierten Roman macht Frenssen den im Jörn Uhl" scheinbar noch so beiläufig und marginal behandelten Zusammenhang zwischen der neuen individuellen und nationalen Ethik zum programmatischen Thema des ganzen Romans. Getreusein, beziehungsweise Demut und Vertrauen, bislang noch vornehmlich als Leitwerte individueller Lebensführung dargestellt und propagiert, erhalten nun ihre eigentliche Bestimmung als "die Grundlage deutscher Wiedergeburt" 361).

b) Kosmische Erweiterung des Heimathorizonts: die Deichperspektive

Davon ist am Anfang des Romans natürlich noch nicht die Rede, sondern von der beschränkten Vorstellung, aus der heraus sich diese Erneuerungskonzeption erst entwickeln muß - in dieser Hinsicht unterscheidet sich "Hilligenlei" nicht wesentlich von Romanwerken mit künstlerisch besserem Ruf. Es ist die Hoffnung, die die Bewohner der holsteinischen Nordseebucht Hilligenlei seit Generationen hegen,

> "daß die kleine Stadt Hilligenlei und die Landschaft an der Bucht, einst wirklich 'Hilligenlei', das heißt 'heilig Land', werden würde. Sie hofften auf ein Reich Gottes an dieser Bucht. Und ihr stiller Häuptling, und zugleich ihr letzter - denn es ging mit dem Glauben zu Ende - war Hule Beiderwand." 362)

Der Erzähler läßt keinen Zweifel daran, was er von diesem Glauben hält. Die Idee, ein "Reich Gottes von und in dieser Welt" zu schaffen, macht er zum Leitmotiv seines Romans; die regionalistische Verengung dagegen charakterisiert er bereits in den beiden Anfangskapiteln als zu überwinden und eigentlich auch schon überwunden. Jenem altgedienten Hule Beiderwand,

> "der mit seinen siebzig Jahren noch so steil ging wie weiland in seiner Jugend, als er zwischen Gottorp und

Kiel Ordonnanzreiter war" 363)

bescheinigt er zwar ein "inwendiges schönes Licht", das ihn so stramm und aufrecht halte - es ist nichts anderes als eben die Reich-Gottes Idee der Hilligenleier - aber zugleich verleiht er ihm die skurrilen Züge eines altersstarren, in eine zur fixen Idee gewordene Vorstellung verbohrten Menschen, wenn er ihn den "stillen und zugleich letzten Häuptling" einer Gemeinde nennt, mit deren "Glauben es zu Ende ging" und ihn diesen überlebten Glauben mit eifernder Hartnäckigkeit verteidigen läßt:

> "Aber der Alte war stöckrig geworden und sagte ganz halsstarrig: 'Nein, nein, es soll hier an der Bucht, hier auf dem Deich ein Mensch hausen, der soll mit Macht und großer Gewalt aus dieser Landschaft ein Hilligenlei machen, d. h. ein heiliges Land ... So glauben wir.'" 364)

Und der Erzähler setzt den alten Mann, bei aller prinzipiellen Übereinstimmung und Sympathie, gleich doppelt ins Unrecht, wenn er ihn einerseits diese bornierte Fassung des Hilligenlei-Glaubens ausgerechnet gegen Thoms Jans' Hoffnung hochhalten läßt,

> "daß die neue Partei, die Partei der Arbeiter, die ganze Welt heilig machen könnte und so den alten Glauben, der an der Bucht wohnte, vielleicht zur Erfüllung brächte" 365)

und ihn andererseits dessen Sohn Kai als denjenigen verkennen läßt, der ein paar Jahrzehnte später dieser universalisierten Version des Hilligenlei-Glaubens, wenn auch zunächst nur theoretisch, aber doch die väterliche Beschränkung auf eine bestimmte Partei überwindend, zu einer öffentlichen Aufmerksamkeit und Wirkung verhelfen wird, von der die Alt-Hilligenleier nicht einmal zu träumen gewagt hätten:

> "Und er rief mit seiner hohen, hohlen Stimme das Kind und sah es mit seinen stumpfgewordenen Augen an und schüttelte den Kopf: 'Nein', sagte er, 'dieser wird es

nicht sein; er hat so scheue Augen ... Der fürchtet sich' und er stieß es fast von sich." 366)

So stellt der Roman sich selbst die Aufgabe, die prinzipiell für richtig befundene und auch als zeitgemäße geistig-politische Leitvorstellung verfochtete Reich-Gottes-Idee aus ihrer bislang praktisch wie theoretisch geltenden lokalen Beschränkung und Wirkungslosigkeit herauszuführen und sie zu einer weltanschaulichen Konzeption zu entwickeln, die

> "ein ganzes Land aus Faulheit, Ungerechtigkeit und viel sonstiger Unvollkommenheit in einen gesunden, ja heiligen Zustand bringen" 367)

soll. Über diese letztlich nationale Zielsetzung ist er sich mit dem alten Beiderwand sogar einig wie auch darüber, daß die landschaftliche, also regionale Besonderheit der Bucht von Hilligenlei denkbar günstigste Bedingungen dafür bereithält, daß der Verfasser und Verkünder der neuen Weltanschauung auf ihrem Boden heranwachsen könnte.

> "Denn er dachte sich, daß oben auf dem freien Deich, im Angesicht des weiten Meeres, das bald licht ist wie die Sonne und bald düster wie das Grauen, das Kind geboren werden sollte." 368)

Es ist nicht nur die mit der exponierten Position gegebene Anschauung der Natur und ihrer zwischen den Extremen von Licht und Finsternis sich bewegenden Abläufe, die den beiden als das gilt, was dem zeitgenössischen Heilskünder den Blick für das Wesentliche und Zukunftsweisende von klein auf öffnet. Erst recht die unmittelbare Erfahrung der Naturgewalten am eigenen Leib, die das Leben "oben auf dem Deich" vom ersten Tage an mit sich bringt, erscheint dem Erzähler so wichtig, daß er sie in Form eines dramatischen Natureingangs in die Romanhandlung auch für den Leser sinnfällig macht:

> "Als die Dämmerung kam, warf sich der Sturm noch stärker auf das Meer; mit seinen schweren, stumpfen Armen

schlug er weit und breit das graue wüste Gewässer. Von Island bis an die Zacken von Schottland und von da bis nach Norwegen hin wälzten sich graue schäumende Wellen schwerfällig und brüllend mit endlosem Rauschen und Tosen, hundert Meilen breit auf die Küste von Holstein zu.
Da lag in dem grauenvollen Dunkel, am Eingang der Bucht, das dicke rote Feuerschiff. Es lag an der Kette und schwankte schwer hin und her und schüttelte das blendende Licht. Der Schein flog weit und unruhig über die schwarze wilde Tiefe. Im Tauwerk zerrte und sauste der Wind.
Und Sturm und Wasser rauschten und wogten, und fuhren am Feuerschiff vorüber, und rauschten und fuhren in die weite graue Bucht, und drängten sich in den schmalen Hafenstrom auf die kleine Stadt zu, die Hilligenlei heißt. Und, als wäre der Sturm froh, daß er das Meer, den schwerfälligen Gesellen, los war, der ihm von Island her an den Hacken klebte, sprang er mit einem wilden, tobenden Sprung gegen das erste Hindernis, ein langes, niedriges Strohdach, das oben auf dem Deich stand, gerade am Ende des Hafenstroms. Er sprang aufs Dach und fuhr mit langem Arm in die fünf Schornsteine; er stürzte ums Haus und riß an den fünf Türen und an den Fenstern." 369)

Kai Jans, das vierte Kind und der erste Sohn des einfachen Feuerschiffmatrosen Thoms Jans wird etwa sechs Jahre nach der hier mit deutlichem Bezug auf die Schöpfungsgeschichte der biblischen Genesis [370] geschilderten Nacht der entfesselten Naturgewalten unter eben dem langen, niedrigen Strohdach zur Welt kommen, an dem sich der furchtbare Sturm austobt. Der die naiv beschränkten Hilligenleivorstellungen seiner Landsleute auf eine gleichsam höhere, nämlich die nationale Ebene hebende Prophet des neuen, von jeglicher Regionalität unabhängigen Einheitsglaubens ist ohne die urtümliche Naturerfahrung gerade seiner Heimatregion nicht denkbar.
Daß dieser stürmische Natureingang des Romans speziell auf Kai Jans zielt, als die seine ganze weitere Entwicklung bestimmende Primärerfahrung verstanden werden soll, bestätigt der Erzähler Jahre später, als er seinen schon zum Hilfsprediger avancierten Helden eigentlich erst richtig

mit seiner Hilligenleisuche beginnen läßt:

> "In der Zeit, da andere auf den Tisch schlagen und sagen: 'Fertig sind wir! Hinter uns liegt Examen und Nachdenken!' da fing Kai Jans an, sich und die Welt und das Leben als schwere Rätsel zu fühlen." 371)

Denn für die Lösung dieser Rätsel taugt ihm auch die offizielle Kirchenlehre nicht, die er in seiner pfarramtlichen Praxis tagtäglich zu verkünden hat, im Gegenteil: sie hat seine weltanschauliche Unsicherheit, deren er mit ihr endlich Herr zu werden hoffte, zur religiösen Krise gesteigert, weil sie einerseits positive Sinngebung für menschliches Leben und Handeln verspricht, ihm andererseits aber mit bestimmten Elementen ihres Kanons, wie etwa der Lehre von der Erbsünde oder der Stellvertretung durch Jesu Blut, als ausgesprochen lebensfeindlich erscheint. Diesen wahrhaft kritischen Punkt in Kais innerer Entwicklung - die letzten Wahrheiten sind ihm fragwürdig geworden - macht der Erzähler zu deren Peripetie: seine Beschreibung von Kais Ratlosigkeit weist zugleich den Ausweg, indem sie den Verzweifelten an die Deichperspektive seiner Kindheit erinnert:

> "In stiller Dorfeinsamkeit, unter vielen klugen und ernsten Büchern, in dem ernsten Amt, das ihn mitten ins Auf und Ab des Menschendaseins stellte, ging er, unter mühseligem, wirren Kampf, ins Mannesalter hinüber. Von Kind an mit dem Sinn für das Natürliche, Schlichte, Wahre begabt, mit Adamsaugen, und darum verwundert stehend in einer verschrobenen Welt, nun immer mehr mit dem Ernst des Mannes auf die Dinge sehend, erschien ihm alles, was er um sich sah, furchtbarer und unerträglicher. Der wirre Weg des einzelnen Menschen, die Kleinlichkeiten und Verlogenheiten der menschlichen Gesellschaft, die mühselige Existenz des Staates, der hölzerne, stumpfe Glaube der Kirchen, der langsame und blutige Weg der Menschheit: das alles stand mit dumpfen Augen vor ihm, und wenn er es ansprach, hatte es weder Rede noch Antwort." 372)

Den Sinn für das Natürliche, Augen wie Adam bekommt eben jemand, der von klein auf den Blick unverstellt frei hat für die großen Bewegungen und gesetzmäßigen Abläufe in

der Natur, der diesen Abläufen sogar ständig ausgesetzt, unmittelbar von ihnen betroffen ist. So ist spätestens an dieser Stelle absehbar, daß Kais "Sinn für das Natürliche, Schlichte, Wahre" ihn am Ende sowohl Rede als auch Antwort finden lassen wird, auch die schwersten Lebensrätsel zu lösen - die "Handschrift" wird es erweisen.

c) Das kleine Hilligenlei: Glück im Privaten

Selbstverständlich, in einem deterministischen Sinne etwa, führt die Deichperspektive jedoch nicht zu jener überindividuellen und überregionalen Weltsicht, wie Kai Jans sie am Ende des Romans entwickelt. Auch alle anderen Hauptgestalten des Romans sind nämlich Deichkinder. Tjark Dusenschön wird sogar im gleichen Haus geboren wie Kai, in eben jener Sturmnacht, mit der der Roman beginnt. Pe Ontjes Lau, der Sohn des Hafenmeisters von Hilligenlei, von der Hebamme eigentlich als einziger für jene Nacht erwartet, kommt fünf Tage später ohne fremde Hilfe zur Welt: das Haus des Hafenmeisters liegt, auf Blickweite ersterem gegenüber, ebenfalls auf dem Deich. Tjark und Pe Ontjes sind die beiden ältesten der sechs zentralen Figuren; die restlichen drei - neben Kai - sind Kinder des Lehreres vom Nachbarort:

> "Und siehe da: als der Lehrer in Freestedt, oben auf auf dem Deich, gestorben war, da kam ein neuer Lehrer dahin. Der hieß Wilhelm Boje." 373)

Anna, das älteste der Boje-Kinder, wird am selben Tag wie Kai Jans geboren - beide sind sieben Jahre jünger als Pe Ontjes und Tjark. Und weitere sieben Jahre später überrascht die Lehrersfrau die zu Besuch kommende Male Jans und ihren Kai mit ihrer zweiten Tochter Heinke; Piet, der Sohn der Bojes, der einen gewichtigen Part spielt, ist zwischen Anna und Heinke geboren.

Der Roman erzählt die Entwicklungsgeschichte dieser sechs, deren Verlauf demjenigen der beiden vorhergehenden Romane im Prinzip so stark ähnelt, daß sich eine eingehende Darstellung erübrigt. Die Grundstruktur ist wieder die des Kreises mit dem heimatlichen Hilligenlei als Ausgangs- und Endpunkt. Nur Kai Jans fällt von Anfang an aus dem Rahmen: während die fünf anderen - wenn überhaupt unter dieser Perspektive - "ihr" Hilligenlei suchen, das heißt ihre persönlich-private Erfüllung im Beruf, beziehungsweise in der Familie und - zumindest Pe Ontjes Lau und Piet Boje - in diesem Rahmen auch ihren Beitrag für "das große Ganze" leisten - wie eben seinerzeit Andreas Strandiger oder auch Jörn Uhl - geht es Kai von Jugend auf um das Hilligenlei für alle, das schon die Phantasie des Siebenjährigen auf kindliche Weise beschäftigt:

> "Ich bau mir'n Haus bis nach'm Himmel und alles von Gold. Und mein Vater und meine Mutter und Pe Ontjes Lau und alle Menschen wohnen darin, und alle lachen und singen immerzu und freuen sich ... Es hat keiner Husten, du ... und es bleibt keiner tot ... " 374)

In derselben Zeit fällt auch schon Kais besondere Empfindlichkeit für Unrecht und Gemeinheit auf. Nicht der persönliche Vorteil steht im Mittelpunkt seines Denkens wie etwa bei Piet, Tjark oder auch Pe Ontjes, sondern das Prinzip des Rechts und das Gute überhaupt. Werden solche Prinzipien um des privaten Nutzens willen hintangestellt, wie etwa bei der Kutschenverlosung für Tjark Dusenschön, bei der nicht alles mit rechten Dingen zugeht, so gebärdet Kai sich völlig fassungslos.

> "Kai Jans atmete einmal, zweimal heiß und wild und brach dann mit wehem Aufschrei in die Knie.
> Pe Ontjes nahm ihn mit seinen starken Armen hoch und brachte ihn nach dem langen Haus hinauf zu seiner Mutter. Da lag er auf dem Fußboden, wimmerte und war wie sinnlos." 375)

Noch vor seiner Konfirmation, endgültig ausgelöst durch den

von einem Betrunkenen mitverschuldeten Unfalltod des Lehrers Boje, dessen Sinnlosigkeit ihn wieder völlig aus der Fassung bringt, kommt Kai zu der ihn eher belastenden als erleichternden Erkenntnis seiner besonderen Neigung zur Grübelei, der die realistische und um seine Zukunft besorgte Mutter nur mehr oder weniger hilflose Ratschläge entgegensetzen kann: dem tief beunruhigten Sohn sind sie eher Bestätigung als Besänftigung seines angstvollen Suchens und Fragens.

> "Sie sah zu ihm auf. Sein Gesicht war ganz blaß und seine Augen brannten.
> 'Die Welt ist nun so', sagte sie.
> 'Ja ... sie soll aber nicht so sein, das kannst du glauben ... Wenn die Frau von Heesedorf sagt: es gibt keine Heiligen ... es soll aber welche geben; die Menschen sollen alle heilig sein.'
> 'Du kommst nun in die Arbeit, mein Jung'; sagte sie hart, 'dann hört das Grübeln auf.'
> 'O Mutter', sagte er und sah sie mit Angst an, 'wenn das mal nicht meine Not wird ... ich kann nicht nachlassen, darüber nachzudenken; ich glaube, ich grüble mir noch mal den Kopf entzwei.'" 376)

Die parallel verlaufenden Lebensgeschichten der fünf Spielgefährten aus den Kindheitstagen werden ihm bei seiner von nun an kontinuierlichen Suche nach Ansätzen für die Schaffung einer besseren Welt zum lebendigen Anschauungsmaterial, wie weit die real existierende Welt von seinem je länger desto eifernder verfochtenen Ideal selbst in solchen Menschen noch entfernt ist wie dem rechtschaffenen Pe Ontjes Lau und dessen späterer Frau, der ganz aus ihrer Natur lebenden Anna Boje - von "Exemplaren" der menschlichen Gattung wie Tjark Dusenschön ganz zu schweigen.
Der uneheliche Sohn einer Dienstmagd - sie stammt aber aus einer alten, inzwischen ausgestorbenen Hilligenleier Bürgermeisterfamilie, was bei ihrer eigenen Mutter wie später auch bei ihrem Sohn zu realitätsfernen Träumen von zukünftiger Größe und Anerkennung führt - bildet das negative Extrem im Spektrum der menschlichen Möglichkeiten, die der

Roman seinem Helden wie seinen Lesern vorführt. Dieser Tjark Dusenschön, der Erstgeborene der fünf, steht, einmal abgesehen von seiner illegitimen Geburt, auch sonst von Anfang an unter einem schlechten Stern: durch die Unaufmerksamkeit der über die vergangenen großen Zeiten der Dusenschöns bramarbasierenden Großmutter und der durch ihr Erzählen abgelenkten Hebamme stirbt seine Mutter bei seiner Geburt, was Hule Beiderwand zu dem bitteren Kommentar eines Alt-Hilligenleiers veranlaßt:

> "'Was ist hier gesündigt worden', sagte er; 'der Königssohn und der Bürgermeister Dusenschön und die sich an seinem Geschlecht vergriffen haben, und der Bauer, der sie weggejagt hat, und ihr beide, die ihr nicht aufgepaßt habt. Diese Stadt heißt Hilligenlei, das heißt heilig Land, aber ich habe hier noch niemals einen Menschen gesehn, der von Sünde und Neid frei war.'" 377)

Tjark erweist sich von klein auf als weichlich-weinerlicher Blender mit Hang zu Aufschneiderei und Spekulation, was er mit seiner beruflich-geschäftlichen "Karriere" bestätigt. Als der erfolgreiche Unternehmer, der in der Fremde Millionengewinne gemacht haben soll, aus Berlin nach Hilligenlei zurückkehrt und dort, allerdings mit weitgehend geliehenem Geld - um "seiner Heimat, wenn es möglich, Gutes zu tun" 378) - eine großangelegte Wurstfabrik errichten will, decken Kais Vater und Pe Ontjes Lau, dazu angetrieben von der von Anfang an argwöhnischen Anna, Tjarks angeblich so erfolgreiches Unternehmertum als reinen Schwindel auf. Der Entlarvte steckt bis über den Hals in Schulden, verläßt als öffentlich gedemütigter, aber durchaus nicht reuiger Hochstapler Hilligenlei endgültig und schlägt sich hinfort mehr schlecht als recht als Beerdigungsunternehmer in Hamburg durch. Als solcher tritt er am Ende sogar noch einmal in Erscheinung: er richtet die Überführung des toten Kai Jans von Hamburg nach Hilligenlei und dessen Beerdigung in Hindorf aus - "Sarg, Schmuck ... und Transport bis Bahnhof Hilligenlei zweihundertsech-

zig Mark". [378a)]

Tjark Dusenschön wäre wahrscheinlich gar nicht aus Hilligenlei herausgekommen, hätte sich nicht sein Altersgenosse Pe Ontjes Lau, in einer Art Haßliebe zu dem windigen Burschen, den er im Grunde nicht ausstehen konnte, befangen, von klein auf für ihn verantwortlich gefühlt und sein frühzeitiges Abgleiten auf die schiefe Bahn verhindert. Pe Ontjes selbst, Sohn und schließlich auch Nachfolger des Hafenmeisters von Hilligenlei, ist als der selbstsichere und ebenfalls unternehmerische, seine Grenzen aber sehr genau kennende und beachtende Typ des aufrichtigen und gewissenhaften Bürgers das genaue Gegenteil zu dem zwielichtigen Hasardeur Dusenschön. Seine Entwicklung ist in ihrer Klarheit und Folgerichtigkeit das Paradebeispiel einer gelungenen bürgerlichen Karriere. Nachdem er einige Jahre zur See gefahren ist, dabei die Welt und die Menschen realistisch einzuschätzen und zu behandeln gelernt hat, kehrt er in das vergleichsweise provinzielle Hilligenlei zurück, um wie selbstverständlich die Stelle seines Vaters einzunehmen: die Heimat tut eben auch an einem so durchsetzungsfähigen Menschen ihre Wirkung. Dort begnügt er sich jedoch nicht mit den überlieferten Funktionen - Aufsicht über die Hafenrinne und kleiner Fährverkehr über die Bucht - sondern er baut den Posten zu einem ein gutes Stück Gewinn abwerfenden Geschäft aus: "einem kleinen Kornhandel (mit) Mais und Gerste mit Ewern von Hamburg". [379)] Mit dem erfolgreichen Abschluß dieser zweiten Phase seines bürgerlichen Werdegangs - Beruf und gesichertes Auskommen - hat Pe Ontjes die Grundlage für dessen Vollendung geschaffen: die Gründung einer Familie.

> "Gerade als sie im Domklub wußten: 'Es geht schief! Natürlich geht es schief! So etwas kann in Hilligenlei nicht aufkommen', da wußte Pe Ontjes Lau, daß er ein Geschäft hatte, das ihm Freude machte und das

> Frau und Kind ernähren konnte. Und da hob er den Kopf und suchte Anna Boje." 380)

Keine vier Wochen später resümiert die zielstrebig Gefundene: "Ich ... ich bin nun im heiligen Land". [380 a)] Von Hilligenlei im Sinne des Romantitels ist aber auch dieses wohlverdiente Glück noch weit entfernt, wie sich bei der Dusenschön-Affäre zeigt. Pe Ontjes' polarisierende Zurückweisung von Kais Anspruch, sich das ramponierte öffentliche Ansehen Hilligenleis nach Dusenschöns betrügerischen Machenschaften nicht egal sein zu lassen, wirft einen moralischen Schatten auf das sonst so makellose Paar:

> "'Lach nicht', sagte Kai Jans. 'Wie kannst du lachen, wenn deine ganze Heimat sich in solcher Erniedrigung zeigt?'
> 'Was geht mich Hilligenlei an?' sagte Pe Ontjes wild. 'Frau und Kinder! Das andere ist mir alles gleichgültig.'" 381)

Neben Anna vervollständigen ihre Geschwister Piet und Heinke Boje den Kreis der die Romanhandlung tragenden Personen. Alle drei sind - nicht zuletzt durch den frühen und tragischen Tod ihres Vaters - von klein auf sehr selbständig, gelten sogar als "rasch in Zorn und Tat" und "hochfahrend in ihren Gedanken" [382)] und bestätigen diesen Ruf durchaus mit ihrer jeweiligen Lebenspraxis. Es ist nicht zufällig, daß vor allem Anna, die älteste, dem Roman das Verdikt des "Erotismus" einbringt: sie

> "war das Schönste, was Hilligenlei besaß ... und trug ihre blühenden Glieder, als ginge sie vor den Edelsten des Volkes, und die starken Flechten ihres Haares wie eine Königin ihr Diadem". 383)

So wie Anna die sich ihrer Schönheit und Natürlichkeit bewußte Frau darstellt, so verkörpert ihr Bruder Piet im Roman den - allzu - zielstrebigen Erfolgsmenschen [384)], der von Kais Hilligenleisuche ebenso wenig hält wie Tjark Dusenschön, diesen aber, bei aller Arroganz, insofern kontrastiert, als er sein Streben nach materiellem und gesell-

schaftlichem Erfolg auf die solide Basis eigener Leistung stellt. Doch gerade dieser so überaus Erfolgreiche - sowohl als Steuermann wie auch später als Schiffskonstrukteur auf einer Werft - kommt am Ende zu dem resignierenden Schluß, daß, ist man erst einmal "oben", "ja alles zwecklos" sei: dauernde Konkurrenz, Speichelleckerei und Routine verleiden ihm, je länger, desto stärker, seinen Traumberuf - Hilligenlei ist auch bei ihm und für ihn weit.

Heinke, die jüngste der drei schließlich [385] - sie "hatte, obgleich sie nicht so schlimm war wie die andern Bojes, doch auch ein tüchtiges Stück Eigenliebe" [386] - ist besonders wichtig für die innere Entwicklung des zunächst von Selbstzweifeln und Resignation geschüttelten Kai: als seine heimliche Geliebte - er selbst merkt zu allerletzt, daß er mehr für sie empfindet als Freundschaft - vor allem aber als seine einzige wirkliche Gesprächspartnerin bei den Vorüberlegungen zur großen Erneuerungsschrift trägt sie Entscheidendes bei zu deren mühsam erkämpftem Zustandekommen. Ihr persönliches Glück erlangt sie allerdings nicht - wie sie lange Zeit hofft - mit Kai Jans, sondern mit dem neuen, jungen Lehrer, der schon bald nach seinem Dienstantritt in Hilligenlei die Dachstube im Haus der Bojes bezieht. Als Kai - viel zu spät - erkennt, daß er Heinke liebt, hat sie sich längst für den heftig um sie werbenden Peter Volquardsen entschieden.
So finden Kais wichtigste, weil auch ihm am meisten bedeutende Weggenossen allesamt "ihr Hilligenlei" - Tjark Dusenschön mit gewissen Abstrichen - in Beruf und Familie. So sehr der stets allen wohlwollende Freund ihnen dieses private Glück gönnt, sie darin bewundert und sogar ein wenig beneidet, so wenig kann den Vollkommenheitsfanatiker die bloß individuelle Lösung befriedigen, zumal sie sich sogar in dieser Beschränkung als von zweifelhaftem Wert erweist. [387]

d) Das große Hilligenlei privat: Weltschmerz, Entsagung, Tod

Kai Jans selbst, als er unter kritischer Mithilfe des welterfahrenen Journalisten Kassen Wedderkop erkannt hat, daß Hilligenlei nicht das heilige Land ist, das er seit seinen Kindertagen sucht, macht sich als Vierzehnjähriger, unmittelbar nach dem Abschluß der Grundschule, auf den Weg, dieses Ideal irgendwo anders auf der Welt zu finden:

> "Man muß eben suchen und die Leute fragen: Was wohnen da, an der Küste, für Leute? Wie leben sie? ... So müßte man um die ganze Welt herumfragen und suchen. Dann lernte man die Welt kennen und fände sicher, sicher ein heiliges Land ...
> 'Vater! ... Ich muß unterwegs!'" 388)

Die in jeder Hinsicht schmerzliche Erfahrung, die er bei der praktischen Durchführung dieses Entschlusses macht - er fährt mit Piet Boje für längere Zeit zur See, lernt also tatsächlich etliche Küsten kennen - ist eine doppelte. Zum einen muß er anerkennen, daß das rauhe Leben "draußen", wie er es mit Piet Boje, zeitweise unter dem Steuermann Lau, praktiziert, seine Sache nicht ist: im schweren Sturm bei Kap Horn verletzt ihm ein sich losreißendes Tauende die rechte Hand so schwer, daß sie verkrüppelt und ihn hinfort für einen praktischen Beruf untauglich macht. Pe Ontjes spricht es aus, wenn er Piet beauftragt, sich bei Kassen Wedderkop für Kai zu verwenden:

> "Geh' du auch noch 'mal zu dem Alten, sag' ihm, daß der Kai Jans ein feiner Kerl ist, so und so, du kennst ihn ja eben so gut, wie ich ... als Seemann nicht zu gebrauchen, ganz abgesehen von seiner kaputten Hand. Wenn er nichts anderes weiß, kann er ihn vielleicht in Hamburg in einem Kontor unterbringen." 389)

Zum andern muß Kai einsehen, daß die Hilligenleisuche, wie

er sie bisher betrieben hat, nämlich als das Forschen nach einem geographisch-politisch bestimmbaren Ort, keinen Erfolg haben kann; diese Einsicht spricht sein Vater gegenüber dem Heimkehrenden aus:

> "'Ja', ... sagte er, 'er hat nun so viel gesehen ... Amerika ... Afrika ... China ... rund um die Erde ist er gewesen ... aber Hilligenlei, das heilige Land, hat er nicht gefunden.' ...
> 'Ja', sagte Thoms Jans. 'Wo das finden! ... Ich glaube ...', und er machte noch immer seine schelmisch verlegenen Augen: 'ich glaube, es ist noch gar nicht da; es liegt irgendwo in der Zukunft.'" 390)

Auf Anraten und durch Vermittlung Wedderkops schlägt er deshalb einen ganz anderen Weg ein. Obwohl er schon fast zwanzig Jahre alt ist, wird er an der Domschule angenommen, holt in drei Jahren das Abitur nach, studiert in Heidelberg und Berlin Theologie und tritt gleich nach "wohlbestandenem Examen" seine erste Pfarrstelle an: in Hindorf, einem Ort nicht weit von Hilligenlei, wird er Vertreter des dortigen Pastors. An den Wochenenden kann er des öfteren nach Hilligenlei kommen, und nun beginnt, vo allem in den Gesprächen mit Heinke Boje, die eigentliche Suche nach den Grundlagen für jene geistig-politische Erneuerung, die Kai Jans für immer dringender hält, von der er aber noch gar keine konkrete Vorstellung hat. Denn auch mit Theologie und Pfarrpraxis kommt er nicht zurecht, findet in beidem zumindest nicht jene weltanschauliche Sicherheit, aus der heraus er seiner Gemeinde mit Überzeugung das Evangelium predigen könnte. So behilft er sich mit Eigenem:

> "Nun predige ich über das Kindliche, Freundliche, menschlich Verständliche im Christentum, meist nach Heilandsworten; über Gottvertrauen und Mut und Nächstenliebe und ewige Hoffnung. Darüber predige ich ... Aber es ist nichts fest Gegründetes und auch nichts Einheitliches, und ich bin unsicher und unglücklich darin, und es ist mir der Gedanke schrecklich, daß ich da keine Klarheit habe." 391)

Zur Erläuterung seiner pastörlichen Verlegenheit wird die Sprache des jungen Pfarrvertreters einerseits volkstümlich derb, andererseits geradezu poetisch romantisch:

> "Nicht einmal zu einem Dorfpastor habe ich das Zeug. Ich stehe wie der Ochs vorm Scheunentor, ja, so steh' ich vor der Welt und wundere mich und weiß nicht ein und aus. Ich kann aus dem Leben und aus der Welt kein Lied heraushören, und wenn ich noch so sehr die Ohren spitze." 392)

So macht er sich Heinkes Rat zueigen und geht noch einmal "hinaus": er kehrt an seinen letzten Studienort, also nach Berlin zurück, um erneut zu studieren - sowohl die Wissenschaften wie auch das Leben, aber das Ergebnis ist nicht das von Heinke erhoffte: "wenn auch nur, damit die unruhigen Jahre besser vergingen". Kais selbst seinen Gönnern und Freunden utopisch erscheinende Vorstellungen von einer besseren Welt und ebensolchen Menschen sind eben doch nicht nur jugendliche Idealismen, die mit den Jahren einfach am zunehmenden Realismus eines Erwachsenen zuschanden werden. Der sozusagen zum Hörnerabstoßen Ausgeschickte kommt auch und gerade mit den Berliner Erfahrungen zu derselben Erkenntnis, die er auch schon vorher gewonnen hatte. Der einzige Unterschied: das hautnah erlebte Massenelend des Industrieproletariats - Kai wohnt in einer Mietskaserne in einem typischen Arbeiterviertel - , dessen Streikaktionen wie auch die Entlarvung von Tjark Dusenschöns betrügerischen Machenschaften, an der er maßgeblich beteiligt ist, lassen ihn den Gedanken vom aus dem Leben nicht herauszuhörenden Lied sehr viel prosaischer und verzweifelter formulieren:

> "'Sie (die Menschen) gönnen euch (den Arbeiterkindern, K. U.) nicht einmal eine Stelle zum stehen; von Mutter Erde heben sie euch weg, drei vier Stockwerke hoch, da dulden sie euch. Der Mensch aber, der nicht in der Erde wächst, der Mensch ohne Land, ist verwirrt und verweht.' Er weinte laut auf. 'Wir haben nichts ... nichts ... keine Einigkeit, kein Vertrauen, keine Heimat, keinen Glauben, keine Liebe, kei-

> ne Hoffnung. Wir werden geschüttelt wie Korn im Siebe ... Was ist es mit der Welt? Ich weiß nicht ein noch aus ... '" 393)

Daß die weiteren Berliner Jahre Kai aber doch einen gewissen Fortschritt des Bewußtseins gebracht haben, deutet er mit dem allerdings noch voll Trauer formulierten Gegensatz an, in den er beim Verlassen Berlins das großstädtische Menschengewimmel zum Phänomen des Abendrots setzt, das selbst über der so naturfeindlichen Stadt nicht zu übersehen ist:

> "Kai Jans sah, wie sein Vater stillstand und staunend auf das mächtige Bild Menschenleben sah und sagte traurig: 'Von diesen Tausenden sind nicht Hundert, die wissen, was der rechte Lebensinhalt ist. Sieh, das Rot am Himmel! Wie fern sind wir von Gott und der Natur, und darum vom Glück.'" 394)

Weit überwogen werden solche die Richtung der Erneuerung andeutenden Eindrücke jedoch von Gefühlen der Ohnmacht und der daraus resultierenden Resignation, zumal auch die engsten Freunde, auf die Kai seine letzte Hoffnung setzt, ihn enttäuschen. Piet Boje, der es mit seinem Wahlspruch "Immer weiter! Immer vorwärts!" [395] von allen am weitesten gebracht hat - er ist bei einer großen Hamburger Reederei Chefkonstrukteur und beaufsichtigt den Bau der Reedereischiffe auf in- und ausländischen Werften - tritt Kais Versuch, ihn angesichts der Reaktionen in Hilligenlei auf die Entlarvung Tjark Dusenschöns zum positiven Helden zu stilisieren, mit dem resignierenden Sarkasmus des Erfolgreichen entgegen. Als Kai ihn mit dem Satz: "Du bist doch immer ein glücklicher, sicherer und klarer Mensch gewesen" von den - wie er sie nennt - "Wahnsinnigen des Lebens" in Hilligenlei absetzen will, die ihren eigenen Reinfall auch noch mit einem Besäufnis feiern, reagiert Piet Boje bitter:

> "'Ach', sagte er, 'Jung und frisch bin ich gewesen! Ich habe Freude am Klettern gehabt! Aber seit ich oben bin

> ... Dies Getriebe auf unserer Werft, Tag für Tag; heute eine Verbesserung versuchen, morgen eine verwerfen; mehr leisten als andere Werften, als andere Völker; dazu die unzufriedenen Arbeiter; und die Schleicher und Streber! So Tag für Tag. Das ist ja alles zwecklos.'" 396)

Und auch Pe Ontjes Lau, an den er sich als nächsten potentiellen Halt wendet, charakterisiert sich und seine Ehe nicht so, daß Kai darin ein Leitbild für das von ihm gesuchte neue Menschentum erblicken könnte:

> "'Mein Junge!' sagte der Kornhändler Lau verlegen: 'Ich ... sicher? ... Anna Boje und ich werden hin- und hergerissen zwischen Zorn und Liebe ... Es fehlt uns, wie allen Menschen: Steuerruder und Kompaß!'
> Da ließ Kai Jans seinen Arm los, und sagte mutlos, und man merkte, wie ein Grausen durch seine Seele ging: 'Kein Mensch weiß etwas! Kein heilig Land! Kein Gott! Alles wirr! Wirr!'" 397)

So verzweifelt Kais eigenes Fazit hier ausfällt und so sehr der Erzähler ihn mit dem Grausen, das er durch seine Seele gehen sieht, in dieser Verzweiflung bestärkt, so unausweichlich kommt damit auf den so furchtbar an den Zeitverhältnissen Leidenden die Aufgabe zu, dieses Leiden für sich selbst wie auch für diejenigen Zeitgenossen zu beenden, die (noch) nicht so tief in die Abgründe der Welt und des Lebens zu blicken vermögen wie der Mann vom Deich mit seinen Adamsaugen. Wer besser als das Naturkind Heinke [398], von Pe Ontjes auch noch besonders dazu aufgefordert, könnte Kai die Perspektive wieder zurechtrücken, das heißt ihn dazu bringen, eben jene Aufgabe der weltanschaulichen Erneuerung endlich ernsthaft anzugehen und damit die zuletzt überhand nehmende Mutlosigkeit und Passivität zu überwinden:

> "'Sieh doch', sagte sie und sah rund um sich, 'wie schön deine Heimat ist! Kann es dich nicht fröhlich machen, daß du ein Kind dieses Landes bist, in dem seit Jahrtausenden so viele tapfere Menschentaten geschehen sind? Und du bist jung und klug und gesund dazu. Deine Heimat und deine Jugend müssen dir

"predigen, daß du tapfer ausschaust, wie du etwas Gutes vollbringst.'" 399)

In ihren Gesprächen auf langen Spaziergängen stellt sich heraus, daß Kai in Berlin schon mit den Studien zu seinem bereits vor Jahren versprochenen Buch begonnen hatte und daß zu den wesentlichen Elementen der in groben Umrissen eigentlich auch schon feststehenden neuen Weltanschauung der von Heinke gerade geltend gemachte Heimatbezug gehört, sie den Verzagten also gleichsam bei seinen eigenen Prinzipien packt, indem sie ihn zur Neumotivierung auf Schönheit und Geschichte der eigenen Heimat verweist. Neben dem Bezug auf die Heimat tauchen in Kais Skizzierung der schon begonnenen und nur durch die Streikwelle[400)], an der er selbst in Berlin beteiligt war, unterbrochenen Arbeit vor allem noch zwei zentrale Bezugspunkte auf: zum einen die Gestalt Jesu als das große, von der Überlieferung allerdings verzerrte und entstellte, also entsprechend zu reinigende Vorbild jener Lebenshaltung, die Kai Jans für die notwendige individuelle Grundlage einer wirklichen Erneuerung hält; zum andern die nationale Orientierung, die der allgemein ethisch motivierten Jesusadaption die politische Stoßkraft verleihen soll. In einem nächtlichen Traum hat dieser Zusammenhang für ihn sogar schon einmal lebendige Gestalt angenommen:

"Komm, steh auf! Die beiden Größten deines Volkes stehen vor der Tür und wollen mit dir reden ... Siehst du, was macht Vater Luther für ein zorniges Gesicht: 'Gehst du in deinem Glauben über mich hinweg wie über eine Treppenstufe?' ... 'Ja, das tue ich!' ... Sieh, wer steht da hinter Martin Luther? Der Alte von Weimar ist da! Er spottet über dich: 'Ach, gib dir keine Mühe! Du schmilzt nicht zusammen, was nicht zusammenpaßt: Christentum und deutsches Wesen.' ... 'Das tu ich doch!'" 401)

Wochenlang kämpft der nun so entschieden Wollende mit seinem Stoff; es ist ein gigantisches Ringen von alttestamentlicher Größe mit dem Herrgott selbst um den neuen Glau-

ben, den er, wenn es sein muß, sogar gegen dessen Einspruch durchzusetzen entschlossen ist - um der Zukunft des Volkes willen:

> "ein neues Haus des Glaubens, und wär' es auch nur eine Blockhütte zuerst, daß die schlichten und ernsten und kindlichen Menschen in meinem Volk darin wohnen und fröhlich sind. Darum wage ich, was ich wage. Und redest du dagegen, so höre ich nicht." 402)

In schöner und sinnfälliger [402)] Entsprechung zu der Bedeutung der Natur in der Handschrift fügt es sich, daß der Tag, an dem Kai seine Vorarbeiten für diese abschliessen, an dem er also endlich beginnen kann, die Ernte seines jahrelangen Ringens und seines außerordentlichen Wagemuts einzubringen, mit der Erntezeit draußen auf den Feldern um Hilligenlei zusammenfällt: schon beim Verfassen seiner neuen Lehre von der natürlichen Wiedergeburt des deutschen Volkes befindet sich der Verfasser im Einklang mit dem jahreszeitlichen Rhythmus der Natur selbst - wenn das keine Empfehlung ist!

> "Und endlich kam ein heller sonniger Septembermorgen, ein Freitag, ein Tag, an dem man rings im Land die Sichel blinken sah und der schöne Weizen gebunden und aufgestellt wurde: da hatte er die Aufzeichnungen zu Ende geführt, sah auch einen Weg, einen hellen und hohen, hinein in die Zukunft der Menschheit. Nun konnte er anfangen, das Ganze als etwas Lebendiges niederzuschreiben. Da atmete er hoch auf." 403)

Noch einmal hoch aufatmen muß Kai Jans, als er, der nun endlich "wieder Augen hat, zu sehen wie einst in seinen Berliner Studententagen" [404)], erfahren muß, daß das "schöne reine Weib", dessen er in Heinke nun plötzlich mit aller Leidenschaft gewahr wird und mit dessen Liebe er sein Glück vervollkommnen will, schon "eines anderen Braut" ist. Auch hier läßt sich der neue Heilskünder schon vom Inhalt seiner Botschaft selbst bestimmen: den "von Heinkes Eröffnung noch ganz Betäubten weckt" eine gute, ernste Stimme, gleichsam die seines Protagonisten Jesus von Na-

zareth:

> "Dachtest du, du könntest das Leben des Heilands lachend erzählen?" 405)

Es ist das Prinzip der Entsagung vom privaten Glück für einen, der das allgemeine Glück zu seiner Sache gemacht hat, das hier verkündet wird und das der Verzichtende auf diese Weise zum ersten Mal und in der Folgezeit immer wieder rigoros gegen sich selbst durchsetzt. Nur wenige Jahre nach Fertigstellung der Handschrift - er ist noch nicht einmal vierzig Jahre alt - läßt sein allgemeiner körperlicher und seelischer Erschöpfungszustand Kai Jans eine verschleppte Lungenentzündung, die er sich auf ausgedehnten und auch sehr anstrengenden Reisen in Süd- und Deutsch-Südwestafrika zugezogen hat, nicht überleben. Ein Freund kann ihn gerade noch nach Hamburg zurückbringen, wo er nach einem schmerzlich-glücklichen Wiedersehen mit Pe Ontjes Lau und vor allem mit der noch immer über alles geliebten Heinke Boje stirbt. Das relativ schnelle und frühe Ende - die Jesus-Parallele tritt wieder deutlichst hervor - ist die konsequente Fortsetzung der Entsagungs- und Leidenshaltung des vor allem mit diesem Schluß zum modernen Heiland stilisierten Reich-Gottes-Prediger: er hat sich für die große Aufgabe der nationalen Erneuerung - im wörtlichsten Sinne - verzehrt, all seine Lebenskräfte aufgebraucht, sich allein darauf zu konzentrieren und auch mit den Konsequenzen für sein persönlich-individuelles Leben zurechtzukommen. Hatte Heinke Boje bei seinem ersten Brief aus Südafrika den Eindruck gewonnen, es sei

> "der Brief eines Menschen, der die Entsagung fertiggebracht hat, und seinen einsamen Weg mit stillen, ernsten Augen tapfer geht", 406)

so stimmt das Wort vom Fertigbringen doch nur, wenn es durch Kais spätere Tagebuchaufzeichnung ergänzt wird, in der er selbst, wenn auch mit rationalisierender Absicht,

von dem enormen Aufwand an geistigen und seelischen Energien spricht, den ihn diese Entsagungshaltung kostet:

> "Weil Gott mich und sie (Heinke) vor schwerer Not bewahren wollte, sorgte er, daß ich sie nicht bekam; denn ich soll bald sterben ... Ich bin es allein, der leidet; sie beide leben durch meine Entsagung im reinen Frieden ... Ich muß leben und tapfer sein, damit sie einen Helfer haben, wenn sie vielleicht einmal in Not kommen ...
> Ich will glauben, daß meine Not einen guten Zweck in sich selbst trägt: sie wird mich ernster und heiliger machen und stark zu meinem Werk ..." 407)

Offenbar nur mit einer andauernden, starken Anstrengung des Willens ist es Kai Jans möglich, seinen Verzicht auf Heinke als bleibendes Element seiner Lebenswirklichkeit anzuerkennen. Als die körperlichen Kräfte durch die schwere Krankheit im fernen Afrika bleibend geschwächt werden, geht dem Willen seine materielle Basis verloren: das Opfer des eigenen Lebens ist die einzukalkulierende Konsequenz für einen bedingungslosen Parteigänger des Höheren:

> "nun aber bin ich ein Mensch, der ewigen Macht immer gewärtig, sie bringe gesunde oder kranke Tage oder die Sterbestunde." 408)

Der wirkliche Hilligenleisucher bezahlt - im Gegensatz zu denen, für die er sucht und findet - seinen Einsatz für das große Ganze mit seinem Leben - so lautet die Botschaft dieses Romans, soweit er, gleichsam biographisch, die Entwicklung des Kai Jans und seiner Hilligenleier Freunde aufzeichnet. [409] Das ebenso wirkungsvolle wie zweifelhafte Ergebnis dieses absoluten Einsatzes ist nun als Frenssens Bekenntnis zur und praktischer Einstieg in die völkische Literatur zu untersuchen.

e) Die Botschaft von Hilligenlei: der "neue Mythos der Deutschen"

Der scheinbar widersprüchliche Titel von Kai Jans' "Handschrift" - "Das Leben des Heilands, nach deutschen Forschungen dargestellt: die Grundlage deutscher Wiedergeburt" - ist Programm. Einerseits stellt der Verfasser sich ausdrücklich in die Tradition der christlichen Heilslehre, indem er eine kurzgefaßte Jesus-Biographie ankündigt. Andererseits gibt er jedoch kund, daß sein literarisches Vorhaben nicht den Zweck verfolgt, eben jene christliche Tradition neu zu beleben, deren Zentrum die Jesusgestalt ist, sondern gerade in dessen Denken und Handeln die weltanschauliche Grundlage für eine Erweckung deutschen Selbstbewußtseins vorstellig zu machen. Die Vermittlung dieses Gegensatzes - als solchen versteht ihn Kai Jans selbst:

> "Du schmilzt nicht zusammen, was nicht zusammenpaßt: Christentum und deutsches Wesen. ... Das tu ich doch!" 410)

und sieht gerade darin seine besondere Aufgabe, bzw. Leistung - liegt in dem Mittelstück des Titels: die "deutschen Forschungen", auf die der Biograph sich bei seiner Darstellung beruft, müssen jenen Jesus von Nazareth als einen Propheten erweisen, der in seiner christlichen Erfüllung der alttestamentarisch jüdischen Heilserwartungen zugleich die Prinzipien einer jeden nationalen Erweckungsbewegung entwickelt hat. Die beiden methodischen Instrumente für diesen Nachweis heißen Parallelisierung und Reduktion.

Entsprechungen zu seiner eigenen Ausgangslage als nationaler Prophet hat Kai Jans auf drei Ebenen festgestellt: Geographisch und hinsichtlich der Bevölkerung sieht er Palästina in derselben "Lage" wie seine eigene weitere Heimat:

"In einer Ecke des gewaltigen, zusammengestückten Reiches lag ein Land, ganz wie unser Schleswig-Holstein, ebenso groß, schmal, und langgezogen am Meer entlang, im Norden stille, weite Heidehügel, im Süden eine große, prächtige Stadt. Es wohnte darin, in Dörfern, ein Bauernvolk, nicht ganz reiner Rasse, aber guter Mischung, aus zwei alten, edlen Stämmen." 411)

Schleswig-Holstein mit seiner im wesentlichen aus Friesen und Wenden zusammengesetzten Bevölkerung und Hamburg als großstädtischer Attraktion und Versuchung im Süden ist aber zugleich auch ein Abbild des Deutschen Reiches im kleinen und ermöglicht so Kai Jans die - wenn auch etwas holpernde - Gleichsetzung desselben Landes Palästina mit dem ganzen Deutschen Reich im politisch-sozialen Sinne:

"Das größte Unglück aber war, daß das Volk in sich ganz und gar zerrissen war. Politische und religiöse Richtungen wogten und wühlten kopflos durcheinander." 412)

In der inneren Zerrissenheit Palästinas erkennen die Adressaten der "Handschrift" die weltanschauliche und parteienmäßige Situation ihrer unmittelbaren Gegenwart im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wieder. Es gibt die "Stillen im Lande" 413): keine organisierte Gruppe oder gar Partei, sondern die - von Konservativen jeglicher Richtung gern für sich reklamierte - schweigende Mehrheit, die, politikverdrossen und in sich gekehrt, in keiner Partei ihre Heimat finden kann und will - zahlreiche Angehörige mittelständischer Schichten, wie auch der Arbeiterschaft lassen sich im Deutschen Reich um 1900 einer solchen Gruppe zuordnen und bilden das Potential, auf das Jans/Frenssen bei ihren volkserzieherischen Bemühungen vor allem hoffen.
Als zweite große Gruppe führt der Palästina-Chronist die Liberalen an: "die zerfielen jedoch wieder in zwei ganz getrennte Lager". Die nähere Charakterisierung unterscheidet den eher nationalliberalen von einem freihändlerischen Flügel, konstatiert also im biblischen Palästina genau je-

ne Doppelorientierung der Liberalen, aus der heraus sich die liberaldemokratische Bewegung des frühen 19. Jahrhunderts in Deutschland mit der Durchsetzung des deutschen Nationalstaats in zwei sich heftigst befehdende Lager gespalten hatte. 414)

> "Die dritte Partei waren die Nationalisten. Sie waren die mächtigste im Land. Es war die Partei des engen, kirchlichen Patriotismus." 415)

Deren genauere Kennzeichnung macht sie zum Sammelbecken aller streng konservativen Strömungen, so daß - für die Zeit um 1900 - Konservative, Freikonservative wie auch das Zentrum als die drei stärksten konservativen Parteien gemeinsam unter diese Kategorie subsumierbar sind.

Die Gestalt Jesu selbst schließlich wird in dieser Vita, was seine Anfänge betrifft, zum "Dorfkind" mit "Deichperspektive" - natürlich ohne Deich:

> "Im Norden (!) des Landes zwischen Meer und See, in der Heide (!), wohnte ein Ehepaar, Joseph, Jakobs Sohn, und seine Frau, welche den Namen Maria hatte, beide schwerlich aus reinem Blut, wahrscheinlich aus altem, edlem Mischblut. ...
> Das Ehepaar hatte sieben Kinder, die wuchsen in dem stattlichen Dorf auf, und sahen und lernten kennen, was das Dorfleben in einem lebendigen, edlen Volk an Bildern und Erkenntnissen darbietet. Und das erstgeborene Kind der Ehe, mit Namen Jesus, hatte besonders tiefe Augen, die ruhevollen, schönen Bilder in sich aufzunehmen; und eine starke und feine Seele, unbewußt, über sie zu sinnen, und sie in einem inneren Dämmerlichte, das im Laufe der Kinderjahre heller und heller wurde, leise und gar lieblich zu deuten." 416)

Die Bilder und Erkenntnisse, die der kleine Jesus in sich aufnimmt, sind die gleichen, die auch Kai Jans auf den Weg des Grübelns, das heißt in die Unzufriedenheit mit den Ungereimtheiten der Erscheinungswelt gebracht und damit zum Hilligenleisucher gemacht haben. Einerseits ist es die unmittelbare Erfahrung verschiedener Naturvorgänge,

bzw. des bäuerlichen Umgangs mit der Natur: die ersten Blumen im Feld, der Blick "übers Land bis aufs blaue Meer", das "Kornfeld am Hügel, weiß zur Ernte", das Pflügen, das Garbenbinden auf dem Felde, der Hirt mit der Schafherde; andererseits wird auch hier schon das Kind mit menschlicher Unzulänglichkeit und Schuld konfrontiert: Trauer um den in die Fremde gehenden Sohn im Nachbarhaus, Geiz und moralische Verkommenheit beim reichsten Bauern des Dorfes. Das Fazit über die Kindheit des Zimmermannssohns aus Nazareth bestätigt, daß sein Chronist in ihm einen Paradehelden der Heimatkunst sieht:

> "Das Stadtkind? Was sieht das Stadtkind von Welt, Natur und Menschenleben? Einen armseligen, kleinen, häßlichen Ausschnitt. Aber das Dorfkind sieht die ganze Welt, mit allem was darin ist, im kleinen." 417)

Der am Einfachen und Natürlichen geschulte Blick kommt dem Kind und Jüngling bei den allsamstäglich stattfindenden religiösen Feiern zustatten. Der offenkundig zu Höherem Begabte - immer steht er ein wenig abseits und sieht "mit verwunderten Augen auf das Leben" - lernt dort frühzeitig zwischen zwei grundverschiedenen Formen religiöser Einstellung und rituellem Vollzug in einer Weise zu unterscheiden, die seine eigene Verkünderpraxis in späteren Jahren wesentlich bestimmt. Es ist die Unterscheidung zwischen einer in strenge Vorschriften gefaßten, den Menschen als äußerer Zwang gegenübertretenden Gesetzesreligion und der ihm dagegen als natürlich erscheinenden Frömmigkeit all der Menschen, die sich den Blick und das Gespür für die ewige Macht dadurch erworben und bewahrt haben, daß sie deren Wirken zwar auch in den gesetzmäßig ablaufenden Naturprozessen am Werk und so die natürliche Ordnung herstellen und aufrechterhalten sehen, in diesen Abläufen vor allem jedoch das ewig schöpferische und damit die Wirklichkeit umgestaltende und weiterentwickelnde Wesen jener Macht erkennen. Was ihm die prie-

sterlichen Lesungen aus den prophetischen Schriften des Alten Testaments im Gegensatz zu den Gebotstexten bedeuten -

> "Der Knabe hörte diese Reden der großen heiligen Helden und sein junges Herz füllte sich mit hoher heimlicher Wonne. All das vorige 'du sollst, du sollst' war vergessen. Alle Angst war dahin. Er sah und träumte bis in die Nacht hinein von den Helden, die so tapfer an Gottes Güte geglaubt hatten und ihr unglückliches Volk so heiß geliebt hatten." (418) -

das kann der Dreißigjährige den Zuhörern seiner ersten Predigten als neu erwachendes religiöses Bewußtsein vermitteln:

> "Die Stillen im Lande hatten ihre helle Freude an ihm: Er zählt nicht an allen zehn Fingern her, was man tun muß und tun darf. Siebenmal und siebenmal, und <u>das</u> darfst du essen, und <u>das</u> darfst du nicht tun, und wenn Sonntag ist, ist es so und so. Wer kann sich um all die Gebote scheren? Er hat eine einzig einfache Wahrheit: Gib dem Vater im Himmel, und deinen Mitmenschen deine Seele! Du sollst sehen: selig bist du! ... '" (419)

Einen mit diesem Kerngedanken ihrer religiösen Erneuerungsbotschaft, mit fast allen daraus abgeleiteten oder vage darauf bezogenen Einzelaussagen wie auch mit ihrem methodischen Doppelprinzip von Parallelisierung und Reduktion übereinstimmenden Schicksals- und Kampfgefährten haben Jans / Frenssen in dem Privatgelehrten Arthur Bonus, der sowohl durch seine Veröffentlichungen seit 1895 - Frenssens erste Publikation, "Die Sandgräfin", erscheint 1896 - als auch durch seine persönliche Biographie beiden mehr als nahesteht: er könnte an ihre Stelle treten. Zu den wenigen gehörend, die Frenssen in seinem "Lebensbericht" überhaupt als Autoren benennt, deren religiöse Schriften ihn während der ersten Jahre als Pfarrer in seiner persönlichen Bildung weitergebracht haben - neben Bonus tauchen nur noch Nietzsche und G. Th. Fechner auf [420] - bildet der "eigentliche

Hausphilosoph" [421] des Diederichs Verlages eine Doublette zu Frenssens eigenem Werdegang. 1864, also nur ein Jahr nach Frenssen geboren, wird auch Bonus zunächst protestantischer Pfarrer, veröffentlicht seine ersten religionsphilosophischen Essays, die mit der orthodoxen Theologie von Anfang an nicht zusammenstimmen, auch bereits während seiner Pfarrtätigkeit und quittiert den Kirchendienst 1904, also wiederum nur wenig abweichend von dem gleichen gravierenden Einschnitt in Frenssens Lebensgang und wird in der Folgezeit freier Publizist - nun allerdings mit dem einen deutlichen Unterschied, daß er die deutsche Heimat verläßt und sich auf Dauer in der Nähe von Florenz nierderläßt.

Seiner weltanschaulich-theoretischen Arbeit im Sinne der "Germanisierung des Christentums" [422] tut dieser - für Frenssen unvorstellbare - Schritt jedoch keinen Abbruch, wie alle zugänglichen Publikationen aus der Zeit zwischen 1895 und 1915 beweisen. Im Gegenteil: Wo Kai Jans es im Überschwange seines missionarischen Eifers bisweilen an der wünschenswerten Klarheit über das spezifisch Deutsche jener inneren Wiedergeburt fehlen läßt, zu der er mit seiner Schrift wesentliche Anstöße geben will, da ergänzt ihn der so geistesverwandte, aber weniger der Emphase als der theoretisch-argumentativen Gedankenführung verpflichtete Denker auf das glücklichste, weshalb wir ihn im folgenden ausführlich als sachverständigen Kommentator zu Wort kommen lassen. Seine erste im Zusammenhang konzipierte Schrift, "Religion als Schöpfung" (1902), nimmt ihren Ausgang von eben jenem Gegensatz zwischen Gesetzes- und Erlösungsreligion, der auch Kai Jans Handschrift zentral bestimmt. Für Bonus ist die neue Botschaft des Jesus von Nazareth in ihrem Ursprung ebenfalls durchaus eine, an der sich die zeitgenössische Erneuerung in einem be-

stimmten Sinne orientieren kann. Jesu Christentum

> "war in seiner Heimat Erlösungsreligion, aus schweren Entwicklungskämpfen erwachsen, von schweren Nöten befreiend." (423)

Ähnlich wie seine deutsche Heimat Ende des 19. Jahrhunderts sieht Bonus das Palästina der Zeitenwende als historischen Höhe- und Endpunkt einer jahrhundertelangen religiös-weltanschaulichen Krise, aus der jener Jesus von Nazareth den im Prinzip richtigen, aber auch zeitbedingten Weg gewiesen hat. Bereits mit und bei den unmittelbaren Erben des Jesus-Vermächtnisses jedoch hat eine Fehlentwicklung eingesetzt, die dem Prinzip des Religiösen, dem "inneren Selbstbewußtsein der Schöpfung als fortschreitende That" (423 a) zuwiderlief und die den eigentlich freiheitlichen Impuls zu dem pedantisch-fordernden "Gesetzeschristentum" hat verknöchern lassen, das gleichsam in seinem völlig erstarrten Endstadium die orthodoxe Theologie wie auch die pfarramtliche Praxis des ausgehenden 19. Jahrhunderts weitgehend bestimmt. Der Grund:

> "Die Verbindung zwischen der Seele und ihren Erkenntnissen ist zerrissen. Diese Erkenntnisse sind aus erlösenden inneren Offenbarungen zu selbständigen, fremdartigen Größen geworden - gebieterisch, schreckenerregend. Das charakteristische Merkmal der heidnischen Religionsstufe, die Scheu vor dem Unverständlichen, Geheimnisvollen zieht ein und verfestigt die neue Religion." (424)

Nicht den Gehalt - denn "das offizielle Christentum der Theologenschaft ist eben Fremdreligion" (425), und daher für eine "deutsche Wiedergeburt" unbrauchbar - sondern den ursprünglichen Impuls des Auftretens und Predigens Jesu wiederzubeleben, ist Bonus' wie Frenssens eigentliches Ziel, d. h. Religion als schöpferisches Prinzip neu zu etablieren. Dabei bestimmt Kai Jans die religiöse Begeisterung, die er seinen Jesus den Leuten beibringen läßt, nur unwesentlich gefühlvoller als Bonus

die Grunderfahrung, die er seine Adressaten mit dem wiederbelebten Mythos - so lautet sein zentraler Terminus für das Wirken der"Weltengottheit" - machen lassen will:

> "Ihr (der Religion, K. U.) Haupterlebnis ist die Erlösung vom Gesetz, und zwar vom Sittengesetz zur Freiheit, zum Kindsein Gottes, zum vollen Intim- und Einssein mit dem inneren Allwillen, der zur höheren Stufe treibt, zum freien Schaffen aus Glauben und Können heraus. Wenn die Freiheit kommt, ist es mit dem Zuchtmeister aus." (426)

Auch beim Jesus des Kai Jans reduziert sich die Botschaft im Grunde auf die Verheißung der Gotteskindschaft:

> "Gottes freundliche, herrliche (!) Herrschaft unter uns armen Menschen fängt nun an! Gebt ihm euch hin, seid seine Kinder! Dann verschwinden alle Schatten, die auf dem Menschenleben lasten, alle, alle: böses Gewissen und alle Not und auch der Tod." (427)

Hingabe an den bzw. Intimsein mit dem inneren Allwillen oder - in der Frenssenschen Diktion - mit der ewigen rätselvollen Macht: Die Formulierungen zielen auf inbrünstige, geradezu erotisch anmutende Empfindungen, die die solchermaßen Erweckten auszeichnen sollen.
Der darin sich ausdrückende Irrationalismus ist programmatisch: Es geht diesen Propheten bei ihrer Parallelisierung der eigenen Zeit mit der historischen Zeitenwende ausdrücklich nicht um ein rational begründetes oder auch nur begründbares Erneuerungs- oder Reformprogramm für bestimmte Unzulänglichkeiten oder Mißstände im menschlichen Zusammenleben, sondern um eine prinzipiell andere Grundhaltung ihrer Adressaten zu deren eigener Wirklichkeit, die sie in der - von ihnen auf ihren angeblichen Kerngehalt reduzierten - Jesusbotschaft vorstellig machen. Bonus warnt seine Leser vor der opportunisitschen Vereinnahmung der von ihm geforderten Neuorientierung, wie er sie von "kirchenfrom-

men Philistern" befürchtet, weil ein taktisch kalkuliertes Verhalten der irrationalen Wucht der angestrebten Bewegung schaden müßte. Für Frenssen wie Bonus ist der historische Jesus als Gestalt der Weltgeschichte gerade darin vorbildlich, daß das, "was wir heute unter Religion verstehen, durchaus erst seit ihm und durch ihn da ist":

> "Er bedeutet in der Entwicklung des Weltganzen den Augenblick, wo der Mensch die Gesamtheit der inneren Kräfte zu einer starken Einheit konzentriert. und diesen neuen Organismus, den wir Neueren 'Persönlichkeit' nennen, den die Alten 'Seele' hießen, als weltüberlegen und zur Weltherrschaft berufen behauptet; wo sein Selbstbewußtsein sich zum Gottmensch-, Gottkind-Bewußtsein erhöht." (428)

Der Wiederbelebung dieser in weltgeschichtlichen Dimensionen gedachten Um- und Aufbruchseuphorie ist die Reaktion "Man denkt eben um" völlig unangemessen; sie verlangt vielmehr die bedingungslose Identifikation mit "Willen und Tendenz der Weltentwicklung" (429), eine Haltung also, die sich ausdrücklich von jeglicher rationalen oder gar wissenschaftlich systematischen Begründung absetzt:

> "Religion ist nicht Wissenschaft, nicht oberster und darum leerster Weltbegriff, auch nicht allgemeines Weltgefühl, sondern Streben, sich zu behaupten, Lebensstimmung, Ringen mit Schicksal und Welt, um sie zu meistern, also: Wille zur Macht." (429 a)

Worin der Inhalt dieses Willens besteht, bleibt genauso offen wie das, was nach Kai Jans' Konzeption der Herrgott denen angedeihen läßt, die sich auf Jesu Anraten freiwillig zu seinen Kindern erklärt haben. In beiden Fällen bleibt auf seiten der Menschen, die sich in den Dienst des schöpferischen Lebensprinzips stellen, nichts übrig als der abstrakte Wille ihrerseits, diesem Prinzip durch die Bereitschaft zu eigenem schöpferischen Tun zur Realität zu verhelfen:

"Die schaffende Gottheit offenbart sich im Menschen. Sie offenbart sich, indem sie - schafft! Sie schafft in uns und nur in uns." (430)

Kai Jans' Traktat endet mit der Aufforderung des Verfassers an seine eigene Seele:

"Sitze (!) noch ein wenig und sieh und sinne ... So: nun nicht länger! Nun steh auf zu froher Arbeit, Du Bange! Du Fröhliche! Du Gottesgenossin!" (431)

Legitimiert unser Prophetenduo mit der Betonung des Schöpferischen und Freiheitlichen in der Verkündigung Jesu - Parallelisierung und Reduktion zugleich - einerseits die Anknüpfung an die christliche Tradition, wenn auch schon mit deutlicher Distanzierung:

"Ob im übrigen das, was bei dem Umschöpfungsprozeß herauskommt, noch Christentum zu nennen sein wird, lasse ich ausdrücklich unerörtert" (432)

- so liegt andererseits in dem daraus gefolgerten Aktionismus bei Frenssen wie bei Bonus auch bereits der wesentliche Unterschied zu der religiösen Erneuerungsbewegung des Jesus von Nazareth. An dessen prinzipieller Bedeutung für die religiöse Entwicklung der Menschheit wird dabei nicht gerüttelt: für seine Zeit hat dieses "schönste der Menschenkinder" (433) "den göttlichen Schöpfergeist in seiner Person tatsächlich Fleisch werden lassen", wie Bonus zustimmend die Bibel zitiert, um den Realitätscharakter dieses historischen Vorgangs gegenüber einer bloß geistig-innerlichen Bewegung hervorzuheben. Der Gehalt der Heilslehre, die in ihm ihre Verkörperung fand, kann dagegen für den Mythos des 20. Jahrhunderts keine Verbindlichkeit mehr beanspruchen:

"Die ewige Macht bewegt immerfort, nicht allein die Sterne, nicht allein die Meere, sondern auch die Menschenherden." (434)

Für Frenssen hat im besonderen deutsche theologische und historische Forschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, d. h. die sogenannte Leben-Jesu-Forschung, die Enge und Begrenztheit des Weltbildes der Jesuszeit erwiesen, woraus sich - für die damalige Zeit damit auch durchaus angemessen und verständlich - eine im Prinzip negative Einstellung zur Wirklichkeit ergeben habe. Bonus faßt denselben Sachverhalt in den Gegensatz von passiver Endzeit- und Weltuntergangserwartung, die das neutestamentliche Denken beherrsche, und aktiver Wirklichkeitsgestaltung, die der neue Mythos verlange. Frenssen stellt einen Zusammenhang zwischen dem "kleinen, irrtümlichen, Weltbild" der Jesuszeit und der entsprechend beengten Gottesvorstellung her und kommt zu dem Schluß:

> "Wir lehnen aber auch seine (Jesu, K. U.) Aussagen über Gottes Willen ab, die von demselben kleinen Weltbild herrühren ... Wir lehnen ab seine verächtliche Abneigung gegen die Welt und die Menschheit, so wie sie ist; und seine Erwartung einer baldigen wunderbaren Veränderung beider; seine Geringachtung des öffentlichen und staatlichen Lebens und der beruflichen Lebensarbeit, seine vollständige Verachtung der Güter und Freuden der Erde." 434a)

Für Bonus ist dieser weltgeschichtliche Abschnitt die historisch notwendige "asketische erste Stufe der christlichen Ära", worunter er - in positiver Wendung des Weltbildarguments von Frenssen - eine notwendige Bewußtwerdungsphase der Menschheit gegenüber ihren bloß materiellen Lebensbedingungen versteht, die nun abgeschlossen ist, und deren Ergebnis, das stolze Bewußtsein der Menschen von ihrer geistigen Souveränität über alles bloß Materielle, den von den Wissenschaften enorm ausgeweiteten materiellen Möglichkeiten schöpferisch gegenübertreten kann.

> "Die erste Ära bedeutete ... das Sichherausheben des

> Menschen über den Stoff, das Selbständigwerden gegen ihn. Und nun ist die zweite, daß er schöpferisch wird dem Stoffe - Welt, Schicksal, eignes Ich - gegenüber." 434b)

Daß diese neue Ära nicht mehr nur ein Sehnsuchtsphänomen ist, sondern bereits wirkende, wenn auch noch untergründig verborgene Realität, darüber will Bonus Aussagen "aus eigenster persönlichster Erfahrung" machen. Sie geraten als die noch ganz subjektiven "Daten eines in die Werdenebel neuer Schöpfungen hineinschreitenden Willens" (435), äußerst vage, was aber gar nicht gegen sie spricht, denn ihre noch nebelhaft verborgenen Inhalte sollen ja von dafür empfänglichen Adressaten gerade erst in die volle Klarheit der Realität geführt werden.

> "Denn es geht - vernehmbar für alle, die auf die schöpferischen Regungen in sich zu lauschen verstehen - ein Regen und Sichbewegen durch die Geistwelt, ein Schwellen und Sichspannen in allen Lüften, ein fernes Blitzen wie von ersten Entladungen." (436)

Kai Jans gehört offenbar zu denjenigen, die in richtiger Weise nicht nur auf die subjektiv inneren, sondern auch auf die vielerlei Regungen im Lande zu hören verstehen, weil er sie als Aufforderung zu eigener innerer Anteilnahme und entsprechend schöpferischer Aktivität begreift. Seine Handschrift ist schließlich die Reaktion auf die allüberall im Lande wahrgenommene Bewegung.

> "'Du sollst sehen', sagte er mit wacher, voller Stimme, 'was für ein Gewühl und für ein Gewirr es ist in dieser Zeit, nicht allein in Berlin, sondern im ganzen Land.'" (437)

Was Kai Jans als Beleg für seine Aussage anführt, sind zunächst lauter Negativphänomene der seit dem Deutsch-Französischen Krieg und der mit aus ihm hervorgehenden Gründung des Deutschen Reiches sprunghaft sich entwickeln-

den Kapitalisierung und Industrialisierung der deutschen Ökonomie: Landflucht und Massenelend in den Städten, Klassenhaß der Armen sowohl gegen die Grundbesitzer, die sie in die Städte getrieben haben als auch gegen die Unternehmer dort, deren sich rapide vermehrenden Reichtum sie tagtäglich einige Straßen von ihnen entfernt mit eigenen Augen sehen können. Der von der wissenschaftlichen Forschung erzeugte religiöse Umbruch - als solcher durchaus für notwendig erachtet und auch entsprechend begrüßt, zerstört er doch die nicht mehr zeitgemäßen Formen der traditionellen Religiosität - erscheint in dem allgemeinen ökonomisch-politischen Zusammenhang zunächst nur als gefährlicher "religiöser Wirrwarr", weil die vom gesellschaftlichen Umbruch schon so hart betroffenen Menschen nun auch noch ohne Religion sind, "und darum (!) mißmutig und verbittert, irr und wirr, ohne Friede und Freude, ohne Weg und Ziel" (438). Doch dann kommt das - nach Handschrift und Bonus-Parallelen allerdings nicht mehr ganz - überraschende Fazit:

> "Es geht, wie alle hundert Jahr, eine Zeit der Unruhe durchs Volk, ein Fieber, aber ein Fieber zur Genesung. Altes und Faules wird im fiebernden Blut verzehrt und ausgeschieden. Neues und Starkes und Frisches will werden. Es geht wieder ein Sehnen durch unser Volk, die drei gewaltigen Mächte, die es aus sich selbst erzeugt, die Obrigkeit, die Religion und die Sitte, zu verjüngen. Es geht ein Wille und Wunsch durchs Volk, zur Natur zu kommen: zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum." (439)

Der zeitliche Rhythmus, mit dem der Weltgeist bei Frenssen auf religiöse Erneuerung drängt, ist mit seinem hundertjährigen Takt zwar weitaus kurzatmiger als bei Bonus, aber im Kern ihrer Aussage stimmen sie überein: Ende des 19. Jahrhunderts / Anfang des 20. Jahrhunderts ist die alte asketisch-jenseitige Orientierung des religiö-

sen Bewußtseins endgültig zur "Lüge" geworden und muß in dem unmittelbar bevorstehenden großen religiösen Umbruch der neuen Wahrheit von der aktiven, weltgestaltenden Gotteskindschaft unausweichlich Platz machen.

> "Schon lange nicht mehr reißt Gott mit tausend Fäden an uns wie er die Väter zog, sondern er drängt mit umfassenden Armen und in die Welt hinein, an die Arbeit, nicht an Winkelarbeit, sondern große ganze Arbeit." (440)

Daß dieser neue, in die Welt hineindrängende Aktivismus des "Lebensinstinkts" [441] nicht nur eine weltoffenere Haltung der Individuen meint, sondern auf Weltgestaltung in großem Stil zielt, spricht das Wort von der "großen ganzen Arbeit" aus. Zwar zielt jede religiöse Erneuerung auch für Bonus zunächst auf das Individuum und dessen ganz persönliche Entscheidung für eine andere Stellung zur Wirklichkeit, vollzieht sich also auch als ganz individueller Prozeß

> "Die Wirklichkeit der Religion ist das Ich. Nicht das wissenschaftlich kleingemahlene, ästhetisch wieder zusammengebackene und von der großen Phrase aufgeblähte Weltseifenblasen-Ich, ... sondern das Ich, das im realen schöpferischen Kampf der Wollungen und Gefühle, der versucherischen niederen und der offenbarenden höheren Instinkte und Kräfte zu wachsen sucht; das Ich, das nicht spiegelt und spiegelficht, sondern wertet und überwindet; und das alles nicht irgendwo in Büchern und Liedern, sondern im ganz gewöhnlichen Leben und Lebenskampf." (442)

Auch Frenssen scheint mit seinen im wörtlichen Sinne seelenvollen Formulierungen nur das individuelle Innenleben seiner Adressaten im Auge zu haben, wenn er pietistisch getönte Zuversicht verbreitet:

> "Für das Gute ist die Menschenseele geschaffen, göttlich ist ihr Wesen; es wird ihr sicher gelingen, Satan hinauszuwerfen samt seinen Engeln." (443)

Die so emphatisch das Moment des Persönlichen und Ichbezogenen betonenden Formulierungen machen jedoch zugleich

deutlich, daß die Selbstreinigung der einzelnen nicht Selbstzweck, sondern notwendige Voraussetzung für die über den einzelnen hinausgehenden Aktivitäten ist. Kai Jans gerät ins Schwärmen darüber, daß durch diese Predigt seines Jesus "eine Erregung durch die nördliche Landschaft flog", daß man sich endlich einmal wieder "großer Zeiten und ihrer Stimmen" erinnerte und diese Erinnerung auf die Gegenwart bezog:

> "Es wurden auf den Türschwellen und am Herd einmal wieder große Dinge beredet; Gott und Seele und Vaterland, das Zeichen einer großen Zeit." (444)

Bonus formuliert denselben Gedanken - wie in den meisten Fällen - unmittelbarer auf die weltanschauliche Praxis gerichtet:

> "Von hier aus (von der Bindung der Religion an allerpersönlichste Erlebnisse, K. U.) kommen wir allerdings zunächst immer nur zu einer Individualisierung der Religion; je ernster wir es damit nehmen, desto eher doch auch zur Nationalisierung, also für uns zur Germanisierung." (445)

Der Ernst, in dessen Namen er hier auf die nationale Erweiterung des Mythos drängt, zwingt Bonus jedoch gleich noch einen Schritt weiter, zur "Idee vom Menschheitsganzen" nämlich, in deren Verwirklichung der den Mythos begründende Allwille eigentlich erst die ihm adäquate Gestalt fände. Bei Kai Jans / Frenssen wird dieser Zusammenhang von Individual- und Globalperspektive zwar nicht explizit gemacht oder gar entwickelt, in parallelisierten Formulierungen aller drei Zielsetzungen aber implizit unterstellt, wobei die Verwendung der Reich-Gottes-Metapher offenbar dazu dient, eine klare Trennung zwischen nationaler und universeller Bedeutung zu vermeiden, das konkrete Verhältnis beider Bereiche vielmehr im metaphorischen Zwielicht zu belassen.

> "Das Herz rein, meine Brüder! Und die Hände immer bereit zu Güte und Treue! Die den Willen Gottes tun: nur die werden im freien, glücklichen Vaterland wohnen können. Reinigt Seele und Leben! Ganz heilig! Das Reich Gottes ist nah und scheidet die Menschen." (446)

Was bei Jans / Frenssen als ganz und gar von der prophetischen Emphase bestimmter und entsprechend verschwommener Zusammenhang unterstellt ist, wird bei Bonus schrittweise entwickelt. Da er dabei die Übergangsargumente liefert, die bei Frenssen ebenfalls unterstellt sind - er deutet sie höchstens an und das auch nur an ganz wenigen Stellen - hat er im Folgenden für den logischen Fortgang der gedanklichen Entwicklung zum völkischen Programm hauptsächlich das Wort.

> "Wenn doch der neue Mythos als persönliche Erkenntnis aufbricht und nur persönlich aufgenommen werden kann, weshalb kämpft er? Wie kommt es, daß gerade er mehr noch als alle Wissenschaft Gewicht darauf zu legen pflegt, der ganzen Menschheit verkündigt zu werden?" (447)

Im Gegensatz zur Wissenschaft, deren Erkenntnissen Allgemeinheit von vornherein zuerkannt wird, muß der Mythos um allgemeine Anerkennung kämpfen - doch worin hat die folgende, den Anerkennungskampf des Mythos legitimierende Bestimmung desselben eigentlich ihren Grund?

> "Der rein persönliche Charakter und der Wille zur Umfassung und Überzeugung aller sind nach dieser Seite hin die beiden Spannungswahrheiten, zwischen denen der Mythos lebt." (448)

Die Begründung ist eine Alleinheitsvorstellung, die sich einerseits gegen jeglichen rationalen Zugang sperrt:

> "Dem Mythos nämlich steht der Mensch gar nicht so vereinzelt als Individuum da, wie ihn die Wissenschaft sieht. Nicht zwar, daß er aus Stoffen besteht und nach Gesetzen sich bewegt, die auch die übrige Welt erfüllen ... Was das mythische Denken meint, ist etwas ganz anderes. Ihm ist die Welt von innen her, seelisch, viel stärker eine Einheit als irgendwelche Wissenschaft nachweisen, also auch be-

> haupten kann. Die philosophische Idee einer solchen Einheit läßt ihn gänzlich kalt." (449)

Dieser Einheit wird das "Dorfkind" in seinem alltäglichen, von Naturvorgängen und -zusammenhängen bestimmten Leben nicht nur ansichtig, sondern sogar unmittelbar teilhaftig, weil es sich als integrierten Teil dieses Zusammenhangs erfährt und verstehen lernt. Idealtypisch erlebt diese kosmisch-natürliche Welteinheit von kleinauf derjenige, der "oben auf dem freien Deich, im Angesicht des weiten Meeres, das bald licht ist wie die Sonne und bald düster wie das Grauen" (450) bereits das Licht dieser Welt erblickt und so "von Kind an mit dem Sinn für das Natürliche, Schlichte, Wahre begabt, mit Adams Augen"(451) ausgestattet wird. Darin hat der alte Hule Beiderwand im Sinne des neuen Mythos sehr wohl recht, daß er sich den Hilligenleibringer nur als einen von Geburt an mit dieser Deichperspektive ausgestatteten Zeitgenossen vorstellen kann, was Kai Jans - gegen das in seinem speziellen Fall voreilige Urteil des Alten - mit seinem mühseligen Kampf um die Ausweitung dieser zunächst auf die landschaftlich-biologische Natur beschränkten Einheitsperspektive auf die menschlich-politischen Zusammenhänge und deren programmatische Darstellung in der "Handschrift" eindrucksvoll bestätigt. Die so ganz an das persönliche Erleben gebundene, sich entsprechend nur in der individuellen Einzelexistenz vollziehende und von daher auch nicht zu verallgemeinernde Verwirklichung der inneren Einheit der Welt zielt andererseits zugleich immer schon über das bloß Personhafte hinaus, erfährt als All-einheit an diesem eine seinem Wesen widersprechende Beschränkung. Für den von dieser Erfahrung Betroffenen gibt es nie

> "eine Erwägung, die etwa auf die Alternative gestellt wäre: soll ich mein Erlebnis für mich behalten oder andere an ihm beteiligen? Sondern es wird von vornherein als die Bewegung einer Seele erlebt, die auch

> in anderen ist und deren Erlebnis daher die anderen ebensogenau und intim angeht als den, in welchem sie zufällig aufbrach." (452)

Aus der religiösen, d. h. ebenso subjektiven wie nicht hinterfragbaren Gewißheit, daß der Mythos in seinem notwendigen Drang, sich selbst zu realisieren, über die Beschränkung auf eine einzelne Existenz hinausgehen muß, ergibt sich - an dem Problem, worin er der ihm innewohnenden ideellen Einheit reale Gestalt geben kann - "eine andere Spannung":

> "Die zwischen den Ideen des Nationalismus und des Menschheitsganzen." (453)

Bonus zieht - durchaus realistisch und deshalb nicht überraschend in der entwickelten Phase des imperialistischen Wettstreits der europäischen Nationen - die Idee des Menschheitsganzen noch "rein negativ" im Verhältnis "zur gewaltsamen Durchsetzung der Einzelnation", hält aber an der letztlich globalen Perspektive des neuen Mythos fest:

> "Es verbirgt sich aber in dieser Negation die sehr wirkungsfähige und positive Idee einer Organisierung der Gesamtmenschheit. Und dies wiederum ist der praktische Ausfluß der mystischen Idee von der Menschheit als dem zusammenhängenden Leibe eines gemeinsamen geistigen Lebens." (454)

Die Fernperspektive überhebt den vom Mythos Durchdrungenen jedoch keineswegs des Zwiespalts zwischen "Menschheits- und Volksidee", im Gegenteil. Vor die Aufgabe gestellt, die Menschheitsidee zur lebendigen Menschengemeinschaft zu machen, lernt er aus der nahezu zweitausendjährigen geschichtlichen Erfahrung des Christentums, das er hinsichtlich dieser Zielsetzung als den großen mythologischen Vorläufer und Wegbereiter anerkennt und schätzt, den es nun, was den weltanschaulichen Gehalt angeht, mit dem das große Ziel erreicht werden soll, zu beerben gilt,

> "daß es nicht das Ideal ist, sich seinem Volke künstlich zu entfremden, um sich so gewissermaßen negativ und abstrakt der Menschheit zu nähern. Das Ideal ist stets nur die persönliche Auseinandersetzung zwischen Volks- und Menschheitsmythos." (455)

Den Inhalt dieser Auseinandersetzung faßt Bonus mit den sehr abstrakten Kategorien der Erweiterung und Erhöhung, die jedoch selbst in dieser Abstraktheit nicht verbergen können, daß der "eigentliche kosmische Denker" (456) an dieser Stelle dem neuen Mythos die völkische Wendung gibt, obwohl die Volkszugehörigkeit des mythisch Begeisterten zunächst nur als Begleitumstand erscheint, der bei der Verallgemeinerung dieser Begeisterung nicht einfach außer acht gelassen werden kann:

> "Der Mythos bleibt immer persönliche Schöpfung. Wenn es wahr ist, daß er die letzte und höchste allumfassende Wahrheit sucht, so hat er doch dazu keinen anderen Weg als den, die eigene Person, in welche die Zugehörigkeit zum Volk hineingehört, zu erweitern und zu erhöhen, um mit desto größerer persönlicher Kraft sich und wiederum sich auszusprechen. Einen Weg an sich selbst vorbei gibt es nicht. Es wäre eine unwirksame Erschleichung." (457)

Während Bonus sich mit dem frei konstruierten Problem der künstlichen Entfremdung vom eigenen Volk mühsam seinen Übergang zum Volk als dem eigentlichen Vermittler des neuen Mythos an die Menschheit erzwingt - die Zurückweisung einer nie und nirgends propagierten oder gar praktizierten Welt-, bzw. Menschheitspolitik, nämlich ohne Ausgang von einer nationalen oder volksmäßigen Basis als künstlich scheint umgekehrt einer Realisierung der Menschheitsidee durch die Erweiterung, bzw. Erhöhung von Person und Volk den Charakter eines gleichsam natürlichen Vorgangs zu verleihen, eine solche Realisierung sogar zur moralischen Pflicht zu machen - geht Frenssen mit weit weniger logischer Umständlichkeit auf sein Ziel los. Im hektischen Getriebe und zwischen den düsteren Mauern der Mietskasernen Ber-

lins hatte er angesichts der "heiligen Abendglut am weiten, freien Himmel" (458), die nur er selbst und seine Begleiter aus Hilligenlei, Vater Jans und Pe Ontjes Lau, wahrnehmen, ganz Deichler, mit dem Blick für den "Himmel unendlich hoch und unendlich weit" (459) geklagt:

> "Von diesen Tausenden (Arbeiter, Frauen, Kinder usw., K. U.) sind nicht Hundert, die wissen, was der rechte Lebensinhalt ist. Sieh, das Rot am Himmel! Wie fern sind wir von Gott und von der Natur, und darum vom Glück." (460)

Doch schon in der unmittelbaren Konfrontation mit den so naturfernen Phänomenen der Großstadt hat der Bezug auf die Natur nicht mehr nur den für eine Vielzahl von Bewegungen der damaligen Zeit typischen antizivilisatorischen Gegensatz Stadt - Land im Sinn, der etwa die Lienhardsche Parole "Los von Berlin!" bestimmt und in der Jugendbewegung und anderen naturschwärmerischen Gruppierungen seine eigentliche Ausprägung erfährt. Die "Tausenden von Arbeitern, Frauen, Kindern und Wagen", die "die Straße füllten", wecken in Kai Jans Bilder, die in eine ganz andere, scheinbar noch naturfernere Richtung weisen:

> "Zuweilen erschien es (!) wie ein unordentliches, aufgelöstes Heer, das sich ordnen wollte; dann wirrte es wieder hin und her, ziel- und zwecklos." (461)

Mit einigem Abstand, in der vertrauten Umgebung von "Wind und Wasser und Feld und Wald" kann Kai Jans begrifflich fassen, was ihm die widersprüchlichen Eindrücke in Berlin anschaulich bestätigen:

> "Es geht wieder ein Sehnen durch unser Volk, die drei gewaltigen Mächte, die es aus sich selbst erzeugt, die Obrigkeit, die Religion und die Sitte zu verjüngen. Es geht ein Wille und Wunsch durchs Volk, zur Natur zu kommen: zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu

einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum." (462)

Die massenhafte Versammlung von Menschen in der Großstadt Berlin ruft nicht die - von einem Heimatkünstler zu erwartende - Warnung vor Vermassung und Entpersönlichung hervor, sondern stellt sich dem Beobachter als der allerdings noch unzulängliche Ausdruck des Volkswillens dar, zu sich selbst zu kommen. Daß den meisten der äußerlich schon Vereinten noch gar nicht zu Bewußtsein kommt, was der rechte Lebensinhalt ist, wirkt auf den Hilligenleisucher mit den "Augen, die vom Deich und von der weiten See kommen", als eine einzige Herausforderung,

> "meinem Volke zu zeigen, das Leben meines Volkes ansehe: was unnatürlich und widersinnig und veraltet und tot ist und darum böse; und wie ich meine, daß es zum Heiligen und Gesunden kommen könnte. Ich wollte ein Buch schreiben von deutscher Wiedergeburt." (463)

Das Subjekt, das in diesem Buch als sich alle individuellen Strebungen unterordnend vorgeführt werden soll, ist der deutsche Volksgeist, der auf diese Weise seine individuellen Personifikationen zu ihrer natürlichen Bestimmung, vor allem anderen Deutscher zu sein, zurückzuführen sich anschickt. Er tut dies zugleich namens der ewigen Macht, die mit dem solchermaßen erweiterten Begriff der Natur zu einer Einheit verschmilzt und dem Natürlichen die höhere Weihe des Heiligen, die religiöse Legitimation verleiht: der am rückhaltlosesten dem Prinzip seines Volkstums sich Unterwerfende ist der Geheiligte, der dem Willen der "schaffenden Gottheit" am besten dient - der imperialistische Zirkel zeichnet sich ab (464).

Da das so in den Dienst des Höheren gestellte Volk alles Wesentliche "aus sich selbst erzeugt", muß alles letztlich

in ihm seine Bestimmung haben: das staatliche Handeln, jegliches religiöses Denken und auch alle Ethik sind diesem einen zentralen Prinzip unterzuordnen. Die Trias von der "schlichten, schönen Religion", der "sozialen Gerechtigkeit" und dem "einfachen, edlen germanischen Menschentum", in der der im Volk noch verborgen wirksame Wille, "zur (eigenen) Natur zu kommen", lebendige und sichtbare Gestalt annehmen soll, ist nur eine Wiederholung des alle privaten und öffentlichen Lebensbereiche dem Prinzip des Volksmäßigen, d. h. dem völkischen Denken unterwerfenden Erneuerungsprogramms in veränderter Reihenfolge: Religion, Staat und Ethik haben ihren letzten und letztlich einzigen Grund im Deutschtum, der "Kraft und Zukunft der Welt" (465).

Unter dem Kriterium der letztlich universellen Wirksamkeit verliert auch bei Bonus die Zugehörigkeit zum Volk sofort ihre scheinbar nur nebensächliche Bedeutung, ist der bloß individuelle Impuls zur menschheitsbezogenen Ausweitung der religiösen Erneuerung viel zu schwach und von daher auf die geballte ideelle Kraft des Volkes angewiesen. Dabei weiß Bonus durchaus und nimmt bewußt in Kauf, daß der nationale Ausgangspunkt die Langzeitwirkung der weltweiten Erneuerung ebenso gefährdet, wie er für ihre Durchsetzung unerläßlich erscheint. Auch für seine solcherart geäußerte Skepsis gegenüber der eigenen Konzeption dient ihm die Entwicklung des Christentums als historischer Beleg, wobei allerdings die Ableitung der geschichtlichen Durchsetzungsprobleme christlicher Weltanschauung aus einer angeblich zu engen Handhabung ihrer volksbezogenen Momente die Verballhornung der neutestamentlichen Botschaft zur jüdischen Nationalideologie noch offenkundiger zutage treten läßt als das - zuvor behandelte - Bemühen der christlichen Verkündigungsgeschichte zum Be-

weis für das genaue Gegenteil, nämlich die schädliche Wirkung zu radikaler Abstraktion vom ursprünglich volksbezogenen Gehalt der Botschaft ("künstliche Entfremdung") auf deren Verankerung im Bewußtsein der nichtjüdischen Nationen.

> "Man darf vielleicht vermuten, daß der biblische Mythos in seinem ersten Entwurf nicht sowohl eine Gemeinschaft derer wollte, die den Christus anerkannten, als die Gemeinschaft schlechthin, und daß der Christusglaube und was damit zusammenhängt, nur der jener Zeit nächstliegende, direkteste und für sie überzeugendste Ausdruck davon war. Die ganze Christusidee ist ja doch die Idee eines Reiches Gottes unter den Menschen, einer vollkommenen Gemeinschaft also, und die Entstehung des Christentums bedeutet, daß diese Gemeinschaft alle Volksgrenzen überschritt. Aber eben bei diesem Überschreiten der Volksgrenzen mußte, was im Zusammenhang des Ursprungsmythos nichts war als direkter Ausdruck der Idee, und als solcher eine Steigerung seiner Wucht auf dem andersgearteten Boden anders wirken. So wurde aus der direkten Aussprache und Ausgestaltung eine unsachliche Bedingung, und das konnte sich mit der Zeit nur verstärken." (466)

Diese, wenn auch auf die Geschichte des Christentums nur sehr bedingt zutreffende, gegenüber der imperialen Ausbreitung nationaler Ideologien allgemein jedoch überaus angebrachte, kritische Feststellung hindert Bonus nun aber keineswegs, mit vollem weltanschaulichen Elan auf eben diese national vermittelte Ausbreitung des neuen Mythos zu setzen. Für die Vorteile, die die nationale gegenüber einer bloß individuell personalen Fundierung und Verfechtung der weltanschaulichen Erneuerung hinsichtlich ihrer ideellen "Wucht" bringt, muß das Risiko mangelnder Aufnahmebereitschaft in den anderen Nationen in Kauf genommen und durch einen umso intensiveren Durchsetzungswillen kompensiert werden.

> "Vielleicht berühren wir hier eine Lebensbedingung alles Mythos, deren Einfluß also auch dem neuen Mythos bevorsteht. Ohne eine volle und wuchtige Aussprache erhält er nicht die zur Wirkung nötige Durchschlagskraft. Mit ihr aber ist er gleichzeitig mit

> einem Element beladen, das aus einer Förderung mit der Zeit eine Hinderung werden kann. Es gibt da keine andere Hilfe, als daß jedes Geschlecht sich bemühe, seinen Mythos so kräftig wie möglich zu gestalten und im übrigen darauf zu vertrauen, daß, je wuchtiger er sich geeignet zeigt, die Gesinnung weiterzugeben, die zu erwecken er geschaffen wurde, um so eher aus solcher Gesinnung der einer späteren Zeit nötige neue Mythos aufbrechen wird. Man muß, hier wie überall, auf automatische Lösungen, die ein für allemal gelten sollen, verzichten und vielmehr den Kampf in die Dinge lassen." (467)

Die einfache Begründung, warum die völkische Manifestation des Mythos die Durchschlagskraft besitzen soll, die zur Eroberung des Menschheitsganzen erfordert wird,

> "Die Menschheit fängt man im Volk an zu lieben." (468)

ist - in doppelter Hinsicht - so überzeugend nicht, wie die Selbstverständlichkeit glauben machen möchte, mit der sie hier wie auch in Frenssens Naturversion vorgetragen wird.
Zum einen offenbaren Bonus wie auch Frenssen - sicher unfreiwillig - , daß es mit der Liebe zum Volk, die die Basis zu allem weiteren sein soll, nicht so weit her sein kann, daß die Fassung des Verhältnisses zwischen dem einzelnen und seinem Volk mit dieser ethisch höchstrangigen Gefühlskategorie vielmehr die ideologische Idealisierung des politisch-gesellschaftlichen Zwangszusammenhangs darstellt, an den und in den sich jedes Individuum vom ersten Moment seiner selbstbewußten Existenz an verwiesen sieht. Bonus' zweite Formulierung seiner Begründung, warum das Volk der Ausgangspunkt aller weitergehenden Erneuerungsbestrebungen sein muß -

> "In der Tat führt der Mythos von der Menschheitseinigung zum Glauben an das eigene Volk zurück, als den Teil der Menschheit, an den man mit aller Arbeit sich immer wieder gewiesen fühlt." (469)

bringt diesen Zwangscharakter ebenso zum Ausdruck wie

die jubelnde Versicherung Jesu in Kai Jans' Handschrift, daß der neue Glaube, den er predigt, den Menschen, die ihn annehmen, ein ganz neues Leben, nämlich das Reich Gottes in dieser Welt bescheren werden:

> "Er zeigte ihnen das Glück der Seele, welche aus freier Liebe treulich auf seiten Gottes des Guten steht. 'Ein leichtes Joch (!) ist das', sagte er, und wirklich eine sanfte Last (!). Dagegen all das andere: die vielen Kirchengebote, böse Taten, böses Gewissen, Angst, Lebensnot ... wie schwer ist das!" (470)

Der einzige Unterschied zu der Gesetzesreligion der "Nationalisten" liegt in der Freiwilligkeit, mit der die Anhänger des neuen Glaubens den religiösen Kerngehalt der alten Gebote zu ihrem Lebensinhalt machen sollen. Das Volk Gottes soll sich die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Auserwählten, welche die Befolgung des göttlichen Willens zur Voraussetzung und zum Inhalt hat, durch die freiwillige Unterwerfung unter diesen Willen, von einer schweren in eine leichte Last verwandeln - am Jochcharakter der Zugehörigkeit ändert sich im Prinzip jedoch nichts, was deren Wirklichkeit so unumwunden als das benennt, was sie grundsätzlich und auch in der alltäglichen Praxis ist, daß daran alle die Natürlichkeit dieses Zusammenhangs behauptenden Formulierungen, wie etwa der Begriff der Volksgemeinschaft oder das Reden vom Volkskörper ihres ideologischen Charakters überführt werden.

Zum anderen geben Bonus und Frenssen deutlichst zu verstehen, daß der bruchlose Übergang vom Volksbewußtsein zu einem Menschheitsbewußtsein, wie ihn etwa Bonus' Formulierung, "man fange im Volk an, die Menschheit zu lieben" (471), suggeriert, in der Realität der Beziehungen zwischen den Völkern so bruchlos nicht sein kann. Wenn Bonus verlangt, man müsse den "Kampf in die Dinge lassen" und die "Durchschlagskraft" des neuen Mythos durch

eine "volle und wuchtige Aussprache" desselben erhöhen, und wenn Frenssen von der "großen germanischen Freude an Frühling, Wandern und Sieg" spricht, die die "ewigen, harten aber herrlichen und gerechten Gesetze dieser Erde" nicht durch "kleinere oder größere Mirakel verletzt", sondern durch die "treue Arbeit unserer Hände" vollstreckt sehen will, dann sprechen sie mit fast jedem Wort aus, was auf dieser letzten Stufe das Prinzip des neuen Mythos bei der Realisierung seines "Willens zur Umfassung" (472) ist: nationale Gewalt. Nicht ohne Grund setzt Bonus bei seiner Beschreibung dieser Phase, in der der "Mythos für die Erreichung seines hohen Ziels keinen anderen Weg als den (hat), die eigene Person, in welche die Zugehörigkeit zum Volk hineingehört, zu erweitern und zu erhöhen" (473), den Begriff des Nationalismus ohne Einschränkung der Volksidee gleich: Auch er weiß, daß kein Volk als geistig-kulturelle Größe existiert, sondern eben als Nationalstaat mit all den Eigenschaften und Interessen, die die internationale Konkurrenz und das Streben nach Vorherrschaft in ihr hervorbringen.

> "Wenn Israel sich vom babylonischen Mythos hätte verschlingen lassen, oder Griechenland vom ägyptischen oder persischen, oder Germanien vom römischen, sähe die Kulturgeschichte anders aus, aber kaum erhebender." (474)

Sowohl diese historischen Beispiele für das Aufeinanderprallen von nationalen Mythen wie auch der allgemeine Schluß, den er aus jenen zieht, daß nur das "Gegeneinanderwirken der beiden Gestalten (des Mythos) hier die persönlich richtige Lösung ergeben" (475) könne, lassen die Auflösung der "Spannung zwischen Menschheits- und Volksidee" in einen kontinuierlich-harmonischen Prozeß bestenfalls als idealistische Selbsttäuschung erscheinen:

> "Man muß die Idee des Volkstums mit derjenigen Glut erfassen können, die selbst über den Tod des Volkes als solchen fortzuwirken imstande ist. Gerade indem man es so tut, mit religiöser Glut also, wird man auf dem Wege die größere Idee der Menschheit finden, nicht als einen wissenschaftlichen Allgemeinbegriff, sondern als eine ebenso leidenschaftliche Idee einer größeren Gemeinschaft, der die Arbeit für das Volk Rechenschaft schuldet." (476)

Der Maßstab für die Rechenschaft jedoch, die hier namens der eher beiläufig auf dem Wege nationaler Erneuerung gefundenen größeren Idee der Menschheit verlangt wird, beseitigt jeden Zweifel an den Zielen, die Bonus und gleichgesinnte Propheten des neuen Mythos, wenn auch nicht in allen Formulierungen, so doch aber im Sinn haben:

> "Eine Weltreligion ist die Religion, die Kraft und Macht genug hat, um sich zur Volksreligion anderer Völker zu machen." (477)

Es ist der ideologische Zirkel imperialistischer Selbstrechtfertigung, der hier geschlossen wird. Die Nation, die sich mit ihrer "Volksidee" gegenüber den anderen Nationen durchsetzt, hat damit den Beweis geliefert, daß die ewige Macht sie zum Träger ihres "Willens zur Umfassung" gemacht hat; und die Nation, die das "Erstarken ihrer Volkskraft", also eine deutliche Steigerung ihrer ökonomischen Potenz und eine entsprechende Verbesserung ihrer politischen Position in der internationalen Konkurrenz als ausreichenden Grund dafür betrachtet, die anderen Nationen zur dauernden Anerkennung ihrer Überlegenheit durch die Unterwerfung unter den eigenen Willen zu zwingen, erhält auf diese Weise die religiöse Legitimation für ihre imperialistische Machtpolitik. Der Kerngehalt des neuen Mythos ist - wie die "Grundlage deutscher Wiedergeburt" - die religiöse Begründung und Überhöhung des imperialistischen Prinzips vom Recht des Stärkeren: die Nation, die den kosmischen Alleinheitswillen am inten-

sivsten als Willen zu sich selbst praktiziert und das durch ihre zunehmende Stärke dokumentiert, hat nicht nur das Recht, sondern erhält sogar den höheren Auftrag zur "Erweiterung" dieses ihres Willens auf die anderen Nationen.

> "Dies ist also der Weg von der Volksreligion zur Weltreligion. Es ist der alte Weg der größeren Kraft, der alte Weg, wenn man will (!), der Gewalt. Mit dem einzigen Unterschied, der allerdings einer der größten ist, die es gibt: daß Kraft und Gewalt mit mehr Bewußtsein ins Hebelwerk der Dinge verlegt sind, in Wille, Willensüberzeugung und Willensüberlegenheit . ... Das Hinzukommen des Schwertes ist nicht das Entscheidende ... Dieser Weg der friedlichen Willensüberzeugung ist bereits selbst das erste, äußerlich am leichtesten erkennbare Stück der volkstümlich deutschen Auffassung von den Dingen." (478)

Die der "Deduktion" legitimen deutschen Strebens nach Vorherrschaft in Europa jeweils auf dem Fuße folgende Beteuerung, das gewaltsame Geschäft ihrer Durchsetzung ganz und gar mit friedlichen Mitteln bewerkstelligen zu wollen - der Begriff der "friedlichen Willensüberzeugung" läßt in seiner Widersprüchlichkeit die rationalisierende Absicht unmittelbar zu Tage treten - erfährt ihre ungewollte ironische Widerlegung, wenn Bonus in dieser für die aktuelle Lage seit 1914 komprimierten, die Kernaussagen zuspitzenden Fassung seines neuen Mythos die Kriegsschuldfrage folgendermaßen löst:

> "Dieser Weltkrieg wurde nicht von denen gemacht, welche die Kraft in sich wußten, auch friedlich zu siegen und auf dem Wege dazu waren, sondern von denen, welche die sich im Frieden bewährende größere Kraft im Gegner fürchteten und die Überzahl der Schwächeren und Eifersüchtigen ausnutzen wollten." (479)

Im Gegenteil: der Waffengang, der sich gegen die ursprünglichen Vorstellungen und Absichten seiner Förderer zum ersten Weltkrieg entwickelte, war jahrelang vor seinem Beginn fester Bestandteil im strategischen Kalkül der deutschen Reichsführung. [480] Er wurde zunächst immer

wieder aufgeschoben, um die eigene militärische Position noch zu verbessern und schließlich, als ein relativ unbedeutender Anlaß ihn "ausbrechen" ließ, als willkommene Möglichkeit ergriffen, "die sich im Frieden (durchaus) bewährende größere Kraft" des Deutschen Reiches nicht länger der immer neuen Bewährungsprobe in der internationalen ökonomischen und politischen Konkurrenz auszusetzen, sondern eben diese Kraft dazu einzusetzen, diesen Konkurrenzkampf mit größter Wucht, d. h. mit einem (militärischen) Schlag und auf lange Sicht für das Deutsche Reich zu entscheiden. Nur so waren die "schwächeren und eifersüchtigen" Gegner von dem deutschen Volkswillen zur Weltherrschaft zu "überzeugen".
Was Bonus in immer neuen Anläufen gleichsam theoretisch und philosophisch herzuleiten versucht, die religiöse Legitimation deutschen Strebens nach europäischer Vorherrschaft - um die Jahrhundertwende noch gleichbedeutend mit der Weltherrschaft - das steht für Kai Jans/Frenssen unumstößlich fest und bedarf gar keiner weiteren Begründung mehr: seit der Reformationszeit sind "der Norden des deutschen Volkes und die anderen germanischen Völker Kraft und Zukunft der Welt", und diese immer noch bloß theoretische Bestimmung ist nun endlich durch die Einschwörung des Volkes selbst auch praktisch zu realisieren.

> "Nun freu' dich, meine Seele! Sitze noch ein wenig und sinne; und freu' dich! Welch eine Zeit! Wie hat die deutsche Wissenschaft Licht geworfen über viel, viel Dunkel! Mag das Licht dir auch ein wenig weh tun, Seele; deine Augen werden sich daran gewöhnen, Seele, Tagvogel, du! Siehst du nun deutlich das Land? Welch ein heilig Land! Unsere Kinder, unsere Jugend, wie wird sie glücklich sein! Sitze noch ein wenig und sieh und sinne ... So: nun nicht länger. Nun steh auf, zu froher Arbeit, Du Bange! Du Fröhliche! Du Gottesgenossin!" (481)

Die so subjektiv formulierte Schlußaufforderung des Verfassers der "Handschrift" an sein eigenes Selbst kann

nach deren Inhalt und dem Romanverlauf im ganzen kein Leser als so subjektiv auch wirklich gemeint mißverstehen. Sie ist der im rhetorisch eindringlichen Predigtstil vorgetragene moralische Appell, den jeder Leser in Deutschland mit gleicher Eindringlichkeit an sich selbst richten und auch praktisch umsetzen muß, um endlich die von höchster Stelle verordnete "große ganze Arbeit" an der Menschheit vom dafür ausersehenen deutschen Volk vollbringen zu lassen.
Auf eine andersartig eindringliche, fast wie ein Stück konkreter Poesie wirkende Weise macht Bonus seinen Lesern sinnfällig, was die Stunde geschlagen hat:

> "Wenn er (Gott; K. U.) aber sich also erheben und stark werden wird, so wird freilich das Erste wiederum ein Nein vor dem Ja sein, hoffentlich ein kurzes, schnelles - ein Wegfegen (!) nämlich all der plumpen Vertraulichkeit aller derer, die meinen, weil sie geschaffen sind, seien sie schon 'Gottes Kinder' oder Gottverwandt, sie und das andre Gewürm und die schleppfüßigen Rinder, oder weil sie diese und jene Gedanken nachdenken können, diese und jene Weltanschauung, alte oder 'neue'. Nur Menschen der Kraft wird er brauchen, dann, wie auch vormals, aber er wird die Kraft wieder durch Geist erzielen, statt durch Gesetz, durch Vertrauen, statt durch Schelten. Sehr freie, sehr starke, zuchtvolle gesegnete Menschen
> wird er schaffen, und wir werden
> sehr voll Gott und sehr selig
> sein.
>
> Ende" (482)

Der auf den Leser zielende Schriftkeil wird in seiner - im wörtlichen Sinne - zugespitzten Tendenz wirkungsvoll von der Diktion unterstützt, in der über die für den großen Neuanfang Unbrauchbaren bzw. Brauchbaren gesprochen wird.
Es ist bei Bonus wie bei Frenssen die Aufforderung an die Deutschen, das eigene Gemüt und den eigenen Willen ganz und gar zum Instrument der nationalreligiösen Erneuerung zu machen und mit der so sich ihrer selbst gewißt werden-

den Nation den "Weg von der Volksreligion zur Weltreligion" zu gehen. Der die Volkszugehörigkeit als absoluten Maßstab setzende, also völkische Imperativ ist das Endprodukt jener sowohl von Bonus als auch von Frenssen von Anbeginn an mit den Methoden der Reduktion und Parallelisierung betriebenen "Germanisierung des Christentums" (483). Über die Beschränkung der Gestalt Jesu und seines Wirkens in bestimmten gesellschaftlichen, politischen und theologischen Zusammenhängen zur zwar ersten und damit exemplarischen, aber zugleich nur historisch begrenzt wirksamen Manifestation und sogar Inkarnation der geheimnisvollen, ewig schaffenden Macht einerseits, über die gleichzeitige Ineinssetzung jedoch dieser historischen Konstellation mit der eigenen aktuellen Situation in Deutschland und Europa zu Beginn des 20. Jahrhunderts andererseits gelangen diese tiefdenkerischen Grübler über den göttlichen Willen zielstrebig zu ihrem im Ergebnis als solchem so plausibel wirkenden Analogieschluß, daß ebendieser Wille nun das Volk der Deutschen - wie seinerzeit den Jesus von Nazareth - in die Verantwortung für die Einheit der Menschheit rufe. Der großen Aufgabe werden die Deutschen nur dann gerecht, wenn sie eben ihr Deutschsein, an dem dem göttlichen Willen so sehr gelegen sein soll, zum alleinigen Maßstab für ihre Einstellung wie für ihr Handeln sich selbst wie allen und jedem anderen gegenüber machen. Völkische Ideologie im religiösen Gewand läßt sich klarer nicht formulieren: Hilligenlei ist tatsächlich gefunden und auf den Begriff gebracht!

III) IMPERIALISMUS OFFENSIV - WELTMACHTLITERATUR

1) Peter Moors Fahrt nach Südwest - das koloniale Vorspiel

a) Peter Moor statt Klaus Hinrich Baas

"Hilligenlei" ist Frenssens Roman "deutscher Wiedergeburt" - und er ist zugleich das Eingeständnis, daß das Unterfangen, dem deutschen Volk den Weg zu dieser Wiedergeburt zu weisen, noch weit von seinem Ziel entfernt ist. Am Ende des Romans steht dieses Eingeständnis in doppelter Gestalt. Einerseits endet Kai Jans' Handschrift mit einem siebenfachen (!) Appell zur Freude, der gerade in dieser kumulativen Form zu erkennen gibt, daß besagte Freude, wenn überhaupt, eine recht einseitige Sache, nämlich des Appellierenden, ist, in Wahrheit jedoch dessen eher verzweifelten Versuch darstellt, seine Adressaten zu der Freude über eine angeblich riesengroße Entlastung von jahrhundertealtem religiösen Ballast zu überreden. Andererseits steht am Ende des so offenbar mit geringer Wirkung rechnenden moralischen Aufrüstungsversuchs in Sachen völkisch-nationaler Einstellung der Deutschen Kai Jans' privates Scheitern und Sterben. Er hat dem Protagonisten des für das imperialistische Zeitalter durchaus nicht orginellen neuen Mythos eine Anstrengung abverlangt, von der dieser sich psychisch und physisch nie mehr ganz erholt und die ihn schließlich - unter der Belastung eines plötzlich notwendigen und außerordentlichen Energieaufwands - im nahezu noch jugendlichen Alter sogar das Leben kostet. Zwar sollen die Schlußsätze des Romans Zuversicht in idealistischer Manier verbreiten:

> "Was wollen wir nun noch sagen? ... In sein offenes Grab fiel ein schwerer, warmer Mairegen. Neues Korn

> sprießt auf. Und Menschen werden wachsen, die sich in Grübeln und Taten um die höchsten Dinge der Menschheit Mühe geben." (1)

Doch können weder die mit paulinisch-pädagogischem Ernst vorgetragene Eingangsfrage noch der bieder bemühte Tonfall des Schlußsatzes verhehlen, daß hier in Wahrheit Resignation die Feder führt. Nicht zufällig ist Frenssen gerade an dieser Stelle der "warme Mairegen" eingefallen, jene Metapher für sehr überraschende, eigentlich durch nichts gerechtfertigte Himmelgeschenke. Nicht mehr die Erfolglosigkeit des national-sozialen Vereins, dem Frenssen noch als Pfarrer beigetreten war, weil er sich nicht für einen "Menschen öffentlicher, tapferer Taten, öffentlichen freien Auftretens" hielt, ist der Grund für des Volksschriftstellers Hoffnung auf einen warmen Regen für "die höchsten Dinge der Menschheit". Frenssen hat sich inzwischen von der auf einen zu kleinen Kreis von Parteigängern beschränkt gebliebenen national-sozialen Bewegung gelöst und seinerseits - spätestens mit "Hilligenlei", und im besonderen mit dessen "Handschrift" - tatkräftig begonnen, den Grund für das Versagen Naumanns und seines Vereins zu beseitigen:

> "Wenn unser Verein auch das eigentliche Christentum, das paulinische, dogmatische ablehnte, lag ihm doch, in und mit seiner Jesusfrömmigkeit, viel christliches zugrunde. Seine Grundlage war ein weichliches, unkräftiges und unklares Christentum, und das war ein Grund, der nicht tief genug ging. Der auch viel Undeutsches in sich hatte und daher nicht trug. Unser Führer machte eine Reise nach Jerusalem und Nazareth und schrieb über diese Fahrt ein großes Buch. Er hätte im Wilseder Grund in der Lüneburger Heide oder auf dem Blocksberg die Belange deutscher Seele und deutschen Volkes suchen sollen. Aus demselben Grunde - weil der Boden, auf dem wir standen, nicht trug - blieb die ganze Bewegung ohne Drama, ohne Härte und Schwung." (2)

Doch auch die ganz und gar nicht mehr weichliche, kräftige und sehr klare Grundlegung deutscher Wiedergeburt, wie er, Bonus und etliche Zeitgenossen sie betrieben,

zeigten (noch) nicht die erhoffte Wirkung. Die Zeit, in der die Sozialdemokratische Partei bei den Reichtagswahlen ständig ihren Stimmenanteil vergrößerte, ohne allerdings daraus - wegen des Dreiklassenwahlrechts - schon die Reichspolitik bestimmendes Kapital schlagen zu können [3], in der diese Partei ihre Erfolge unter anderem gerade mit einer scharf antinationalistischen Politik errang, enthielt noch nicht die ökonomischen und politischen Voraussetzungen für eine bereitwillige Aufnahme völkisch nationaler Ideologien auf breiter Basis. Daß auf Grund der - durch das herrschende Wahlrecht eher befestigten als in Frage gestellten - Machtverhältnisse in der feudalen Tradition des 19. Jahrhunderts die Reichsregierung durchaus in der Lage war, eine nationalistische Politik nach außen zu betreiben, konnte den Volks-Mann Frenssen nicht befriedigen. Erst wenn diese Politik von den breiten Volksmassen getragen würde, wäre sein Ideal von der "im Tiefsten und Edelsten, in der Herzen Frömmigkeit gegründeten Politik" erfüllt. Und gemessen an diesem Ideal blieb bei Abschluß des "Hilligenlei" nur der Trost vom "warmen Mairegen".
Da kommt das Exempel eines die eigene Volkskraft angeblich bedrohenden und damit zugleich herausfordernden Kriegsgeschehens auf einem relativ ungefährlichen Nebenschauplatz der imperialistisch bestimmten Weltgeschichte dem verzweifelt Hoffenden zu Hilfe und schafft die Möglichkeit, das gegen die eigene Person wie alle anderen Menschen auf der Erde rücksichtslose neudeutsche Bewußtsein als probates Mittel nationaler Selbstbehauptung eindringlich zu demonstrieren: In den Jahren 1904/05 wird die deutsche Öffentlichkeit durch schockierende Meldungen über den Herero-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika aufgeschreckt. Kai Jans, der vor seinem privaten Unglück auf eine Weltreise flüchtende Weltverbesserer, hat selbst noch den Weg in den

Teil der Welt gewiesen, in dem sich der neue Mythos deutscher Prägung demonstrativ bewähren kann. Von Südafrika aus macht er mit einem Freund eine Reise nach Deutsch-Südwest und gerät ebendort zwar nicht in die Kampfhandlungen, muß aber bei der Rettung einer vor den Hereros flüchtenden Kolonistenfamilie so große körperliche Strapazen auf sich nehmen, daß er nur noch todkrank nach Deutschland sich einschiffen lassen kann.

Der tragische Tod des Helden zeigt an, daß in der deutschen Kolonie nicht alles zum besten steht. Sein, des Reich-Gottes-Predigers, persönliches "Opfer" für die deutsche Kolonistenfamilie bestätigt nachdrücklich, daß die Befriedung jenes der Barbarei anheimgefallenen Erdenwinkels von der ewigen Macht in Form einer deutschen Strafexpedition auf die historische Tagesordnung gesetzt worden ist.
Dabei geht es in Deutsch-Südwestafrika [4] nicht primär um die ökonomische Potenz eines Kolonialgebiets, auf das das Deutsche Reich als - auch in kolonialer Hinsicht "verspätete Nation" - unbedingt angewiesen gewesen wäre: weder landwirtschaftlich noch von seinen Bodenschätzen her hatte dieser Landstrich strategische Bedeutung. Es geht vielmehr - und das macht den Krieg im fernen Afrika so geeignet für die völkisch ideologische Indienstnahme - um die Legitimation des weltweiten Machtanspruchs, den die Deutschen als "Kraft und Zukunft der Welt" erheben, durch den Nachweis, daß ein seiner selbst und der daraus sich ergebenden Menschheitsaufgabe gewisser deutscher Wille diesen Anspruch auch unter extremen Bedingungen jederzeit zu realisieren imstande sei. Ein solcher Nachweis imperialer Kraft ist den völkischen Propheten in diesem Stadium des Deutschen Reiches auf dem Weg zur Weltmacht vor allem nach innen wichtig, für das deutsche Volk selbst, hängt nach ihrer Einschätzung

der Erfolgschancen für die deutsche "Weltmission" doch alles davon ab, ob es in absehbarer Zeit gelingt, den noch nicht erwachten, sich seiner selbst und seiner Möglichkeiten also noch gar nicht bewußten deutschen Geist auf möglichst breitenwirksame Weise mobil zu machen.

Frenssen sieht den Zusammenhang, d. h. die Chance zur völkischen Mobilisierung und reagiert auf - für sein ansonsten eher bedächtiges Wesen - geradezu blitzartige Weise.

> "In der Heimat überstürzten sich inzwischen die Unglücksdepeschen. Eine Hiobsbotschaft folgte der anderen. Zunächst war der Norden abgeschnitten, dann blieben die Nachrichten aus Windhuk, Okahandja und Karibib aus. Und was durchkam und in die Heimat gelangte, jagte uns das Entsetzen durch die Adern." 5)

Auf solche Depeschen hin, die häufig in Meldungen über die angebliche Verschleppung und Ermordung deutscher Farmer ihren die deutsche Öffentlichkeit aus kolonialem Dämmerbewußtsein reißenden Höhepunkt haben, wirft Frenssen sein Konzept,

> "nun in der vierten Erzählung (seit "Die drei Getreuen", K. U.) den Hellen und Tüchtigen zu bringen, um die Urformen von niedersächsischem Blut darzustellen" 6),

über den Haufen, um einer gleichsam höheren und weitreichenderen Aufgabe nachzukommen:

> "Als nun um diese Zeit, da ich mich mit jener neuen Erzählung zu befassen anfing - es war 1905 - jener Feldzug in Südwestafrika vor sich ging, der uns so viel Blut kostete, kränkte es mich, daß unser Volk nach dem russisch-japanischen Kriegsschauplatz starrte und für die heiße Tapferkeit und das Sterben unserer eigenen Leute kein Herz hatte." 7)

Seine Beobachtung und entsprechende Einsicht,

> "wie unser Volk wohl hier und da in den Zeitungen einen Fetzen von diesen Begebenheiten (in DSW, K. U.) erführe, wie aber das große Ganze, der ergreifende Zug der Geschehnisse, ihm verborgen bliebe und auf

> diese Weise ein großer sittlicher Wert ihm verloren ginge" 8),

läßt ihn den für den Verfasser der "Handschrift" einzig möglichen Schluß ziehen: den "sittlichen Wert" dieses Krieges, d. h. den Nachweis, welch überragende Leistungen und welch ungeahnte Möglichkeiten ein auf das einzig Wesentliche, das Deutschsein eben, konzentrierter Wille zu entwickeln imstande sei, der deutschen Öffentlichkeit literarisch vor Augen zu führen: "Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht." 9)

Daß Frenssen allerdings einen Gegensatz zwischen sich als bisher nur mit dem Topos Heimat befaßten Autor, nun aber plötzlich und scheinbar ganz unvorbereitet in die nationale Verantwortung gerufenen deutschen Schriftsteller aufmacht, ist die - wie auch immer begründete - Verkennung des tatsächlichen Sachverhalts:

> "... wurde ich durch einen Zufall und jähen Zorn dazu geführt, daß ich, obwohl noch in der Heimatlandschaft und ganz ihr Kind, einen allgemein deutschen Stoff und eine beliebige deutsche Person darzustellen in die Lage kam, und so, aus meiner Heimat herausgeführt, ja gerissen, ein deutscher Schriftsteller wurde." 10)

Im Gegenteil: Der Heimatdichter, der seit seinem zweiten Roman den religiös begründeten Zusammenhang von Heimat- und Nationalbewußtsein, den ideologischen Kerngehalt der Heimatkunst überhaupt, exemplarisch entwickelt und mit der "Handschrift" seines Kai Jans sogar zu einem gleichsam theoretischen Abschluß geführt hat - der zweite Abschnitt unserer Arbeit ist die Analyse dieser exemplarischen Entwicklung - läßt seinem SWA-Fahrer Peter Moor weltweit vollenden, was dessen bodenständige Vorgänger mit der Deichperspektive in ihrem grüblerischen Bewußtsein noch auf den privaten oder höchstens heimatlichen Wirkungskreis beschränkt hatten: die praktizierte Überzeugung von der kosmisch-natürlichen Bestimmung des deutschen Volkes zur neuzeitlichen Erfül-

lung des biblischen Auftrags: "Machet euch die Erde untertan!"

> "'Frei durchgehn', wie Raabe es nennt, weil man im Herzen das Leuchten übermenschlichen Geheimnisses trägt, das ist germanisch und deutsch." 11)

Diese in den Heimatromanen Frenssens immer und immer wieder die positiv, d. h. natur- und heimatverbunden gezeichneten Protagonisten bestimmende religiöse Grundhaltung ist auch das Credo des neuen Helden Peter Moor, das - so formuliert - seinen ihm innewohnenden Anspruch auf Weltgeltung nicht unmittelbar zum Ausdruck bringt. In der Gleichsetzung jedoch von Erfülltsein durch das Göttliche und deutschem Wesen steckt umgekehrt die göttliche Legitimation, ja sogar Verpflichtung, die ganze Welt und Menschheit mit dem deutschen, weil eigentlich göttlichen oder doch sehr gottnahen Wesen zu erfüllen; den Beweis für eine derartige Gleichsetzung liefert die weltweit erfolgreiche Durchsetzung des gottbegnadet deutschen Wesens. Frenssens abrupter Wechsel von Klaus Hinrich Baas zu Peter Moor ist nicht der "durch einen Zufall und jähen Zorn" verursachte Bruch des Heimatdichters mit seinem bisherigen Sujet, sondern er verdankt sich der entschlossen zupackenden Erkenntnis gerade des Heimatdichters, daß an dem Krieg in der südwestafrikanischen Kolonie exemplarisch - exemplarischer und damit plausibler als an dem Kaufmann Klaus Hinrich Baas, der diese Demonstration auf seine nur weniger spektakuläre Weise ein paar Jahre später durchaus "nachholen" darf - zu demonstrieren ist, was das Wort von der "grossen ganzen Arbeit" 12) bedeutet, die nun, im gerade beginnenden 20. Jahrhundert, von den mit dem "Leuchten Übermenschlichen Geheimnisses" erfüllten Deutschen für die Menschheit zu leisten sei. Entbehrungen, Strapazen und auch der Tod auf dem Schlachtfeld sind der von den Deutschen selbst wie von ihren Kriegsgegnern, den unfreiwil-

ligen Adressaten ihrer Weltmission, notwendige und entsprechend stolz bzw. hingebungsvoll zu zahlende Tribut für die neue Weltmachtrolle des Deutschen Reiches und die von ihm zu errichtende gottgewollt deutsche Weltordnung.

Warum für eine solche Demonstration gerade die Häufung von unmittelbaren Kriegsepisoden geeignet erschien, zeigt ein ausführlicher Blick auf die Geschichte der deutschen Großmacht-, d. h. Kolonialpolitik gegenüber und in Südwestafrika. Seit dem Januar 1904 ist das Problem der "deutschen Wiedergeburt" nicht länger ein nur theoretisches: Die Herausforderung durch den Hereroaufstand in DSW und die sich anschließende neuerliche Rebellion der Hottentotten, diesmal allerdings - im Gegensatz zu früheren Versuchen einzelner Stämme - als groß angelegte, zentral gelenkte Entscheidungsschlacht gegen die Kolonialherren, ist der Ernstfall, an dem sich die deutsche Nation als Trägerin des neuen Mythos zu bewähren hat.

Mit dem Hereroaufstand nämlich entdeckt sich das Deutsche Reich zum ersten Mal als eine Macht, die zunächst zwar nicht offiziell, aber durch die staatlicherseits mit Wohlwollen betrachteten Kolonisierungsaktivitäten deutscher Siedler faktisch eine Rolle im weltweiten Kampf der Großmächte spielt. In DSW wird diese neu gewonnene und den Deutschen durch ihre Bedrohung überhaupt erst bewußt werdende Position von einem Feind bedroht, der sowohl durch die ihm nachgesagte Grundhaltung gegenüber den deutschen Kolonisatoren als auch durch seine unmittelbare Taktik während des Krieges die nationale Empörung und entsprechende Einsatzbereitschaft über die Maßen provoziert.

b) Die deutsche Kolonialpolitik in SWA

Daß bis in die Jahre 1904/05 hinein der Abteilung Kolonien innerhalb deutscher Außenpolitik in der Öffentlichkeit des Deutschen Reiches nur so geringe Bedeutung beigemessen worden war, hatte seine Gründe. Die zuständigen staatlichen Stellen, das Reichs-Kolonialamt und die Reichsregierung, konnte bis über die Jahrhundertwende hinaus kein Interesse an intensiver Publizität ihrer SWA-Politik haben. Noch immer nämlich bestimmten - wenn auch seit den Herero-Kämpfen zwischen 1894 und 1896 nicht mehr unumstritten - die Prinzipien die deutsche Kolonialpolitik, die schon unter Bismarck ausgearbeitet und durchgesetzt worden waren.[13)]

> "Meine von Sr. Majestät dem Kaiser gebilligte Absicht ist, die Verantwortlichkeit für die materielle Entwicklung der Kolonien ebenso wie ihr Entstehen der Tätigkeit und dem Unternehmungsgeiste unserer seefahrenden und handeltreibenden Mitbewohner zu überlassen, und weniger in der Form der Annektierung von überseeischen Provinzen an das Deutsche Reich vorzugehen, als in der Form von Gewährung von Freibriefen nach Gestalt der englischen Royal Charters im Anschluß an die ruhmreiche Laufbahn, welche die englische Kaufmannschaft bei Gründung der Ostindischen Kompanie zurückgelegt hat, um den Interessen der Kolonie zugleich das Regieren derselben im wesentlichen zu überlassen und ihnen nur die Möglichkeit europäischer Jurisdiktion für Europäer und desjenigen Schutzes zu gewähren, die wir ohne stehende Garnison dort leisten können.[14)]

Zwar hatte die allgemeine Entwicklung in SWA - vor allem die überraschend und erst aufgrund deutscher Privatinteressen an Teilen des Territoriums[15)] sich auftuende Konkurrenz zu Großbritannien - noch unter Bismarck zur Entsendung eines Reichskommissars (1885) und schließlich sogar zur Aufstellung und zum Einsatz einer Schutztruppe (1888/89) geführt, doch hielt sich die offizielle staatliche Verwaltungstätigkeit noch immer so sehr in Grenzen, daß von einer Staatskolonie DSW-Afrika im stren-

gen Sinne keine Rede sein konnte. Obwohl nach Bismarcks Entscheidung - kurz vor seiner Entlassung, 1890 - den von der DKGSWA [16] geplanten Verkauf von zwei Dritteln der Küstenländereien an eine englische Gesellschaft nicht zuzulassen, das staatliche Verwaltungssystem weiter ausgebaut wurde [17], blieb das Engagement des Deutschen Reiches ein sehr zurückhaltendes, mehr durch den Gang der Dinge erzwungen als zielstrebig gewollt und realisiert. So distanzierte sich Reichskanzler v. Caprivori am 1. März 1893 im Deutschen Reichstag von den eigenmächtig zu weit getriebenen Kriegsmaßnahmen gegen die Witboois, rebellierende Eingeborenenstämme im Süden des Landes, um im selben Atemzug am deutschen Besitzanspruch auf SWA festzuhalten:

> "Wir wollen keinen Krieg führen, wir wollen auf unblutige Weise uns immer mehr zu Herren des Landes machen und unsere Herrschaft befestigen. Wir haben Südwestafrika einmal (!), jetzt ist es deutsches Land und muß als deutsches Land erhalten bleiben." [18]

Dieser Doppelaufgabe - Sicherung der Hoheitsgewalt des Deutschen Reiches in SWA bei gleichzeitiger Beschränkung seines finanziellen Engagements auf ein Minimum - entsprach das "System Leutwein", das die deutsche Protekoratsführung von 1894 bis 1904 bestimmte. Unmittelbar nach seiner Amtsübernahme als Chef der Verwaltung und der Schutztruppe in DSWA begann Major Leutwein mit der Korrektur der Politik seines Vorgängers, "die territoriale Herrschaft der Deutschen mit Gewalt zu erzwingen" [19]: er versuchte, mit möglichst vielen Häuptlingen der Eingeborenenstämme Schutzverträge abzuschliessen, in denen einerseits die Stammesstruktur und die Häuptlingsgewalt garantiert wurden, während andererseits die Häuptlinge den europäischen Zuwanderern Freizügigkeit und Siedlungsrecht einräumten. Voraussetzung einer derart "liberalen" Kolonialpolitik war allerdings, daß

sie sich jederzeit des staatlichen Gewaltmonopols sicher sein konnte und es auch einzusetzen bereit war, wenn eine offene Nichtachtung deutscher Siedlungsansprüche drohte. Immerhin gelang es dem Reichskommissar mit seinem System, das auf immer neuen sehr stark von persönlichen Vertrauensverhältnissen abhängigen Verhandlungen beruhte, sogar auf der Einbeziehung von Häuptlingen in die Verwaltungsarbeit, aber ebenso auf indirekter Erpressung und einzelnen offenen Gewaltmaßnahmen gegen rebellierende Stämme oder einzelne Häuptlinge, SWA zwischen 1894 und 1904 nicht nur nominell, sondern auch in der ökonomischen Praxis zu einer deutschen Kolonie zu machen, ohne daß es zu einem regelrechten Kolonialkrieg gekommen wäre.
Andererseits war Leutwein Realist genug zu sehen, daß jede noch so geschickt kooperative Formen benutzende Kolonialpolitik langfristig zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Eingeborenenbevölkerung führen mußte, selbst in einem Land wie SWA, das durch seine immense Ausdehnung [20] das Nebeneinander von Eingeborenen und europäischen Siedlern zu ermöglichen schien. Die Aufforderung, immer neue Teile ihrer großen Viehbestände an die weißen Neusiedler zu verkaufen, deren Nichtbefolgung zur zwangsweisen Konfiskation führte, ließ die Hereros wie die Hottentotten, die beiden Hauptvölker unter den Eingeborenen in SWA, im Laufe eines Jahrzehnts erkennen, daß sie ihre bisherige Existenzgrundlage zu verlieren drohten. Dieselbe Wirkung hatten für die noch mehr oder weniger nomadisierenden Völker Verordnungen der deutschen Kolonialverwaltung, die auf eine strikte Festlegung der Weidegebiete hinausliefen, um die intensive Weidewirtschaft nach europäischem Muster zu fördern: eine extensive Nutzung der ausgedehnten Weideflächen wurde in zunehmendem Maße unmöglich und damit die Reproduktion der Eingeborenen in der ihnen

vertrauten Form. Je länger, desto deutlicher lief die deutsche Besiedelungspolitik - bei allem Entgegenkommen in den Formen der Inbesitznahme des Landes - auf die Alternative Unterwerfung unter die von den Deutschen gesetzten Bedingungen oder Verteidigung der eigenen Reproduktionsformen und Sozialverhältnisse hinaus. Obwohl diese Entwicklung auch dem deutschen Reichskommissar bewußt war

> "Die Eingeborenen fühlen, daß unsere ganze Kolonialpolitik schließlich auf eine Beschränkung ihrer Rechte hinausläuft und wollen sich nicht gutwillig fügen." 21)

versuchte er, ihren notwendigen Konsequenzen theoretisch und praktisch auszuweichen.
Theoretisch glaubte er, Entwicklungsfaktoren mit einkalkulieren zu dürfen, die - wenn auch nicht mit allzu großer Wahrscheinlichkeit - die Möglichkeit eines friedlichen Arrangements mit den Eingeborenen zu eröffnen schienen. Zum einen trennte er den Widerstand der Eingeborenen, vor allem der Hereros, die er als die kulturell am höchsten entwickelten mit europäischen Maßen messen zu können glaubte, in einen (nur) politisch motivierten und einen anderen, sozusagen auf höherer Dringlichkeitsstufe, aus der Angst um die nackte Existenz geborenen und entschied dann - auch im Gegensatz zum offenen Augenschein -, daß es sich in der Regel nur um den ersteren handle, weil vor allem die Häuptlinge, anders - und zwar härter - von den Kolonialmaßnahmen betroffen als ihre Untertanen, nämlich in ihrer politischen Machtstellung bedroht, zur offenen Rebellion trieben, wobei sie jeweils Schwierigkeiten mit passivem Widerstand ihrer eigenen Leute bekämen.
Zum anderen konnte er gerade diese illusionistische Einschätzung - sehr einfach, aber wiederum falsch, weil in Kategorien europäischer Machtpolitik gedacht - in die Erwartung verlängern, die immer stärker werdende Über-

legenheit der deutschen Kolonialmacht werde die durchaus mit politischem Kalkül ausgestatteten Häuptlinge "mit der Zeit" zu der realistischen Einsicht bringen, daß sie sich mit dem Unabänderlichen abzufinden und pragmatisch in den neuen Verhältnissen einzurichten hätten. Die rationalisierende Beruhigung über die Konsequenzen des eigenen offensiven Vorgehens ließen sogar den Widerspruch zu, auf der einen Seite klar zu sehen,

> "daß die Weißen bei aller äußeren Freundschaft seinem Volke den politischen Untergang bringen müssen und daher Todfeinde des Letzteren sind," 22)

andererseits jedoch für die Betroffenen einen politischen Realismus in Anschlag zu bringen, der die mit allem machtpolitischen Zynismus ausgestattete Einschätzung zuließ

> "daß Anerkennung der drückenden Machtüberlegenheit der Deutschen sogar eine 'Todfeindschaft' disziplinieren könne, mindestens bis sie durch Gewöhnung an eine als zumutbar empfundene Staatsstruktur abgelöst werden würde." 23)

So wußte Leuwein sich mit seiner "Friedenspolitik" einerseits auch immer noch und wieder gegen die auf einen Präventivkrieg gegen die Gesamtheit der Hereros hinauslaufenden Forderungen der Ansiedler nach militärischen Maßnahmen - gelegentliche Rückfragen bestätigten es ihm - in Übereinstimmung mit dem Reichskolonialamt und dessen Instruktion von 1894, die ihn auf die Verhinderung von Kolonialkriegen verpflichtete; andererseits bedrängte ihn aber dauernd die Sorge, es könnten Aufstände trotz seiner taktisch lavierenden Verhandlungspolitik gegenüber den Häuptlingen ausbrechen, für deren Opfer unter den deutschen Siedlern man ihn und seine "weiche Linie" verantwortlich machen würde.
Tatsächlich kam es unter Leutweins Kommissariat wiederholt zu Unbotmäßigkeiten und Aufstandsversuchen - 1896 erhoben sich Hottentottenstämme im Osten der Kolonie, um

ihr extensives Nomadendasein gegen die Besiedlungspolitik der deutschen Verwaltung zu sichern - doch in den 10 Jahren bis 1904 gelang es den Verwaltungsbehörden jedesmal mit relativ geringem militärischem Einsatz, die Ausweitung zu kriegsähnlichen oder gar kriegerischen Auseinandersetzungen zu vereiteln. Die gebräuchlichste Strafe für Widerstandshandlungen gegen die staatliche Gewalt waren Beschlagnahmungen ihres Viehs, eine Maßnahme, die sich nicht nur gegen die Eingeborenen richtete, sondern gleichzeitig die Ansiedlung von weißen Einwanderern erleichterte. Der offiziellen Doktrin nach sollte ein radikaler Wirtschaftsliberalismus gleichsam natürlich das Verhältnis der schwarzen und weißen Bevölkerung zueinander für die Zukunft regeln:

> "Mochte derjenige Eingeborene, der nicht arbeiten, dabei aber doch die Güter dieser Welt nicht entbehren wollte, sich allmählich ruinieren, während der betriebsame Weiße dabei gewann. Damit würde nur ein ganz naturgemäßer Prozeß gegeben gewesen sein." 24)

Eine solche Zusammenfassung der ökonomischen Chancen von Schwarz und Weiß war schon ganz allgemein angesichts der entwickelteren land- und viehwirtschaftlichen Fähigkeiten und Ausrüstung, die die europäischen Siedler aus ihrer Heimat mitbrachten, und der Vorteile, die ihnen die koloniale Verwaltung bei der Ansiedlung im Territorium einräumte, eine interessierte Verdrehung der realen Verhältnisse. Vollends zynisch wurde sie durch die Strafpolitik der Landeshauptmannschaft, weil die Viehkonfiskationen nach Aufständen der gewünschten Entwicklung noch nicht einmal in den Formen ökonomischer Konkurrenz, sondern eben mit der puren Gewalt der Kolonialbehörde zur Durchsetzung verhalfen.

> "Leutwein argumentierte immer wieder, man müsse die Stämme von ihrer als unökonomisch groß betrachteten Zahl des Viehs 'sachgemäß entlasten'. Damit wollte er vor allem Land für Europäer freimachen, zugleich

> aber die Herero zur Qualitätssteigerung in der Viehzucht zwingen, die Inzucht bekämpfen und damit die gesamte Viehwirtschaft Südwestafrikas nach agrarwirtschaftlichen Gesichtspunkten unter Kontrolle bringen." 25)

Unvorhersehbar beschleunigt wurde die für die Eingeborenen langfristig bedrohliche Entwicklung durch eine verheerende Rinderpestseuche im Jahre 1897, der unmittelbar eine Malariaepidemie folgte. In abgelegeneren Gebieten, die von den Impfmaßnahmen nicht rechtzeitig erreicht wurden, erreichten die Viehverluste bis zu 95%. Und die Malaria wütete unter den Menschen in ähnlich vernichtender Weise.
Trotz der hohen Verluste an Menschen und Tieren scheint aber eine unmittelbare Existenzbedrohung für die Eingeborenen nicht entstanden zu sein. Zwar rechnete der Reichsgouverneur "einen Augenblick lang, auf dem Höhepunkt der Rinderpest, mit spontanen Aufständen", war aber, als diese ausblieben, davon überzeugt, langfristig mit positiven Auswirkungen der Naturkatastrophe rechnen zu können, weil sie den "Druck der Zivilisation"[26] verstärkte, von dem er sich vom Anfang seiner Tätigkeit an die "friedliche" Auflösung der alten Gesellschaft Südwestafrikas und damit auch der Machtverhältnisse im Lande versprochen hatte.

> "So entstand eine neue ökonomische Ausgangslage. Wurde bisher die organisatorische Überlegenheit der Europäer im Anfangsstadium durch die großen wirtschaftlichen Reserven der Herero kompensiert, war nun dies mildernde Polster gegen die Härten eines wirtschaftlichen Umschichtungsprozesses, wie ihn die Regierung vorhatte, geschwunden und damit auch eine der Grundvoraussetzungen, wie sie auch Leutweins Vorstellung einer friedlichen Entwicklung zugrunde gelegen hatte." 27)

Als unmittelbare Folge der Epidemie wurde von mehreren Seiten eine allgemein kulturelle Krise vor allem der Herero festgestellt, Resignation und Verbitterung breite-

ten sich unter den Eingeborenen aus und behinderten deren Aktivitäten beim Wiederaufbau ihrer wirtschaftlichen Existenzgrundlage, der Viehherden.
Der Reichskommissar sah zwar auch die Krisenanzeichen, interpretierte sie jedoch positiv im Interesse der längerfristigen Entwicklung.

> "Wieder hatten von der Verwaltung nicht verursachte Umstände eine Situation herbeigeführt, die nach seiner Ansicht ganz in die Richtung der erwünschten allgemeinen Anpassung der einzelnen Eingeborenen und der Schwächung der Eigenständigkeit der Stammesorganisationen wies.
> Der Rinderreichtum hatte bisher verhindert, daß sich die Herero zum Arbeiten bequemten, während nun in zweierlei Richtung Bereitschaft zu regelmäßiger Arbeit sich ausgebildet hatte: zum Gartenbau und zur Lohnarbeit. ... Daß es der Regierung gelungen sei, nun auch Herero zur Arbeit anzuwerben, galt ihm als ein Zeichen gebrochenen Stolzes. ... 'Im Interesse einer Arbeiterpolitik', so schrieb Leutwein, sei 'zu hoffen, daß sie ihren Stolz noch weiter beugen und auch in die Dienste von Privaten treten'. (a)
> Die Depression brachte den Widerstandsgeist der Herero, der bis dahin die deutsche Expansion eingedämmt hatte, in den nächsten Jahren zum Erliegen. Leutwein schloß daraus sogar, daß das Schutzgebiet 'nunmehr endgültig pazifiziert' war, obwohl er wußte, daß sich die Häuptlinge in SWA nie grundsätzlich dem Landfriedensgebot der Schutzverträge unterworfen hatten, sondern sich 'doch noch das Recht zuerkannten, ihre vermeintlichen Ansprüche unter Umständen auch mit Waffen zu verfechten'. (b)
> 28)

Leutweins Einschätzung der Situation war fundamental falsch, was sich empirisch 1904 mit dem überraschenden Ausbruch des großen Hereroaufstands erwies. Die gesamte Entwicklung im europäischen Sektor und die Veränderung des Verhältnisses zwischen Deutschen und Herero hatte gerade nicht zu einer allmählichen Anpassung der Eingeborenen an die sich verändernden Lebensbedingungen geführt, sondern im Gegenteil ein immer deutlicheres Krisenbewußtsein hervorgebracht, das sich schließlich bis zum verzweifelten, panikartigen Entschluß zur allgemei-

nen Erhebung steigerte. Zwar scheint bis 1903 eine "akute Landnot der Herero als ganzes Stammesgefüge" tatsächlich nicht bestanden zu haben,

> "und es gab weder einen gezielten politischen Vorstoß in jenem Zeitpunkt (gemeint ist das Jahr 1903, K. U.) noch eine besondere Beschleunigung in der Landfrage." 29)

Doch mußte eine große Zahl von Rechtsbrüchen weißer Siedler und nachfolgende Sanktionierungen durch mit Weißen besetzte Gerichte, von Landbesetzungen ohne Konzession, die dann angesichts vollendeter Tatsachen im Nachhinein relativ leichter zu bekommen war, auch von erpresserischen Viehgeschäften und ähnlichen Vorkommnissen den Schwarzen eindeutig signalisieren, was die Stunde geschlagen hatte. So erinnerte man sich, nachdem der Aufstand losgebrochen war, einiger kompetenter Warner, die schon seit der Rinderpest eine allgemeine Aufstandsgefahr gesehen hatten. [30] Tatsächlich scheint weniger eine entscheidende Veränderung des Verhältnisses von Schwarzen und Weißen in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts oder gar nur im Jahre 1903 die Erhebung erst so spät ausgelöst zu haben, sondern vielmehr die Schwierigkeiten des Hauptinitiators Samuel Maharero als deren Oberhäuptling, die einzelnen Stämme der Herero von der Unausweichlichkeit eines Krieges gegen die Weißen zu überzeugen, weil überhaupt nur eine geschlossene Großoffensive einige Aussicht auf Erfolg hatte. Daß er sich selbst, bzw. gerade bei einheitlichem Vorgehen des Risikos der totalen Vernichtung bewußt war, geht aus den wenigen erhaltenen Zeugnissen deutlich genug hervor:

> "Weiter will ich Dich, Kapitän, benachrichtigen, daß mein Wunsch der ist, daß wir schwachen Nationen aufstehen gegen die Deutschen, laß uns lieber aufreiben und laß sie alle in unserem Lande wohnen. Alles andere wird uns nichts helfen." 31)

Und seine Aufforderung an Henrik Witbooi, den großen Nama- (Hottentotten-) Häuptling, die Rebellion der Herero dadurch zu unterstützen, daß er die im Süden des Landes konzentrierten Kolonialtruppen an der schnellen Rückkehr in die Zentralprovinzen hindern sollte, schloß er mit der illusionslosen Alternative:

> "Laß uns lieber zusammen sterben und nicht sterben durch Mißgunst, Gefängnis oder auf allerlei andere Weise." 32)

Während also in Wahrheit die Herero am 12. Januar 1904 als Reaktion auf den schon jahrelangen Prozeß ihrer allmählichen Zurückdrängung und Unterwerfung mit einem auf bestimmte Ziele gerichteten Krieg zur Verteidigung ihrer Eigenständigkeit und damit ihrer bedrohten Existenzgrundlage begannen, war für fast die ganze reichsdeutsche Publizistik das Überraschende, weil scheinbar durch nichts gerechtfertigte Aufbegehren von Wilden gegen die zivilisatorisch-weltpolitischen Interessen des Deutschen Reiches ein Akt verbrecherischer Anmaßung, der nur barbarischer Mord- und Zerstörungslust geschuldet sein konnte.

c) Peter Moor und die Entwicklung des öffentlichen Kolonialbewußtseins in Deutschland

Entsprechend beginnt Frenssens "Feldzugsbericht". Der seit gut einem Jahr beim Seebataillon [33] dienende Peter Moor erfährt auf der Straße von einem Seebataillon-Kameraden, was passiert ist:

> "'Hast du schon gelesen?' Ich sagte: 'Was denn?' Er sagte: 'In Südwestafrika haben die Schwarzen feige und hinterrücks alle (!) Farmer ermordet, samt Frauen und Kindern.'" 34)

Im Gegensatz zu dieser Klischee-Version von den wahllos mordenden Wilden stehen die Tatsachen:

"Über 100 deutsche Männer, Ansiedler und Soldaten der Stationsbesatzungen, wurden überraschend getötet, die Eisenbahn Windhuk-Swakopmund an mehreren Stellen zerstört und die Telegraphenverbindungen unterbrochen. ...
Samuel Maharero hat Leutwein vorgehalten, daß die von den deutschen Gerichten nicht gesühnten Totschlagsdelikte und Morde sowie die Todesfälle in den Gefängnissen einer Kriegserklärung gleichgekommen seien. Konsequenterweise wurden nur deutsche Männer getötet und jene wenigen, die ein besonders gutes Verhältnis zu den Herero in Jahrzehnten bewahrt hatten, geschont. Auch die Missionare, Frauen und Kinder blieben von dem Tötungsbefehl ausgenommen, der auch nahezu vollständig eingehalten wurde. ...
Ausdrücklich bestand eine Schutzgarantie für Buren und Engländer, es sind aber auch Angehörige anderer Nationen geschont worden." 35)

Die Siedler und die sie und die Verkehrswege schützenden Soldaten waren für die Eingeborenen aus überzeugenden Gründen die unmittelbaren Feinde: Die einen, weil sie - teils durch offizielle Bestimmungen zwar legitimiert, oft aber auch ohne Genehmigung oder Vertrag, immer jedoch für die betroffenen Eingeborenen eigentlich nicht einsehbar, weil ihre eigene Reproduktion gefährdend - sich das Land aneigneten, das Eigentum und - nach Maßgabe ihrer Wirtschaftsformen unverzichtbare - Lebensgrundlage der Eingeborenenstämme war; die andern, weil die Bahn- und Telegraphenverbindungen, die sie bewachten, technische Voraussetzung und Hilfsmittel eben jener expansiven Besiedlungsstrategie waren, als deren Opfer die Schwarzen sich mehr und mehr erkennen mußten.
Nichts von alledem am Anfang von Frenssens Roman, was allerdings noch nichts über seine Einstellung zu DSW aussagt, läßt er als Ich-Erzähler zunächst doch nur aussprechen, was in der reichsdeutschen Öffentlichkeit die unmittelbare Reaktion auf den Hereroaufstand war.

Authentisch im Sinne einer das Verhältnis des Deutschen Reiches zu seinen Kolonien adäquat erfassenden Darstel-

lung ist auch Peter Moors unmittelbare Reaktion:

> "Ich weiß ganz gut in der Erdkunde Bescheid; aber ich war erst doch ganz verwirrt und sagte: 'Sind diese Ermordeten deutsche Menschen?'" 35)

Der Mehrzahl der Deutschen wurde tatsächlich erst durch den Hereroaufstand so recht bewußt, daß das Deutsche Reich in den zurückliegenden 20 Jahren eine Kolonialmacht geworden war. Sowohl die objektiv recht geringe Bedeutung der deutschen Kolonien gegenüber denen der großen Kolonialmächte wie etwa Englands oder der Niederlande, die nicht gerade zur staatsbürgerlichen Identifikation angetan war, wiewohl der im Jahre 1882 gegründete "Deutsche Kolonialverein" (DKV) sich mit viel Aufwand um mehr öffentliches Interesse an den Kolonien bemüht hatte, als auch das noch immer die Kolonialpolitik bestimmende Bemühen der Reichsregierung, die staatlichen Aufwendungen für die Schutzgebiete so gering wie möglich zu halten, also auch das Interesse daran, die Kolonien nicht zu einem Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen über die angemessene Vertretung nationaler Interessen auf diesem Sektor werden zu lassen, hatten nicht gerade zu einem entwickelten öffentlichen Bewußtsein vom Deutschen Reich als Kolonialmacht beigetragen. Längst zwar hatte die Notwendigkeit des Schutzes deutscher Privatinteressen, aber auch die nationale Rivalität um vage vermutete Rohstoffvorkommen in DSW zu einer voll ausgebauten staatlichen Kolonialverwaltung geführt, hatte

> "den gleitenden Übergang vom Informal Empire staatlich unterstützter Handelsinteressen über die geschützte Handelskolonie zum Formal Empire staatlichen Kolonialbesitzes" 37)

vollzogen. Doch auch in dieser so grundlegend veränderten Situation hielt das in Kolonialfragen federführende Reichskolonialamt am Grundsatz des "Informal Empire" fest:

Geringstmögliche Kosten und Verantwortung für das Deutsche Reich - dazu gehörte auch eine möglichst leisetretende Öffentlichkeitspolitik.
Die buchstäblich im letzten Augenblick nach Deutschland abgegebene Schreckensnachricht

> "Bevor die Kampfhandlungen am 12. Januar 1904 in Okahandja begannen und die Herero die Telegraphenlinie zerstörten, gelang es dem zu letzten Ausgleichsversuchen an den Hauptort des Oberhäuptlings geeilten Bergrat Duft, der Leutwein vertrat, die Zentrale in Berlin zu alarmieren." 38)

löste einen Schock aus, weil das, was da plötzlich von massakrierenden Wilden bedroht erschien, bislang gar nicht als etwas im Bewußtsein gewesen war, das bedroht werden konnte, bzw. mit aller Kraft verteidigt werden mußte. Dabei rührte das besondere Ausmaß der Angst und Empörung primär nicht aus dem drohenden Verlust DSWs - die Kolonie war in ihrem ökonomischen Wert bis 1906 (Erschließung des Otari-Kupferlagers bei Tsumab) und 1908 (Diamantenfunde in der Wüste Namib) umstritten bis bezweifelt - sondern hatte seinen Grund darin, daß hergelaufene Barbaren die Unverschämtheit besaßen, sich dem zur Weltmacht aufstrebenden Deutschen Reich in den Weg zu stellen. Nachdem die deutsche Reichsregierung schrittweise und mehr unter dem Zwang der kolonialtechnischen Notwendigkeiten als aus eigenem machtpolitischen Kalkül heraus SWA formell und in der Verwaltungs- und Militärpraxis zu einer Staatskolonie gemacht hatte, mußte der Hereroaufstand, besonders unter den für Deutschland ungünstigen internationalen Relationen, was Kolonialbesitz anging, in der deutschen Öffentlichkeit als ein Angriff auf die nationale Substanz empfunden werden. Man konnte ihn nicht mehr zum heldenmütigen Selbstbehauptungskampf deutscher Handelspioniere irgendwo draußen in der Welt stilisieren, um ihn gleichzeitig als für deutsche Staatsbürger bedauerliche, aber eben

doch private Angelegenheit abzutun. Die Reichsregierung mußte eingreifen.
Mit welcher Selbstverständlichkeit man offensichtlich unterstellte, daß vom Kolonialisierungsprozeß betroffene Völker ihre Unterwerfung freiwillig oder wenigstens in realistischer Resignation das Recht des Stärkeren anerkennend hinnehmen würden, zeigen Äußerungen der folgenden Art:

> "Die Eingeborenen innerhalb dieses Gebietes fügten sich sämtlich der deutschen Oberhoheit bis auf Hendrik Witbooi, den Führer eines Hottentottenstammes, der sich zu kriegerischem Widerstand hinreißen ließ und sich gegen die wenig zahlreiche Schutztruppe ziemlich lange hielt, bis er endlich durch Major Leutwein mit erheblich verstärkten Kräften geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen wurde." 39)

Und obwohl der von einer der großen Konzessionsgesellschaften zu diesem Zwecke bestellte Agronomieprofessor Hindorf in seinem Gutachten den unversöhnlichen Interessengegensatz von weißen Siedlern und Eingeborenen konstatiert, bemüht er für seine Prognose der Notwendigkeit einer Reservatslösung als eigentlichen Grund den "grenzenlosen Hochmut" 40) der Herero, der sie dazu treibe, gegen bessere Einsicht die soziale und politische Unabhängigkeit zu behaupten:

> "Eine generelle militärische Auseinandersetzung hielt er für wenig wahrscheinlich, weil er die Führungsschicht der Stämme für zu klug hielt, um sich gegen die deutsche militärische Macht, wenn sie nur recht sichtbar sei, Erfolgschancen auszurechnen." 41)

d) Peter Moor vor Ort - die Kriegswirklichkeit von unten

So ist nur zu gut verständlich, daß auch Peter Moor "das da draußen" 42) sehr einfach sieht:

"Und ich sah im Weitergehn die Leute an, die des Weges kamen, ob sie vielleicht schon wüßten und uns anmerkten, daß wir nach Südwest gingen, um an einem wilden Heidenvolk vergossenes deutsches Blut zu rächen." 43)

Daß er es - wie sich später herausstellt - viel zu einfach sieht, ist ebenso verständlich angesichts seiner Vorstellung vom Kräfteverhältnis zwischen Schwarzen und Weißen sowie über die Motive der ersteren, eine Vorstellung, die wiederum repräsentativ ist für das, was man in der deutschen Öffentlichkeit von einem militärischen Eingreifen einiger Truppenverbände erwartete: eine schnell zum Ziel kommende Strafexpedition ohne größere Verluste auf der eigenen Seite:

"Es würde (für die Beteiligten, K. U.) eine sehr interessante Fahrt werden und es würde eine angenehme und schöne Erinnerung fürs ganze Leben bleiben." 44)

Es scheint sich ein militärischer Spaziergang abzuzeichnen, so daß bei einer mit noch einmal schnell zu Besuch gekommenen Eltern und sonstigen Verwandten improvisierten Abschiedsfeier in der Kaserne des Seebataillons der Vater eines Kameraden zunächst zur mitleidig belächelten Figur zu werden droht:

"Der stand auf und sprach einige Worte von Fahneneid und Tapferkeit, so, als wenn es gegen einen ernsthaften Feind ginge; aber wir hörten ihm doch gerne zu. Ja, wir wurden von seinen Worten Feuer und Flamme und vergaßen gern, daß wir wußten, es ginge gegen Flitzebogen und Holzkeule. Wir wollten ehrlich streiten, und wenn es sein mußte, auch sterben für die Ehre Deutschlands." 45)

Schon bald nach der Ankunft und Ausbootung in Swakopmund wird Peter Moor klar, daß seine naive Sorge während der Schiffsreise völlig unbegründet gewesen war:

"Wir sprachen auch viel über die nächste Zukunft und ärgerten uns sehr, wenn wir daran dachten, daß der Aufstand vielleicht niedergeschlagen sein könnte, wenn wir einträfen, und wir also vielleicht gar

nicht von Bord kämen." 46)

Der erste Eindruck, den das fremde Land auf die noch an Bord befindlichen Ankömmlinge macht, ist nur enttäuschend:

> "Da standen alle und staunten und sprachen ihre Meinung aus. Viele sahen still und ernst nach dem ungastlichen, öden Lande; andere spotteten und sagten: 'Eines solchen Landes wegen so weit fahren!'" 47)

Doch schon nach der mühsamen Reise ins Landesinnere, wo es das Hauptlager der Schutztruppe in Windhuk zu erreichen gilt, um von dort aus ins eigentliche Kampfgebiet zu gelangen, endgültig aber nach den ersten Feindberührungen zeigt das von Deutschland aus als abenteuerlicher Ausflug erscheinende Unternehmen sein wahres Gesicht. Sehr schnell nämlich bestimmt der überaus anstrengende und abstumpfende Alltag eines zermürbenden Busch- und Steppenkrieges das Leben der Truppe; täglich drohende Überfälle des Feindes machen die Soldaten unruhig, Hunger und vor allem dauernder Wassermangel zerrütten die physische Widerstandskraft und führen zu ersten Ausfällen, tagelange Märsche in glühender Hitze und oftmalige Truppenbewegungen ohne erkennbare Ziele lassen die "Stimmung der Truppe" auf den Nullpunkt sinken:

> "Müde und gleichgültig zogen wir in den Abend hinein. Ich weiß nicht, ob wir in diesen Wochen jemals gesungen haben. ... Es war uns befohlen, das Wasser erst zum Sieden zu bringen. Aber ich habe gesehen, daß auch die Offiziere, ja selbst die Ärzte es so wegtranken. Wir waren zu müde und zu stumpf. ... Wir selbst merkten es nicht; aber die Offiziere und Ärzte haben es wohl gesehen, daß wir allmählich saft- und kraftlos wurden." 48)

Und dieser Kriegsalltag, dessen wesentliche Elemente sämtlich bereits im ersten Drittel des Romans vorkommen, bleibt dessen alleiniger, wenige Grundsituationen geringfügig variierender Inhalt bis zum Ende. Zwar gibt

es eine Entwicklung der Kampfhandlungen, die dem tatsächlichen Verlauf des Hereroaufstandes entspricht und mit der verhängnisvollen Flucht, bzw. Vertreibung der Eingeborenen in die wasserlose Omaheke und der deutschen Verfolgung endet.

> "Da beschloß der General, ihm (dem Feind, K. U.) dahin zu folgen, ihn anzugreifen und zu zwingen, nordostwärts in den Durst und in den Tod zu gehn, damit die Kolonie für alle Zeit vor ihm Ruhe und Frieden hätte." 49)

Doch gewinnt diese Entwicklung in keiner Phase des Romangeschehens handlungsbestimmende Bedeutung, bleibt vielmehr die vage Andeutung einer hinter allen Einzelaktionen mehr vermuteten als gewußten Kriegsstrategie. Der Leser gewinnt gerade nicht den Eindruck eines zielgerichteten, sondern eines sich ständig im Kreise drehenden Geschehens mit immer wiederkehrenden Handlungen und Konfrontationen, wobei sich lediglich deren Reihenfolge ändert. Ob von Frenssen bewußt so angelegt oder nicht - es ist das Bild des Hererokrieges aus der Perspektive des einfachen Soldaten. Ihm, dem die großen Zusammenhänge verborgen bleiben, erscheint der ganze Krieg als die abstumpfende Wiederholung des Immergleichen: endlose Märsche, die Suche nach Wasserstellen, Melderitte voller Gefahren, Strapazen bis zur völligen Erschöpfung.

> "Ich saß also fast unter lauter Neuen und hörte ihren Unterhaltungen zu; ich selbst war durch das, was ich erlebt hatte, stiller geworden, und von der Weite, Öde und Hitze des Landes, in dem ich nun schon sechs Monate lebte, langsamer und gleichgültiger, als ich von Natur war." 50)

Über das halbe Jahr hin, das Peter Moor in DSW ist, geht es immer nur um das eine Ziel: den Feind aufzuspüren, in die Enge zu treiben und damit zur großen Entscheidungsschlacht zu zwingen. Für ihn, den einfachen Soldaten, nimmt dieses langwierige, weil zunächst immer wieder

scheiternde Unterfangen zwangsläufig den Charakter einer militärischen Sisyphusarbeit an, die von Entbehrung und Tod bestimmt ist.

> "Gegen Ende der vierten Woche kamen vorgeschickte Reiter wieder einmal (!) mit der Meldung, der Feind wäre nahe. Da machten wir ein besseres Lager als gewöhnlich. ...
> Am andern Morgen in aller Frühe, als ich vom Posten kam, hörte ich, daß alle unsere Reiter, nicht allein die alten Afrikaner, sondern auch die meisten Offiziere als Patrouille ausziehn und die Stellung der Feinde erkundigen (?) sollten." 51)

Das Unternehmen endet mit einem Fiasko: Mehr als die Hälfte kehrt nicht vom Patrouillengang zurück, und von dem Rest sind viele schwer verwundet; unter den Toten befinden sich auch einige, die Peter Moor nahestanden. Als er sich jedoch über die hohen Verluste wundert, konfrontiert ihn ein Kamerad mit der brutalen Realität eines Kampfes um die nackte Existenz, d. h. eines Ausrottungskrieges:

> "Ich sagte mit starker Stimme: 'Es sind merkwürdig viele Tote und wenige Verwundete.' Aber Hansen sagte: 'Sei nicht so dumm. Sie machen keine Gefangenen. Wir tun's ja auch nicht.'" 52)

Entgegen der allgemeinen Erwartung kommt es nach diesem Patrouillenzwischenfall, der auf größere Feindansammlungen in der Nähe schließen ließ, nicht zu einem größeren Gefecht; lähmendes Abwarten und zugleich die dauernde Angst vor einem plötzlichen Überfall zermürbt die Soldaten. Doch nach einigen Tagen wird das Lager abgebrochen, ohne daß es zu irgendeiner Kampfhandlung gekommen wäre: das Wasser war knapp und schlecht geworden. Das Ziel eines stundenlangen mühseligen Marsches unter dauernder Flankensicherung: eine neue Wasserstelle, die man in Feindbesitz vermutet, weil er wegen seiner mitgeführten großen Viehherden auf große Wassermengen angewiesen ist.

"Wir gingen bis in die tiefe Nacht hinein, die besonders dunkel war. Mitten in der Nacht kam von der Spitze her plötzlich Befehl, Halt zu machen und aufzurücken. Auch die Wagen fuhren in großer Eile auf und zusammen." 53)

Doch die Aufregung erweist sich als grundlos, die Anspannung dauernder Gefahr erfährt keine Lösung, man nutzt die verbleibenden Nachtstunden zu einer kurzen Rast.

"Früh am anderen Morgen zogen wir unbehindert weiter und kamen gegen Mittag an die Wasserstelle. Es war ein ziemlich großes, von kalkiger Erde weißliches Feld; in mehreren tiefen Löchern war ziemlich viel gutes Wasser. Da lagerten wir." 54)

Am nächsten Tag unternimmt der Hauptteil der Truppe eine Bergungsaktion für die gefallenen Patrouillengänger, die in der Nähe vom Feind überrascht worden sein müssen. Man findet sie alle und kann sie beerdigen.

"Viele von uns waren still; andere knirschten mit den Zähnen und ballten die Hände und fluchten; andere spotteten und sagten: wie lange wird es dauern, dann liegen wir auch so. Dann haben wir keine Not mehr." 55)

Ins Übergangslager zurückgekehrt erhält die Abteilung die Meldung von feindlichen Truppenbewegungen, die für sie selbst bedrohlich werden könnten.
Als Konsequenz

"beschloß der Major, etwa drei Tagesmärsche zurückzugehen und dort an unserer alten Wasserstelle, in einem befestigten Lager auf der Lauer zu liegen und auf Nachricht zu warten." 56)

Also wieder Lagerleben: Warten, Patrouillen- und Melderitte, kleinere Stoßtruppunternehmungen über einige Tage hin, die aber immer in Lebensgefahr führen, weil der Feind eine Scharmützeltaktik anwendet, um die Kampfkraft seines Gegners in einem schleichenden Prozeß zu zerstören. Daß die Herero damit durchaus Erfolg haben - unterstützt von den natürlichen Bedingungen des Landes

und von einer in der Truppe ausbrechenden Typhusepidemie - zeigt Peter Moors Schilderung der allgemeinen Stimmung kurz nach Ausbruch der Krankheit:

> "Die drückende Hitze des Tages und die schneidende Kälte der Nacht, die jämmerliche Nahrung, das erbärmliche Wasser machten immer mehr Kameraden schlaff, träge und gleichgültig. Wir bekamen alle eine andere Sprache; ohne Leben, ohne Schwung; wie schlaftrunken redeten wir. Einige wenige blieben munter ...
> Der Gesang im Lager wurde immer weniger, die Unterhaltung immer mühsamer. Wir wurden immer hungriger, schmutziger, kranker." 57)

Was hier aus nur zwei Kapiteln des Romans exemplarisch zusammengetragen ist, bildet den nur in der Zusammensetzung der einzelnen Elemente variierenden Inhalt von drei Vierteln des Romans.

e) Der "sittliche Wert" des Krieges

> "Aber mir war es gleichgültig; ich dachte: 'Wärst du bloß aus diesem Affenlande heraus.'" 58)

Obwohl der selbst von Typhus befallene Peter Moor - trotz der Ankunft von Truppenverstärkungen aus Deutschland, so daß offensichtlich "der Feldzug nun also mit mehr Macht wieder losgehen sollte" - sich zu einem solchen Ausbruch hinreißen läßt und auch in zahlreichen anderen Situationen in Resignation und Lethargie zu verfallen droht, ist er sich von Anfang an völlig sicher in dem Gefühl, daß all die Strapazen einen höheren Sinn haben, bis hin zu der Umkehrung, daß ihm SWA erhaltens- und liebenswert erscheint, <u>weil</u> er um seinetwillen so viel <u>erlitten</u> hat.

> "In diesen schlimmen, heißen Marschtagen und mondhellen, kalten Nächten, da wir auf der Spur des Feindes mühselig, doch nicht nutzlos durch das wilde, buschige Land zogen, eine Woche nach der andern ... - da ich hungrig, schmutzig und müde neben der sandigen, holperigen Wagenspur dahinzog,

> das Gewehr am Riemen über der Schulter, da ich in heißer Mittagsstunde im Schatten des hohen Kapwagens und in bitterkalten Nächten hungrig und unruhig in dünner Decke auf der blanken Erde lag und am schönen, blauen Himmel die fremden Sterne standen: da glaube ich, gerade in diesen schweren Wochen (!) habe ich das wunderliche, endlose Land lieb gewonnen." 59)

Als der Krieg seinem Ende zugeht hat sich dieses Gefühl sogar zu einer gedanklich faßbaren Überzeugung verdichtet; die Extremsituation, in der sie ihm selbst zum ersten Mal so recht zu Bewußtsein kommt, läßt keine Unklarheit über den Charakter dieser Überzeugung bestehen.

Peter Moor ist mit einem Patrouillentrupp auf seinem letzten Verfolgungsritt gegen den geschlagenen und flüchtenden Feind. Als die Männer, selbst am Ende ihrer Kräfte und besorgt um eine sichere Rückkehr ins Lager, ihr Unternehmen abbrechen, kommt es bei einer kurzen Rast zu einem Zwischenfall. Ein der Gruppe zugeteilter Schutztruppler entdeckt in einem Gebüsch in der Nähe ihres Rastplatzes zufällig einen dort versteckten Schwarzen, der offenbar den Anschluß an seine fliehenden Stammesgenossen verloren hat. Bei dem kurzen Verhör beteuert er, nicht am Krieg beteiligt gewesen zu sein, was ihm der Schutztruppler aber - wahrscheinlich sogar zu Recht in einem guerillamäßig geführten Krieg - nicht glaubt. Bevor er zur - für ihn unter diesen Umständen eigentlich selbstverständlichen - Tat schreitet, beruft er sich mit dem Zynismus dessen, der selbst zum Opfer zu werden droht, auf einen Gottesmann:

> "'Der Missionar sagte einmal zu mir: 'Mein Lieber, vergessen Sie nicht: die Schwarzen sind unsere Brüder'; nun will ich meinem Bruder seinen Lohn geben.' Er stieß den Schwarzen von sich und deutete: 'Lauf weg!' Der sprang auf und versuchte in langen Zickzacksätzen schräg hinunter über die Lichtung zu kommen. Aber er hatte noch nicht fünf Sprünge gemacht, da traf ihn die Kugel, daß er lang nach vorn hinschlug und still lag." 60)

Der die Patrouille führende Oberleutnant rechtfertigt diesen heimtückischen Mord gegenüber Peter Moor, der, wenn auch nur taktische, Einwände zu haben scheint, mit einer ebenso offenen Ausrottungsargumentation um des nationalen Vorteils willen:

> "Ich knurrte ein wenig; ich dachte, der Schuß könnte feindliche Haufen, die etwa noch zurückgeblieben waren, auf uns aufmerksam machen; der Oberleutnant aber meinte, mir wäre nicht recht, daß er den Schwarzen erschossen hatte, und sagte in seiner gelehrten, bedächtigen (!) Weise: 'Sicher ist sicher. Der kann kein Gewehr mehr gegen uns heben und keine Kinder mehr zeugen, die gegen uns kämpfen; der Streit um Südafrika, ob es den Germanen gehören soll oder den Schwarzen, wird noch hart werden.'" 61)

Da offenbar auch er weiß, daß es den Streit um Südafrika als um ein freies Objekt zwischen zwei gleichberechtigte Ansprüche geltend machenden Parteien nie gegeben hat, daß vielmehr die teils diplomatisch, teils direkt gewaltsam vorgetragene Unterwerfung verschiedener, relativ schwach entwickelter Volksstämme durch eine zivilisatorisch, d. h. auch militärisch hochentwickelte Nation stattgefunden hat, die nun, in ihrem Endstadium, in eine geplante und totale physische Vernichtung übergeht, die durch nichts anderes als den absoluten Herrschaftsanspruch des Stärkeren begründet ist, fügt er noch eine "höhere" Legitimation hinzu:

> "Was wir vorgestern vorm Gottesdienst gesungen haben: 'Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten', das verstehe ich so: Gott hat uns hier siegen lassen, weil wir die Edleren und Vorwärtsstrebenden sind. Das will aber nicht viel sagen gegenüber diesem schwarzen Volk; sondern wir müssen sorgen, daß wir vor allen Völkern der Erde die Besseren und Wacheren werden. Den Tüchtigeren, den Frischeren gehört die Welt. Das ist Gottes Gerechtigkeit." 62)

So sieht in der - eben nicht vom reinen Geist bestimmten - Realität die "Rechenschaft" aus, die die "Arbeit für das Volk vor der leidenschaftlichen Idee (!) einer

größeren Gemeinschaft" [63] ablegt. Da bleibt auch nicht die Spur eines Mißverständnisses, denn angesichts dessen, was der Schutztruppler vorgeführt hat - Aufforderung an den Feind, zu fliehen, mit nachfolgender Verhinderung der Flucht durch Liquidierung per Genickschuß - von einem gottgewollten Sieg der Edleren und - wer will das nicht? - Vorwärtsstrebenden (was erscheint, so ausgesprochen, selbstverständlicher?) zu sprechen, bedeutet eben, diesen blasphemischen Zusammenhang herzustellen und ist an ideologisch formuliertem Zynismus nur noch zu übertreffen durch das offene Aussprechen der Gleichung, Völkermord sei Dienst an der Menschheit - besagter Oberleutnant bleibt nichts schuldig "mit seiner heiseren, schmerzenden Stimme":

> "Wir müssen noch lange hart (!) sein und töten; aber wir müssen uns dabei (!), als einzelne Menschen und als Volk, um hohe Gedanken und edle Taten bemühen, damit wir zu der zukünftigen brüderlichen Menschheit unser Teil beitragen." 64)

Und der offenbar beeindruckte Peter Moor läßt den so zungenfertig die praktizierte Vernichtungsstrategie Rechtfertigenden auch noch durch seine aufrechte Haltung und seine tiefdenkerische Gebärde - er wirkt wie ein jüngerer Bruder des großen Grüblers Jörn Uhl - sinnfällig vorführen, wie groß die seelische Belastung sein muß, die solch verantwortliche Überzeugungsarbeit [65] am Willen anderer Völker demjenigen aufbürdet, der sich dem göttlichen Auftrag zu ihr nicht feige entzieht:

> "Er stand und sah in Gedanken über die weite, mondbeschienene Steppe und wieder auf den stillen, toten Körper." 66)

Dann bezieht er selbst Position - mit einem poetisch offenen Bild, das aber nach dem Vorgefallenen unmißverständlich ist:

> "Ich hatte während des Feldzuges oft gedacht: 'Was für ein Jammer! All die armen Kranken und all die

> Gefallenen! Die Sache ist das gute Blut nicht wert!' Aber nun hörte ich ein großes Lied, das klang über ganz Südafrika und über die ganze Welt, und gab mir einen Verstand von der Sache." 67)

Das Lied, das Peter Moor plötzlich so klar zu vernehmen meint - Kai Jans ist Zeit seines Lebens verwehrt geblieben, dieses "Lied aus dem Leben und aus der Welt herauszuhören" [67a], was aber nur mangelnder Erfahrung in Sachen aufopfernden Völkermordens geschuldet gewesen sein kann -, ist nichts anderes als der zum Menschheitsfortschritt verklärte Imperialismus des Deutschen Reiches. Das nationale Interesse, das gezielt und ohne jeden Skrupel über Leichen geht, verfabelt zur Durchsetzung hoher Menschheitsideale, bestätigt dem naiven Gemüt des jungen Gefreiten, was er schon mehrfach als prägende Erfahrung in diesem Krieg formuliert hat:

> "Da habe ich gemerkt, daß Wille zehnmal mehr Wert ist als Wissen." 68)

und gibt ihm, ohne daß er es weiter erläutern könnte, "einen Verstand von der Sache". Es geht hier aber gar nicht um das Verstehen der Situation oder gar des Zusammenhangs, in dem diese einzelne Kriegsepisode steht, sondern um eine möglichst überzeugende Vermittlung jener blind bedingungslosen "Einsicht" in das notwendige Höhere, das Peter Moor in die Metapher vom großen Lied faßt: Es muß nicht begrifflich erfaßt sein, um verstanden zu werden, sondern verlangt gefühlsmäßigen Einklang. Diesen hat der deutsche Soldat nach all seinen Erlebnissen nun endlich vollzogen - eine knappe Seite später kann der Kriegsbericht im engeren Sinne abgeschlossen werden.

> "Sie rüsteten zum Aufbruch. Der Feldzug war zu Ende." 69)

Das Schlußkapitel erzählt lediglich noch den formellen Abschluß von Peter Moors Fahrt nach Südwest: Rückkehr

von der Ostgrenze des Landes in die Hauptstadt, Lazarettaufenthalt mit Untauglichkeitserklärung wegen eines schweren Herzfehlers als Folge der Kriegsstrapazen, Bahnfahrt an die Küste, Einschiffung und Seereise in die Heimat. Doch auch diesen letzten Teil der Erzählung, der mehr der Vollständigkeit und Geschlossenheit des Erzählten wegen als aus zwingender Handlungslogik angehängt erscheint, benutzt der Autor, um noch einmal schlagend den "großen sittlichen Wert" des fernen Krieges, den Peter Moor schon so klar ausgesprochen hatte, vor Augen zu führen.

> "Einer, eines Tagelöhners Sohn aus Pommern, hatte ein Bein verloren; er konnte schon an Krücken springen, und tat, als wenn er guter Dinge wäre; er sagte, er könne nun in Wahrheit singen, was sie in der Dorfschule so oft gesungen hätten: 'Alles was ich bin und habe, dank' ich dir, mein Vaterland.'" 70)

Der zum Krüppel Geschossene sieht diese seine Verstümmelung um der nationalen Sache willen als Auszeichnung, für die er seinem Vaterlande Dank schuldet; der leicht mitschwingende Unterton von Sarkasmus schwächt die Aussage nicht ab, sondern gibt ihr einen Beiklang von trotzigem Stolz auf die totale Einsatzbereitschaft, von der die Verkrüppelung unübersehbares Zeugnis ablegt. Peter Moor hatte denselben Gedanken - in allgemeiner Form - schon an früherer Stelle bei der Schilderung eines Verfolgungsritts, der in totaler Erschöpfung endet, geäußert:

> "Es ist wunderbar, wieviel der Mensch ertragen kann." 71)

- wenn er weiß, daß er es um der rechten Sache willen tut, ist nach Peter Moors Einklang mit dem "großen Lied" hinzuzufügen. Die schillernde Bedeutung des Wortes "wunderbar" drückt nicht nur das Erstaunen über die menschliche Leidensfähigkeit aus, sondern feiert diese

zugleich als eine Variante menschlicher Erfüllung.

Jetzt wird auch klar, warum gerade ein Feldzugsbericht wie der Peter Moors der nationalerzieherischen Absicht des Autors besonders dienlich ist. Die endlose Wiederholung von einander sehr ähnlichen Kriegsstrapazen, der immer neue Kampf ums Überleben gegen einen Feind, dessen existentielle Motive fast völlig im Dunkeln bleiben, gerade deshalb aber dem Schluß auf Neid, Willkür und Rachsucht als dessen einzig denkbare Motive Raum geben, und der durch seine guerillahafte Kampf- und Überfallsstrategie einerseits zwar äußerst gefährlich und deshalb als Gegner ernst zu nehmen ist, darin aber andererseits seine unzivilisierte Wildheit und Primitivität zur Schau stellt, vermittelt den - durch die Häufung des im Prinzip immer Gleichen auch für den Leser bedrückend spürbaren - Eindruck permanenter tödlicher Bedrohung durch einen barbarischen Gegner. Gegenüber einem solchen Todfeind erscheint das eigene wie auch immer harte und rücksichtslose Vorgehen, zumal namens der "zukünftigen brüderlichen Menschheit", entweder als rein defensive, höchstens präventive Überlebensstrategie oder sogar als aufopferungsvolle Erfüllung der Pflicht zur "Reinigung der Menschheit von untauglichen Elementen", wie sie den "Edleren und Vorwärtsstrebenden" auferlegt ist.
Es macht die anfänglich noch ganz abstrakte, weil erfahrungslose Überzeugung, daß der Krieg gegen die Herero notwendig und eine sittliche Aufgabe sei, zu einer in Fleisch und Blut übergehenden Gewißheit, deren Begründung jeder Kämpfer Tag für Tag, Nacht für Nacht am eigenen Leibe erfährt und die ihn schließlich - wie jenen Schutztruppler in den Augen des Beteiligten wie des über die Lektüre in die zermürbende Erfahrung mit einbezogenen Lesers mit scheinbar gutem Recht - zum Mörder mit gutem Gewissen, eben jenen "hohen Gedanken" [72] werden

läßt.
Beide Schlüsse sind dem Leser nahegelegt: Sowohl derjenige, daß die deutsche Nation, wann immer sie so bedroht wird wie in diesem sehr begrenzten, aber exemplarischen, weil das nationale Interesse scheinbar nicht wesentlich berührenden Fall ihres kolonialen Besitzstandes, auf die Opferbereitschaft ihrer Bürger rechnen können muß, um Bestand zu haben, als auch der andere, daß derartige Strapazen deutscher Staatsbürger, die ihnen unmittelbar keinerlei Vorteil, sondern nur Schaden bringen, einen höheren Zweck haben müssen, für den die eigenen Interessen zurückzustellen jedem noch nicht unmittelbar in die Pflicht Genommenen als moralische Verpflichtung bzw. innere Bereitschaft zum Verzicht zu gelten hat. Da dies die doppelte Lehre ist, die aus dem Krieg in SWA gezogen werden soll, gerät der Erzählung ihre fundamentale literarische Schwäche, die Häufung des immer Gleichen ohne erkannbares Formprinzip, sogar zum Vorzug: Opferbereitschaft und willig ertragene Strapazen ohne Ende werden dem Leser zur selbstverständlichsten Sache der Welt, weil sie nicht primär argumentativ begründet, sondern als das Faktische, von den verschiedenen, im Prinzip aber immer gleichen Kampfsituationen Erzwungene anschaulich und nachvollziehbar, d. h. in sinnlicher Plausibilität vorgeführt werden.
Die eigentlichen Ursachen des Krieges, der solche Opfer fordert, d. h. die ökonomischen und politischen Zusammenhänge, aus denen heraus sich deutsche Kolonialpolitik in Südwestafrika entwickelt hat - wir haben der Darstellung dieser Entwicklung breiten Raum gegeben, um die Kluft zwischen der politischen Realität und der völkisch-nationalen Ideologie über diese Realität in ihrer ganzen Weite sichtbar zu machen - und damit die eigentlichen Gründe für den Aufstand der Herero über-

haupt wie auch die tatsächlichen Kräfteverhältnisse zwischen Deutschen und Afrikanern in diesem Krieg bleiben dabei völlig verborgen.
Nicht, daß Frenssen nicht um die geschichtlich-politische Problematik des deutschen Vorgehens in SWA wüßte oder sie auch nur verschwiege. Er macht sogar einen der alten Kämpfer, einen Schutztruppler, der schon von Anfang an dabei ist, zum Fürsprecher der anderen Seite:

> "Kinder, wie sollte es anders kommen? Sie waren Viehzüchter und Besitzer, und wir waren dabei, sie zu landlosen Arbeitern zu machen; da empörten sie sich. Sie taten dasselbe, was Norddeutschland 1813 tat. Dies ist ihr Befreiungskampf." 73)

Deutlicher und zutreffender läßt sich die Wahrheit über die deutsche Kolonialpolitik in Südwestafrika und die Reaktion der einheimischen Bevölkerung nicht zusammenfassen. Und daß der "alte Afrikaner", dessen Aussage allein schon durch sein Dabeisein von Anfang an Gültigkeit besitzt, die ihr denn auch weder von einem Kameraden oder Vorgesetzten noch vom Erzähler bestritten wird, sogar den Vergleich mit einem Stück des nationalen Mythos der Deutschen, den Befreiungskriegen gegen Napoleon, unwidersprochen ziehen darf, zeigt, wie anerkannt seine Version der Ursachen des Aufstandes gegenüber der anfangs von einem Freund Peter Moors kolportierten Legende ist, "daß die Schwarzen feige und hinterrücks alle Farmer ermordet (haben), samt Frauen und Kindern". 74) In Verlängerung der Argumentation des alten Kämpfers scheint es zunächst tatsächlich eine Alternative in der Frage zu geben, "was (die) Deutschen hier eigentlich wollten".

> "Jetzt stände es so: Es wären Missionare hier, die sagten: Ihr seid unsere lieben Brüder in dem Herrn, und wir wollen Euch diese Güter bringen: Glauben, Liebe und Hoffnung, und es wären hier Soldaten, Farmer und Händler, die sagten: Wir wollen Euch Euer

> Land und Euer Vieh so allmählich abnehmen und Euch zu rechtlosen Arbeitern machen. Das ginge nicht nebeneinander. Das sei eine lächerliche und verrückte Sache." 75)

Mit einer Sicherheit jedoch, die das so selbstkritisch klingende Wort vom notwendigen "Befreiungskampf" der Eingeborenen als das erweist, was die erfahrenen Realisten tatsächlich mit ihm meinen, nämlich den Hinweis auf den verständlichen, aber von den "Edleren und Vorwärtsstrebenden" im Zeichen der "germanischen Völker, Kraft und Zukunft der Welt" mit allen Mitteln zu vereitelnden Versuch, den Gang der Geschichte aufzuhalten, wird die Entscheidung zuungunsten der schwarzen 1813-er gefällt:

> "Sie seien nicht unsere Brüder; sondern unsere Knechte, die wir menschlich, aber streng behandeln müßten! Diese sollten unsere Brüder sein? Sie mögen es einmal werden, nach hundert oder zweihundert Jahren! Sie mögen erst einmal lernen, was wir aus uns selbst erfunden hätten: Wasser stauen und Brunnen machen, graben und Mais pflanzen, Häuser bauen und Kleider weben. Danach mögen sie wohl einmal Brüder werden. Man nimmt niemanden in eine Genossenschaft auf, der nicht vorher seinen Einsatz bezahlt hat." 76)

Der koloniale Zynismus, der sich hier äußert, ist nicht zu überbieten, denn was die brutale Wirklichkeit des "Einsatzes" ist, von dem als Entrée in die Genossenschaft der zivilisierten Menschheit gesprochen wird, führt Frenssens Feldzugsbericht in jeder der einander so monoton gleichenden Kampfsituationen mit ebenso monoton sich wiederholender Konsequenz vor Augen: das Leben der Eingeborenen selbst! In noch idealistisch klingender Manier wird ihnen ein Lernprozeß verordnet, dessen Ende sie gar nicht erleben können: die Strategie der deutschen Kolonialtruppen zielt auf Ausrottung.

> "Dann kam die Nachricht, daß der Feind nach Überwindung und Umgehung der großen Durststrecke, auf

> der Tausende von ihm umgekommen waren, weit im Osten, am jenseitigen Rand des Sandfeldes, an kümmerlichen Wasserstellen säße. Da beschloß der General, ihm dorthin zu folgen, ihn anzugreifen und zu zwingen, nordostwärts in den Durst und in den Tod zu gehn, damit die Kolonie für alle Zeit vor ihm Ruhe und Frieden hätte." 77)

Was hier mit vollem Bedacht als strategisches Konzept ausgesprochen wird und was der Peter Moor so beeindruckende Oberleutnant "in seiner gelehrten, bedächtigen Weise" als prinzipielle Einstellung zu dem "Streit um Südafrika, ob es den Germanen gehören soll oder den Schwarzen", anempfiehlt, weil dieser Streit "noch hart werden" wird [78], ist die letzte Konsequenz jenes völkischen Ideals von der "friedlichen Willensüberzeugung" anderer Völker. Erweist es sich als solches an der entgegenstehenden Realität eines widerborstig uneinsichtigen fremden Völkerwillens, dann weiß sich dieses Denken durch den göttlichen Auftrag, auf den es sich bei allem nationalen Handeln von Anfang an beruft, zur Brechung eines solchen Willens, und sei es eben bis zur letzten härtesten Konsequenz, dem Töten mit "hohen Gedanken", berechtigt. "Peter Moors Fahrt nach Südwest" ist ein Jahrzehnte vor dem massenmörderischen Programm der Endlösung des angeblich germanisch-jüdischen Volksgegensatzes auftretendes Fanal jener verheerenden Zukunft, in die die bis zum äußersten gehende Realisierung gerade eines religiös idealistisch fundierten und motivierten völkischen Programms führen muß, wie es Frenssen im Fortgang seiner Heimatromane immer klarer und entschiedener, aber doch noch recht blauäugig im sprachlichen Gewand idealisierender Verbrämung entwickelt hatte. Es bleibt zunächst bei diesem einen durch die konkrete koloniale Herausforderung provozierten Fanal, denn mit der Vollendung des nur zeitlich zurückgestellten "Klaus Hinrich Raas" kehrt Frenssen zur verbildlichten Propagierung einer scheinbar unverfänglichen Variante völkisch-natio-

nalen Interesses zurück: der schrittweisen Gewinnung einer wirtschaftlichen Vormachtstellung des Deutschen Reiches auf dem Weltmarkt durch eine vor allem den ganzen persönlichen Einsatz verlangende Beteiligung deutscher Kaufleute am Welthandel.

2) Klaus Hinrich Baas - Welteroberung durch Handel und Wandel

Nach dem aktuell motivierten Zwischenspiel "Peter Moors Fahrt nach Südwest" mit seiner erhellend weitreichenden völkischen Perspektive kehrt Frenssen zu "seiner" literarischen Form, zum Roman zurück. Der "Feldzugsbericht" war - im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit - ein Stück unmittelbarer Parteinahme für die nationalen, machtstaatlichen Zielsetzungen des Deutschen Reiches. Ob direkt beabsichtigt oder nicht, es war im Erscheinungsjahr 1906 eine direkte Unterstützung jener Politik der vorrangigen Achtung der "großen nationalen Gesichtspunkte" [79], für die der amtierende Reichskanzler von Bülow nach der Auflösung des Reichstages im Dezember 1906 eine parlamentarische Mehrheit herzustellen versuchte, um gerade für Maßnahmen in DSW die von der Parlamentsmehrheit vor der Auflösung verweigerte Legitimation durch den Reichstag zu sichern. Bei den Wahlen zum 12. Deutschen Reichstag im Januar 1907 erreichte er sein Ziel: Im sogenannten Bülowblock einigten sich die konservativen und liberalen Parteien auf ein gemeinsames Vorgehen in Fragen der Zoll- und Kolonialpolitik und konnten auf diese Weise die antikolonialistische Koalition der Sozialdemokraten und des Zentrums neutralisieren [80].

Wie weit Frenssens Buch zu diesem Ergebnis beigetragen hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; zu vermuten ist jedoch, daß der mit seinem "Hilligenlei" zwar heftig umstrittene, seit seinem "Jörn Uhl" aber etablierte und auch mit dem Grundanliegen von "Hilligenlei" von der breiten Öffentlichkeit prinzipiell akzeptierte Verkünder "der deutschen Wiedergeburt" mit seiner eindeutigen Parteinahme einen nicht unwesentlichen Einfluß auf das öffentliche Bewußtsein in dieser Angelegenheit ausgeübt hat.

Zwar paßte es durchaus zum Bild und zum pädagogischen Impetus eines Volksschriftstellers, wenn Frenssen in dieser nationalpolitischen Frage eindeutig Stellung bezog. Doch war sie recht eigentlich seine Sache nicht; in seinen Romanen hatte er exemplarische Lebensläufe vorgeführt, aus denen die Leser selbst ihre Schlüsse auf das zu ziehen hatten, was der Autor ihnen an Weisung für "Glück, Licht und Wegrichtung" [81] übermitteln wollte. Mit "Klaus Hinrich Baas" knüpft Frenssen an diese seine eigene Tradition an.
"Hilligenlei" hatte die erste Serie von Bauernromanen mit einer bezeichnenden Verschiebung der für Frenssen seit dem Beginn seiner literarischen Tätigkeit zentralen Erneuerungsproblematik abgeschlossen. Das geheiligte, bzw. heil(ig)ende Land Hilligenlei blieb weder ein geographisch umgrenzter Raum noch war es länger mit einer sozioökonomisch umreißbaren gesellschaftlichen Gruppe gleichzusetzen. Zwar kehrt Kai Jans noch aus der großen Welt in seine engere Heimat zurück, aber nur als Toter. Und sein eigenes ihn überdauerndes Vermächtnis verlagert "Hilligenlei" ins einzelne Individuum, macht die deutsche Wiedergeburt nicht länger zur Frage der Vorherrschaft eines Standes oder einer Region, sondern erklärt sie zu einem Problem der inneren Einstellung eines jeden Deutschen.

> "Wir, die germanischen Menschen, Kinder Siegfrieds und Goethes, freuen uns dieser Erde als der uns von Gott gegebenen Heimat, wollen nicht, daß sie anders sei und werde als sie ist, begehren auch nicht, daß ihre ewigen, harten aber herrlichen und gerechten Gesetze durch kleinere oder größere Mirakel möchten verletzt werden, wissen auch, daß das niemals geschehen ist noch geschehen kann, sondern hoffen vielmehr mit großer germanischer Freude an Frühling, Wandern und Sieg, daß sie durch die treue Arbeit unsrer Hände, die zähen Gedanken unsrer Hirne und die Veredlung unsrer Seelen im Lauf der Jahrtausende in allmählicher mühsamer Entwicklung ein Garten und Reich Gottes werde." 82)

Auch Jörn Uhl hatte bereits den Übergang vom Bauern zum Ingenieur vollzogen; er jedoch nach langem verzweifelten Existenzkampf als Landwirt, resignierend vor den für ihn nicht mehr zu meisternden Schwierigkeiten bei der rentablen Bewirtschaftung eines Hofes.

a) Die Großstadt als neue Perspektive

Ganz anders die Ausgangssituation in "Klaus Hinrich Baas". Zwar lebt auch die Familie Baas seit Jahrhunderten auf dem Lande, doch ihren Lebensunterhalt verdienen sich die meisten der Sippe seit Generationen als Handwerker oder als kleine Staatsangestellte. Und Jan Baas, Klaus Hinrichs Vater, ist nur freier Landarbeiter ohne - abgesehen von seinem kleinen Haus mit umgebendem Garten - eigenen Grundbesitz, auf dem sich ein selbständiger und rentabler landwirtschaftlicher Betrieb errichten ließe. Er ist Tagelöhner und muß sich von seiner Frau sagen lassen, daß wohl auch seine Kinder es nicht weiter bringen werden.
Es taucht nicht zufällig schon ganz am Anfang der Geschichte - für Jörn Uhl oder Kai Jans noch völlig undenkbar -, nachdem Jan Baas wieder einmal eine Nacht auf freiem Feld hat durcharbeiten müssen, die rettende Perspektive Hamburg auf - der Roman ist noch nicht zwei Kapitel alt, und die Handlung hat eigentlich noch gar nicht so recht begonnen.

> "Der Morgendwind kam auf, und es war bitterkalt. Er (Klaus Hinrich Baas, der zusammen mit seiner Mutter dem Vater das Frühstück aufs Feld bringt, K. U.) versenkte seine Hände tief in die Jackentasche und preßte die Knie zusammen, und sah auf seinen Vater, der durchnäßt bis ans Knie, übernächtig und müde von der schweren Nachtarbeit, mit schwarzen Händen sein Brot aß.
> Sie schwiegen eine Weile und aßen. Dann sagte der

> Vater: 'Wir haben die ganze Nacht von Hamburg gesprochen, Antje. Da wird jetzt mächtig gebaut, Haus Haus, und die Leute verdienen vier Mark den Tag. Was meinst du, wenn wir dahin ziehen? Timmermann hat da einen Vetter wohnen, der arbeitet in einem Kohlengeschäft; sein Junge besucht die höhere Schule. Wenn wir hier vorwärts kämen, wollte ich sagen: wir bleiben! Aber so: warum hier bleiben? Wer weiß, vielleicht geht es uns da besser, oder unsern Kindern." 83)

Und auch Antje, Jans Frau, erhofft sich, obwohl sie es nicht recht zugeben mag, von Hamburg einiges: Ihrer Schneiderarbeit fehlt in der dörflichen Enge die Kundschaft, die diese Nebenbeschäftigung zu einer auch finanziell lohnenden Sache machen könnte.
So ist nach diesem einmaligen Ansprechen des Problems auch schon alles entschieden. Hamburg, die Großstadt, in der die Industrialisierung massenhaft Arbeitskraft ansaugt, ist plötzlich eine reale Möglichkeit. Die Selbstverständlichkeit, mit der der Umzug in die Stadt ins Auge gefaßt und dann auch ohne großes Hin und Her vollzogen wird, muß überraschen, wenn wir uns noch einmal kurz vergegenwärtigen, welches Bild der Großstadt, Berlins nämlich, Kai Jans vermittelt hatte:

> "Hunderttausende ziehn mit ihren Frauen und lieben Kindern von der Heimat fort, wo der Himmel weit ist und der Wind übers grüne Land weht, darum, weil sie in elender Landlosigkeit und Unterdrückung gehalten werden. Und nun solltest du sehen, wie diese Leute da in Berlin hausen! Wenn sie aus ihren Häusern heraussehen, sehen sie nicht gegen grüne Kastanien und blankes Wasser, sondern gegen elende graue Mauern und dummglotzende Fenster. Sie selbst spielten einst in ihrer Kindheit am Rain und schrien am Waldrand; ihre Kinder spielen im sonnenlosen, tiefen Häuserschacht. Da kannst du dir denken, wie dunkel und wirr es in ihren Köpfen aussieht: mit welchen Gefühlen sie an den Gutsbesitzer denken, dem weit und breit draußen in der Heimat Wald und Feld gehören, darauf ihr Schweiß liegt." 84)

Der soziale Frieden ist bedroht durch die Lebensumstände, denen die Masse der Menschen in der Großstadt unterwor-

fen ist. Neid auf die Reichen, Ausschweifung und Verbrechen sind die Auswirkungen der Verhältnisse, die das tägliche Leben der Großstadtbewohner bestimmen. Dabei scheint Frenssens Protagonisten nicht einmal die Elendssituation der Menschen selbst zu stören, sondern nur das zu starke Gefälle zwischen ihnen und den Besitzenden. Solange sie noch in der Heimat lebten, "wo der Himmel weit ist und der Wind übers grüne Land weht", hielten sich trotz "elender Landlosigkeit und Unterdrückung" die Haßgefühle gegenüber den Gutsbesitzen in den Grenzen, die den sozialen Frieden, wenn auch unter Murren und zähneknirschend, garantierten. Die Verschlechterung der Lebensbedingungen in der Großstadt jedoch läßt die Empörung über den Reichtum, "der einige Straßen von ihnen entfernt sein eitles Pfauengefieder breitet" [85], ins Schrankenlose anwachsen und damit zu einer Gefahr werden.

Auch Kais Vater und Pe Ontjes Lau hatten bei ihrem Berlin-Besuch in Sachen Tjark Dusenschön diese Gefahr gesehen und offen ausgesprochen, was sie einzig in Bann halten kann:

> "Wenn du auf dem Deich von Hilligenlei stehst, was siehst du da? Du siehst Land und Sand, und das Meer bis Engelland, und darüber den Himmel so weit, daß dir bange wird. Aber dreh dich hier um: was siehst du? Es muß einer einen schweren Stumpfsinn im Kopf haben, oder eine eiserne Peitsche im Nacken (!), um in diesen tiefen Steinbrüchen zu hausen." 86)

Kai Jans hatte jedoch eine Zukunftsperspektive angegeben: daß nämlich das Massenelend selbst Kräfte hervorbringen würde, die aus ihm herauszuführen in der Lage wären:

> "Es geht, wie alle hundert Jahr, eine Zeit der Unruhe durchs Volk, ein Fieber, aber ein Fieber zur Genesung. Altes und Faules wird im fiebernden Blut verzehrt und ausgeschieden. Neues und Starkes und Frisches will werden." 87)

An diese Perspektive, die bei Kai Jans noch sehr vage bleibt bzw. im allgemein religiös nationalen Appell der "Handschrift" endet, knüpft Frenssen mit "Klaus Hinrich Baas" unmittelbar an, und das aus einem Grund, den - für uns nicht mehr überraschend - gerade der auf sich als "Dorfmann" so stolze Heimatschriftsteller aufmerksam registriert hat:

> "In diesem Jahrzehnt vor dem großen Krieg (1904 - 14) war die ganze Wirtschaft Deutschlands in mächtigem Wachstum begriffen; und gerade Hamburg und sein Hafen war das breiteste Tor, durch das sein Handel und Wandel in immer stärkerer Strömung ein- und ausging. Es war die Zeit, wo Millionen Deutsche vom Lande in die Großstädte zogen, und sie erlebten und erlitten, sie bewältigten oder ihnen unterlagen. Es hatte mich, den Dorfmenschen, gereizt, von diesem großen Treiben nicht mehr nur von Dortigen und aus Zeitungen zu hören oder bei gelegentlichen Besuchen einen Tag lang als Zuschauer daneben zu stehn; feurigen Geistes, wie ich bei all meiner Schwerfälligkeit und Bedenklichkeit war, wollte ich es kennenlernen und, nachdem ich es erkannt hatte, es darstellen, falls ich es vermöchte." 89)

Es ist das "Fieber" des ökonomischen Aufschwungs, das das Deutsche Reich seit seiner Einigung 1871 ergriffen hat und das diesen Staat bereits wenige Jahrzehnte nach der von Bismarck mit allen Mitteln rücksichtsloser Machtpolitik nach innen durchgesetzten Konzentration der nationalen Kräfte auch nach außen mit einer ökonomischen und damit politischen Stärke ausgestattet hat, die dem Verfechter einer neuzeitlichen Weltmission deutschen Wesens als eindeutiger Beleg dafür gilt, daß die ewige Macht tatsächlich mit Deutschland im Bunde ist. Im Inneren wird die Abhängigkeit der nationalen Stärke vom industriellen Wachstum so offenkundig, daß die rapide Bevölkerungsverschiebung "vom Lande in die Großstädte" auch einem Mann mit Deichperspektive als der wahre Zug der Zeit erscheint!

Daß dieser Bevölkerungsverschiebung die Dialektik der Kon-

kurrenz zugrundeliegt, die die individuelle Kraft des einzelnen steigern, aber auch vernichten kann, zumal derjenigen, die in dieser Konkurrenz nichts außer ihrer Arbeitskraft anzubieten haben und ihre Lage in der Regel zunächst nicht verbessern, wenn sie vom Land in die Stadt ziehen, bemerkt auch Frenssen - "In Sachen der inneren Politik war ich sozial, eben aus Gerechtigkeit, und auch, damit die Arbeiter den Staat zu lieben Grund hätten und in Not ihm hülfen".[90)]
Die Dialektik des Arbeiterlebens in der Großstadt ist in den Ängsten und Hoffnungen der Baas-Familie, als sie nach Hamburg zieht, der Ausgangspunkt von Frenssens fünftem Roman. Er ist in Zentralmotiv bzw. Hauptfigur und entsprechend in seiner Struktur die Adaption des modernen, im besonderen amerikanischen Märchens vom totalen sozialen Aufstieg. Von ganz unten kämpft sich der zeitgenössische Held des kapitalistischen Zeitalters mit realistischer Klugheit und zähem Fleiß nach ganz oben, wobei anfängliche Armut und Entbehrung als besonders geeigneter Antrieb erscheinen, sich in der Konkurrenz durchzubeißen und als der Stärkere zu erweisen, es zu etwas Bedeutendem zu bringen und so zu einer voll entwickelten Persönlichkeit zu werden. Das Bedeutende hat dabei für Frenssen einen doppelten Sinn. Zum einen meint es natürlich die Bedeutung des Platzes, den sich das jeweilige Individuum in der sozialen Rangordnung für sich selbst erwirbt; zum anderen jedoch wird ein individuelles Leben erst dann bedeutend, wenn seine Lebensleistung auch oder sogar vorrangig oder ausschließlich Dienst am eigenen Volk ist. Klaus Hinrich Baas wird sich am Ende als in jeglicher Hinsicht bedeutend erweisen.

Ganz zu Anfang bereits - die Baasen sind eigentlich noch gar nicht ganz in Hamburg - wird das Aufstiegsmotiv, der Weg von ganz unten nach ganz oben, ironisierend themati-

siert. Vor dem Bahnhof, als die Eltern sich gerade erst um das vorbestellte Quartier kümmern, kommt folgendes Kurzgespräch zwischen dem das Gepäck bewachenden Kai und einigen Gepäckträgern zustande:

> "Sie schmunzelten und sagten: 'Was sind denn das für Bücher, auf denen du sitzt?'
> 'Großartige Bücher', sagte er ernst, so wie man etwa von großen schönen Pferden spricht.
> 'Willst du denn ein gelehrter Mann werden?' fragten sie.
> 'Das kann wohl sein', sagte er, 'wenn ich Kopf's genug habe' und sah sie Alle mit ernsten Augen an.
> 'Was ist denn dein Vater?' fragten sie.
> 'Arbeitsmann', sagte er.
> Da hatte einer Mitleid mit ihm und strich ihm jäh übern Kopf und sagte: 'Na, denn werd' man Senaater, hörst du?'" 91)

Der kleine Klaus Hinrich bringt offensichtlich die wesentliche Voraussetzung für jenen Aufstieg aus dem Arbeiterelend der Großstadt zu den Höhen wirtschaftlicher Macht in eben derselben Großstadt (Hamburg) von Haus aus mit: das im besten Sinne naiv unerschütterliche Vertrauen in die eigenen Fähigkeit, eben diesen Aufstieg zu schaffen.

b) Lehrjahre "auf freiem Feld". [91a)]

Den ersten positiven Eindruck bestätigt der Arbeiterjunge eindrucksvoll durch die Art und Weise, in der er sich bereits in den ersten Wochen in der ihm zunächst völlig fremden Großstadtwelt zurechtfindet und gegen Widrigkeiten durchsetzt, und das gerade zu einer Zeit, während der auch im familiären Bereich die Probleme sich häufen.
Für die allererste Zeit zudem hat er das Glück, in einem "Jungen mit scharfem, braunem Gesicht, von seinem Alter" [92)], dem schlitzohrigen Kalli Dau, einen starken Helfer zu finden. Schon das Gespräch bei ihrem ersten zufälligen Zusammentreffen - die Baas-Eltern suchen immer

noch das festgemachte Quartier und haben Klaus Hinrich zusammen mit dem Gepäck mal wieder an einer Straßenecke "abgestellt" - deutet an, was dieser von jenem lernen kann:

> "Der Junge berührte mit der Spitze seines niedergetretenen grauen Schuhs die Bücher und sagte: 'Was willst mit'm Schiet?'
> Er verleugnete die ganze klassische Dichtung und sagte gleichmütig: 'Wir hatten's im Haus, da habe ich's mitgenommen.'
> Der Junge machte mit dem Kopf eine Bewegung zur Seite nach dem Tisch, auf dem alte Bücher in Haufen lagen: 'Mußt da verkloppen', sagte er.
> Das Dorfkind schüttelte stumm und ernst den Kopf: 'Wir verkaufen nichts', sagte er. 93)

Noch nicht! ist der Leser geneigt einzuwenden, der den Werdegang Klaus Hinrichs bereits kennt. Doch der hat zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht begonnen, sondern wird - vom Autor unter tätiger Mithilfe Kalli Daus - in der Folgezeit mit sich überstürzenden Ereignissen und Erfahrungen, in denen Klaus Hinrich seine Talente bereits unter Beweis stellen kann, überhaupt erst in Gang gesetzt. Zunächst stirbt seine ältere Schwester Lotte an einer Gehirnhautentzündung, was für ihn einen schweren Schlag bedeutet, weil er mit ihr eine fürsorgliche und sehr eigenständige, eigentlich seine einzige Vertraute verliert. So nimmt ihn in der Folgezeit - die Mutter ist sehr streng und unzugänglich, und der Vater, tagsüber immer auf Arbeit, hat Probleme mit seiner Gesundheit, die ihm allmählich seine frühere Fröhlichkeit zerstören und die Zuwendung zu den Kindern zur Last machen - Kalli Dau mit seiner "Straßenerfahrung" [94] immer stärker für sich ein:

> "Kalli Dau schien ganz Hamburg zu kennen, ja, man sagt besser, ganz Hamburg schien ihm zu gehören, aber besonders war der Hafen sein eigen. Es kam ja vor, daß sie falsch gegangen waren, daß sie zurückgewiesen wurden, ja, einige Male hielten sie es für richtig, sich auf ihrem Rückzug in Trab zu setzen,

> was Klaus Baas sehr peinlich war; aber meistens ging es gut, dank der Sicherheit, die der kleine kümmerliche braune Junge in dem verlotterten Anzug um sich verbreitete." 95)

Doch schon "einige Wochen später bekam ihre Freundschaft einen Riß" [96]. Kallis "Straßenerfahrung" hat auch ihre Schattenseiten: bei gemeinsamen kleineren Arbeiten - Botengängen und Warenauslieferungen gegen ein gewisses Entgelt - behält er die ganze Entlohnungssumme für sich, obwohl auch Klaus ein Anteil zustünde. Kallis Nutzenstandpunkt zeigt sich ganz offen, auch und gerade gegenüber dem Freund: bei Geldangelegenheiten hört eben die Freundschaft auf. Als Klaus diese Einstellung Kallis voll realisiert und damit auch die Lektion, die dieser ihm als wichtigste hat beibringen können - abgesehen von einer gewissen Ortskenntnis, die dem Dorfkind in den verwirrenden Häuserzeilen von St. Pauli, Altona und Eimsbüttel und besonders in den Kaianlagen des Hafens zunächst sehr schwerfiel - begriffen hat, macht er sich selbständig. Oberstes Gebot ist hinfort auch in all seinem Tun der eigene Nutzen, und bei dessen vorrangiger Verfolgung muß sich der einzelne ganz auf sich selbst stellen. Frenssens Erklärung für diese Distanzierung von Kalli Dau steht im offenen Widerspruch zu der dargestellten Entwicklung, die zu ihr führt:

> "Es kam zuletzt auch dazu, daß sich allmählich, da er der neuen Umgebung so ziemlich sicher war, die Neigung seiner Natur wieder meldete, ein Führer zu sein, sich ein Kosakenregiment zu halten." 97)

Das "auch" ist verräterisch: hatte zunächst Kallis rücksichtslose Selbstdurchsetzung gegenüber Klaus und anderen dessen Abwendung überzeugend, weil aus der faktischen Konkurrenz der beiden um die wenigen für sie zu verdienenden, ihnen in ihrer Armut aber viel bedeutenden Groschen als notwendig begründet, so tritt nun plötzlich ein zusätzliches Motiv hinzu, das dies alles negiert

und einfach Klaus' Führernatur zum Grund ernennt. Es ist die Vorstellung vom "Marschallstab im Tornister", d. h. von der natürlichen Begabung und deren willentlicher Aktivierung als alleinigem Grund persönlichen Vorwärtskommens und Erfolges, die hier in der Gestalt des Klaus Hinrich Baas bestätigt wird - gegen den Handlungsverlauf, aber in konsequenter Fortführung des Bildes, das schon von dem Jungen Klaus Hinrich bei seiner Ankunft in Hamburg gezeichnet wurde.
Auch in den folgenden Situationen - Klaus hat sich ein eigenes kleines Gefolge zugelegt, meist jüngere, den Schutz und die Initiative des Größeren suchende Nachbarskinder und als solche denkbar schlechte Beweise für seine Führernatur - führt Frenssen Klaus als den aufgeweckten Jungen vor, der sich in unterschiedlichen Auseinandersetzungen mehr und mehr seiner Fähigkeiten bewußt wird und sie zur Durchsetzung seiner Interessen einzusetzen lernt. So schließt das Kapitel, das vor allem Kindheitserfahrungen geschildert hat, mit der zutreffenden Verallgemeinerung, die allerdings mit "der Neigung seiner Natur", "ein Führer zu sein", nichts zu schaffen hat:

> "Unbeweglich vor sich ins Dunkle starrend, lag er und dachte zum erstenmal über sich selbst nach und fühlte, so zwischen Stolz und Sorge: das hätten die anderen nicht gekonnt!
> So leuchtete zum erstenmal das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit in seiner Seele auf." 98)

Die nächsten Stationen seiner Entwicklung bestätigen seine wachsende Eigenständigkeit und sein Durchsetzungsvermögen, vor allem, weil er plötzlich und eigentlich verfrüht in den Zwang gerät, sein Kindsein zu vergessen und - fast wie ein Erwachsener - mit zur Reproduktion der Baas-Familie beizutragen. Der Vater, schon lange durch eine Hüftverletzung, die er sich bei der Arbeit zugezogen hat, in dieser behindert, wird krank und bettlägerig

und kann den nötigen Lebensunterhalt nicht mehr verdienen. Klaus gibt daraufhin seinen vor allem auch von der Mutter geförderten Plan auf, Lehrer zu werden und sucht sich einen Brotberuf, der möglichst schnell materiellen Nutzen abwirft:

> "Er dachte eine Weile nach und sagte dann: 'Ja, dann werde ich Krämer." 99)

Diese Perspektive ist nicht mehr der leicht hingesprochene Wunschtraum eines Kindes auf die Frage: Was willst du denn einmal werden?, sondern beinhaltet bereits den in einem Begriff zusammengefaßten Lebensplan eines Jungen im vollen Bewußtsein der Zwänge, die die Realität den gesellschaftlich Benachteiligten aufherrscht.

> "Er legte sich wieder ins Bett und lag in schweren Gedanken wach. Der peinliche Ordnungssinn und die Tüchtigkeit der Mutter hatten bisher den Schein der Armut fern gehalten; aber nun sah er sie doch. Der Vater verdiente ja auch fast nichts mehr. Und die Miete mußte da sein, und die Kohlen, und das Essen. Und auf der Kommode standen allerlei Gläser mit Salben und Tränken, die der Vater brauchte! Ihm fiel immer mehr ein, was Geld kostete; und es wurde ihm heiß vor Angst." 100)

Fürs erste jedoch geht es darum, eine Arbeit für Klaus zu finden, durch die er ein wenig hinzuverdienen kann. Und für solche Fälle ist natürlich immer noch Kalli Dau mit seiner Straßenerfahrung der beste Ratgeber und Vermittler - solange sie sich nicht direkt als Konkurrenten ins Gehege kommen, bewährt sich ihre Freundschaft in jeder Notlage.
Durch eine Zeitungsannonce, auf die Kalli ihn aufmerksam macht, findet Klaus schließlich eine Anstellung als Laufjunge bei der Kunstmalerin Laura Morgenstern. Gerade als er sich in der neuen Umgebung ein wenig eingelebt hat und bei der warmherzig-groben, mütterlichen Frau sehr wohl und geborgen zu fühlen beginnt, stirbt der immer schwächer und hinfälliger gewordene Vater. Die

schon lange vor seinem Tode mit Klaus für den Todesfall des Vaters abgesprochene Bittreise zu den Verwandten in der holsteinischen Heimat wird für den Baas-Sohn zu einer einzigen Enttäuschung. Abgesehen von seinem älteren Bruder stößt er überall auf taube Ohren, als er um eine finanzielle Untersützung in seiner familiären Notsituation nachfragt. So verwundert das Fazit nicht allzusehr - wiewohl im Blick auf Frenssens bisheriges Gesamtwerk doch immer noch -, das Klaus Hinrich bei einer kurzen Rast während seiner Rückwanderung nach Hamburg - er will noch rechtzeitig zur Beerdigung zurück sein - sozusagen im Schnittpunkt zweier Welten und nach dieser Reise in die Vergangenheit zieht:

> "Das setzte er sich hin, das Bündel auf dem Schoß mit beiden Händen fest umfassend, und sah mit undeutlichen Gedanken auf sein Heimatdorf hinab, wunderte sich über die große Einsamkeit und Stille und hörte fernher in seinem Ohr das Getöse der großen Stadt und fühlte einen leisen Zug zu ihr hin als zu stärkerem und hellerem Leben." 101)

Entsprechend geht er in Hamburg zu Werke: er gibt seine Teilzeitarbeit bei Laura Morgenstern auf - "er müsse sich nach einer andern Arbeit umsehen, die ihn den ganzen Tage beschäftige" [102] - und informiert auf dem Heimweg nach der Konfirmation, die nur wenige Tage nach der Beerdigung des Vaters stattfindet, Kalli Dau sehr knapp über seine weiteren Pläne:

> "Klaus Baas ließ sich nicht weiter aus; er machte sehr lange, sichere Schritte und ein sehr ernstes Gesicht, und sagte nur gleichmütig, daß er erst auf irgendeine Weise hundert Mark verdienen müsse. Dann wolle er bei einem Krämer in die Lehre gehen." 103)

Die Arbeit zum Verdienen der hundert Mark findet er leicht und mehr zufällig, aber er verliert sie auch sehr schnell wieder, als der kleine Frachtkahn, auf dem er sich verdingt hat, von einem größeren Schiff gerammt und versenkt wird. Klaus ist nicht nur traurig über dieses

Ende, denn er hatte bei den meistens im Schutze der nächtlichen Dunkelheit stattfindenden Frachtfahrten zwar gut verdient, aber irgendwie war es bei den Geschäften seines Arbeitgebers nicht ganz legal zugegangen, und das war eine erhebliche Belastung für sein durchaus empfindliches Gewissen gewesen.
Doch die zwielichtige Episode hat auch ihr Gutes. Immerhin war Klaus Hinrich während seiner Tätigkeit auf der Schute durch die oftmaligen Besuche im Hafen und die dabei beobachteten Abfertigungen von Frachtschiffen aus aller Herren Länder auf eine Erweiterung seiner Berufsperspektive als Händler gestoßen worden. Als er wieder einmal zwei Kontorlehrlingen einer Firma beim Registrieren von zu verladenden Waren zusieht, gerät er ins Schwärmen:

> "Er hörte aufmerksam zu und machte sich wieder in seiner Weise Gedanken über ihren Beruf. Ja das wäre wohl eine gute Laufbahn, schien ihm. Das wäre was anderes als Krämerlehre! So im Kontor sitzen, und Übersee gehn, und große Güter bestellen und verschiffen, und viel, viel Geld dabei verdienen! Aber wie sollte er da herankommen?" 104)

Seine Skepsis bezüglich der Realisierbarkeit dieser Wunschperspektive bestätigt sich deprimierend, als er, nach dem Schiffsunglück wieder arbeitslos, einige Handelskontore aufsucht in der Hoffnung, irgendeine Beschäftigung zu finden,

> "so daß er gleich etwas bares Geld bekäme und Gelegenheit hätte, sich als ein ordentlicher Mensch allmählich heraufzuarbeiten." 105)

Überall hört er das gleiche schnelle "Wir haben keine Verwendung"; und hält man sich einmal etwas länger mit ihm auf, dann nur, um nach Zeugnissen, dem Beruf des Vaters, seiner bisherigen Beschäftigung und ähnlichem zu fragen und ihn dann, da er ja nichts Qualifizierendes oder wenigstens Empfehlendes vorzuweisen hat, dieselbe

ablehnende Antwort zu erteilen. So muß in einer Zeit und unter ökonomischen Voraussetzungen, in der es offenbar zum gesellschaftlichen Aufstieg nicht ausreicht, ein ordentlicher Mensch zu sein, dem ordentlichen Menschen Klaus Baas ein glücklicher Zufall zu der Gelegenheit verhelfen, sich allmählich heraufzuarbeiten. Es ist die gute Fee, die ihm schon einmal, wenn auch nur sehr kurzfristig, geholfen hatte: die Kunstmalerin Laura Morgenstern mit ihren Verbindungen in den besseren Kreisen der Hamburger Bürgerschaft.
Allerdings tut Frenssen - wieder in Widerspruch zum tatsächlichen Verlauf der Handlung [106] - alles dazu, das Eingreifen der weltläufigen Künstlerin nicht als bloßen Zufall erscheinen zu lassen, sondern bereits Klaus Hinrichs Zielstrebigkeit gutzuschreiben, nachdem dieser sich eine Zeitlang nach dem Verlust des letzten Arbeitsplatzes hatte treiben lassen, ohne von sich aus die Initiative zu ergreifen:

> "Als er am andern Morgen aufwachte, dachte er sofort wieder an die beiden Mädchen und wie er ihnen gleich werden könne, und dachte wieder, daß irgendein Glück kommen müsse, und kam in eine haltlose Stimmung hinein, so, als wenn er nun warten und hoffen müsse, ob ein großer Glücksfall käme." 107)

Aus dieser "haltlosen Stimmung" hat ihn jedoch nicht eigene Zielstrebigkeit, sondern das sehr handgreifliche Dazwischenfahren seiner Mutter am Tag zuvor befreit - sie war über seine häufige Abwesenheit von zu Hause mißtrauisch geworden, hatte ihn beim Bummeln auf einem Spielbuden- und Trödelmarkt erwischt und mit einer schallenden Ohrfeige von der Triftigkeit ihrer moralischen Vorhaltungen "überzeugt" - worauf Klaus Hinrich allerdings mit einem bereits sehr ausgeprägten Gewissen, d. h. intakter Arbeitsmoral reagiert hat:

> "Heißes Brennen in den Wangen, das nicht allein von dem Schlag herrührte, lief er nach Hause zu. Er war

> plötzlich ganz nüchtern geworden; er war plötzlich ein ganz anderer Mensch. Er war ganz recht gestraft! Er war ja ein Tagedieb, ein Herumtreiber, ein Mensch wie Jonni Dau. Ein Lügner! Ein zukünftiger Zuchthäusler! Schrecklich, schrecklich! ... Die Welt war plötzlich entsetzlich nüchtern. Es hieß arbeiten, arbeiten!" 108)

Die Verlängerung der mütterlichen Androhung:

> "Ich will dir den Baas austreiben! ... Knecht sollst du werden!" 109)

in geradezu wütende Selbstvorwürfe, die ein außerordentlich gut funktionierendes gesellschaftliches Über-Ich anzeigen, d. h. die schon fast selbstzerstörerische Bereitschaft Klaus Hinrichs, sich jede Abweichung vom Normalen, vor allem aber Verstöße gegen die in einer Konkurrenzgesellschaft notwendige und im öffentlichen Bewußtsein von allen bejahte Arbeitsmoral als persönliche Schuld zuzurechnen und daraus den nur zu verständlichen Vorsatz 'Arbeiten, arbeiten!' abzuleiten, kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß Laura Morgenstern den Übergang zu der Position bewerkstelligt, die ihm - dann allerdings unter der Voraussetzung rücksichtslosen Arbeitseinsatzes - den Aufstieg ermöglicht, von dem er auch unter den erniedrigendsten und trostlosesten Bedingungen - nämlich auf jenen illegalen nächtlichen Schutenfahrten - zu träumen nicht aufgehört hatte:

> "So wie die edlen Völker sich Götter machten und noch heute machen, nichts anderes als erhabene, duftige Bilder der leise und schüchtern in ihnen sich regenden, zukünftigen, höheren Gesinnung und Existenz, so phantasierte und sah dieses Kind aus gutem, altem Geschlecht außer und vor sich eine Persönlichkeit und eine Macht, die ihm und den Seinen Glück und Glanz bringen sollte, die vielmehr in ihm selbst im Werden war. Es waren nur Träume, Spiele der Phantasie; aber sie bedeuteten das Vorwegsinnen und -sehnen eines guten, starken Lebens und tüchtiger Lebensarbeit." 110)

Nachdem die Malerin in ihrer zupackenden Art aus dem in Selbstvorwürfen völlig Aufgelösten herausgeholt hat,

er "möchte am liebsten rund um die Welt, erst nach Afrika" und dazu noch, was er dort wolle: "Sehen, was da los is ... und da Leben hineinbringen und regieren", läßt Frenssen sie mit dem ihr eigenen Realitätssinn resumieren und die alles weitere entscheidende Perspektive eröffnen:

> "Das hättest du ja gleich sagen können: du willst Kaufmann werden." 111)

So ist es nur konsequent, daß sie ihren Schützling kurzentschlossen bei dem ihr wohl bekannten Chef der "P. C. Trimborn Handelsgesellschaft" als "gute Tat" unterbringt:

> "'Sie kennen ihn lange; Sie haben seine Schulzeugnisse gesehen, die ausgezeichnet waren? Sie sagen auch, daß er eine gute Handschrift hat?' Die Malerin nickte. 'Und sie meinen, daß eine Firma wie meine jährlich eine besondere gute Tat tun muß? ... Denn will ich eine Ausnahme machen und will es mit dem jungen Mann versuchen." 112)

Der Ausnahmecharakter der Entscheidung, die der Firmenchef im Fall Klaus Hinrichs trifft und die diesem damit auf ganz und gar untypische Weise die Karriere eines Großkaufmanns eröffnet, wird durch den Stoßseufzer unterstrichen, mit dem Laura Morgenstern den so Begünstigten in den nächsten Abschnitt seiner Entwicklung zum Repräsentanten deutschen Handels und Wandels entläßt:

> "Am Fuß der Treppe atmete die Malerin hoch auf und murmelte:
> 'Das ist gut gegangen! Gott bewahre! Daß solche Leute doch nie gut sein können, ohne zugleich so großartig zu sein! ... Es sitzt mir in allen Gliedern! ... Na, nun sieh zu, Jung, daß du was wirst! Dies ist ein Schritt: von Bord der Schute ins Kontor von P. C. Trimborn!'"

Und nach allem was der Leser bis hierher schon über Klaus Hinrich Baas und seine Einstellung zu sich und der Welt weiß, kann er nicht mehr im Zweifel sein, daß der aufgeweckte Junge es schaffen wird.

c) Lehrjahre im Kontor: das Ideal kaufmännischer Tüchtigkeit

Während der dreijährigen Lehrzeit in der Firma Trimborn bewähren sich Klaus Hinrichs Vorsätze auf das beste. Beim Durchlaufen der beiden Hauptabteilungen und bei der durch seine mangelhaften Voraussetzungen oft sehr schwierigen Erlernung der verschiedenen kaufmännischen Fertigkeiten orientiert er sich - die drei Kontorräume liegen so dicht zusammen, daß sie von jedem Arbeitsplatz wie auch vom Chef in seinem Vorderzimmer aus überschaubar sind und dieser seine Anweisungen mündlich geben kann, ohne seinen Schreibtisch zu verlassen - an einem nur wenig älteren Arbeitskollegen, der ihn durch seinen Fleiß und seine Sicherheit im Auftreten vom ersten Tage an außergewöhnlich beeindruckt: Karl Eschen.

> "Zuweilen stand er stundenlang aufrecht in vornehmer Haltung, ein mächtiges Buch vor sich, in das er mit unendlicher Ruhe und Bestimmheit bald auf diese, bald auf jene Seite eine Zahl hinsetzte, als wenn er sie in Stahl eingrub; kam einer oder der andere mit einem Anliegen zu ihm, so antwortete er so eigen deutlich und gut gefaßt, als wenn er etwa mit einem Ausländer sprach, und beugte dann wieder den edlen Kopf auf sein sauberes Zahlenwerk. Klaus Baas sah in stummer Scheu zu ihm auf und sah in ihm den Inbegriff unerreichbarer, kaufmännischer Tüchtigkeit, und aller Vornehmheit." 114)

Die beiden anderen Kollegen Klaus Hinrichs in der Abteilung Geld- und Rechnungswesen, in der er den ersten Teil seiner Lehrzeit zubringt, fallen gegen Karl Eschen stark ab, obwohl sie - wenn auch in karikierter Überzeichnung - wiederbelebte Figuren aus früheren Romanen Frenssens sind, denen der Autor seinerzeit seine ganze Sympathie geschenkt hatte. Heini Peters

> "hatte eine besondere Liebe zu Kirchhöfen, und erzählte gern und mit gefühlvollen Worten von Ohlsdorf, wo die Toten unter Bäumen ausruhen ... wie nach einer heißen Wanderung." 115)

Er ist eine das Lächerliche streifende Zuspitzung jener empfindsamen Grübler und Träumer, zu denen auch Heim Heiderieter und Kai Jans gehörte.
Der andere, Hanssen, ist von bäuerlicher Herkunft und kann das auch nicht verleugnen, im Gegenteil: er ist der bornierte Verfechter einer moralischen Überlegenheit des Bauerntums und erinnert auf seine Weise an Frenssens frühe Romane, in denen ländliche Herkunft und bäuerliche Bodenständigkeit in ähnlicher Weise als notwendige Voraussetzung für eine sinnvolle Existenz verabsolutiert werden. Hanssen ist der Meinung,

> "das Leben in Hamburg sei gar kein Leben, und dies Kontor hätte gar kein Recht auf Existenz: die armen kindlichen Indianer mit allerhand Plünnkram betrügen und dafür ihre schönen Naturprodukte wegnehmen, wäre unehrenhaft. Kurz, das ganze Hamburg wäre wert, angezündet zu werden. Bloß der Landmann hätte ein Recht auf Existenz." 116)

Die Beruhigungsversuche der Arbeitskollegen schlagen fehl, etwa Karl Eschens überraschende Empfehlung: "Sie müssen neben der Arbeit einen Sport treiben, Hanssen." [118], weil sie dem solcherart Angeredeten nur neue Stichworte für seinen Unmut liefern, der schließlich in dem Entschluß zur Kündigung und dessen sofortiger Realisierung gipfelt: "Kinder, ich gehe! Kein Mensch kann mich halten!" [119]
Frenssen gibt durch die Charakterisierung dieser Figuren klar zu verstehen, daß den verstiegenen oder versponnenen Grüblern wie auch den allzu erdnahen Landleuten seine Sympathie nicht mehr gehört. Zwar erscheint ihm nach wie vor das "gute gesunde Bauernblut", das auch Klaus Hinrich in seinen Adern spürt, die beste Voraussetzung für große Taten, aber diese werden nicht mehr in der ländlichen Heimat vollbracht, sondern verlangen eine weiter reichende Perspektive, die Klaus Hinrich schon auf Laura Morgensterns Frage nach seinen Lebensplänen als ihm gleichsam von Natur geschenkt zu erkennen gegeben

hatte und die er während seiner Lehrzeit bei Trimborn bestätigt findet und entsprechend vertieft, indem er sich die zu ihrer Realisierung notwendigen Fertigkeiten aneignet.

> "Er fühlte seit längerer Zeit, daß er tiefer in das Wesen des kaufmännischen Treibens eindrang. Er wußte, daß die Arbeiten des Kontors, die er in diesen drei Jahren zu verrichten gehabt hatte, nur Leistungen zweiten Grades waren, eine Art höherer kaufmännischer Schreiberdienst, wegen der Mühe und Gewissenhaftigkeit und Treue aller Ehren wert; aber für den, der weiter wollte, waren sie nicht mehr als nötiges handgewohntes Arbeitszeug. Etwas anderes machte den wirklichen Kaufmann, nämlich vorhandene Bedürfnisse der Kultur erkennen, vielleicht neue Bedürfnisse entdecken, oder gar sie schaffen, und sie zum Vorteil verantwortlichen Geldes, doch auf rechtliche Art, klug und rasch befriedigen. Er hatte das Handwerkszeug kennen gelernt; er hatte bewiesen, daß ein wacher, praktischer Geist in ihm war, und eine frische Arbeitslust, ja oft etwas wie Arbeitsgier. Und er durfte nun hoffen und hoffte nun, daß sein in die Dinge und ihre Beziehungen sich hineinwühlender Geist ihn zu selbständiger Arbeit und zu Erfolgen treiben möchte." 120)

Der "wache, praktisch Geist" und die "frische Arbeitslust", die Klaus Hinrich nicht ohne Stolz an sich feststellt, d. h. seine sich immer stärker ausbildende Fähigkeit, pragmatisch im Sinne des wirtschaftlichen Erfolgs und des eigenen Vorteils zu handeln, sind Garanten seines zielstrebigen, wenn auch nicht einfach geradlinigen Aufstiegs zum selbständig agierenden Großkaufmann mit nationalem Verantwortungsbewußtsein. Dabei durchläuft er verschiedene Stationen mit sehr unterschiedlicher Bedeutung für diesen Werdegang.

d) Zwischenspiele und Abwege

Die unmittelbar an die kaufmännische Lehre anschließende zweijährige Militärzeit z. B. ist für das Vorankommen des

Kaufmanns Baas als solche ohne Belang [121]; sie bildet lediglich den gleichbleibenden Hintergrund, von dem sich für Klaus Hinrichs weitere Entwicklung wichtigere Erfahrungen kontrastreich abheben. Es ist vor allem das deutliche Erleben des Zusammenhangs von Muße und Vergnügen einerseits und Arbeit bzw. Disziplin andererseits. Da er gern und oft mit Kalli Dau und dessen Kameraden von der Steuermannsschule zusammen ist - man geht tanzen und wird dabei mehr Geld los, als Klaus jemals zuvor ausgegeben hat - bleibt ihm nichts anderes übrig, als in seinen freien Nachmittagsstunden eine zusätzliche Tätigkeit anzunehmen, um sich das über den knapp bemessenen Wehrsold hinaus notwendige Geld für "Blankenese" zu beschaffen. Sparsamkeit, d. h. Orientierung der subjektiven Bedürfnisse an den durch die zur Verfügung stehende Geldmenge objektiv vorgegebenen Möglichkeiten ist die eine Lektion, die der angehende Kaufmann durchaus auch für sein kommendes Metier in diesem privaten Zwiespalt lernt.
Wichtiger noch ist die andere gründliche Erfahrung, die der junge Baas während der Militärzeit, aber nicht durch sie macht, daß er nämlich die Fähigkeit besitzt, alle negativen Erfahrungen und auch moralische Selbstvorwürfe in erhöhte Arbeitsintensität umzusetzen und so auch noch Niederlagen, seien sie von außen oder durch eigene Schwäche oder Fehler verursacht, in voranbringende Aktivität zu verwandeln.

> "Das ganze Jagen und Fahren nach Blankenese, und nun dies Stück! So ein schmählicher Verrat an einem unschuldigen kleinen Ding! Aus seinem hochmütigen Übermut! Nein, es ging nicht! Er wollte jetzt arbeiten!! Wie ein Verrückter! Er wollte arbeiten, daß er Hören und Sehen darüber vergaß! Es war wahrhaftig nötig, daß er arbeitete! Wieviel fehlte ihm noch! Wollte er sich weiter blamieren, wie vor einem Jahr im Pastorat? Mußte er nicht büffeln wie wild, um denen nachzukommen, die höhere Schulen besucht hatten?" [122]

Den "schmählichen Verrat" begeht Klaus gegenüber einem Mädchen, das er in einem spielerischen Flirt zu einem Kuß verleitet, mit dem er interessierten Dritten scheinbar zu einem Beweis der "Untreue" dieses Mädchens verhilft. Die Eitelkeit, die auf seiner Seite mit im Spiel ist, jedes Mädchen "rumkriegen" zu können, vertieft noch die moralische Selbstverurteilung, die der so furchtbar Frevelnde nach gelungenem Anschlag gegenüber sich selbst vollzieht: je tiefer die Selbstzerknirschung, desto erfolgreicher die anschließenden Maßnahmen zur in die Pflicht nehmenden Selbstzucht.

Nach der Militärzeit verhilft Klaus Hinrich ein erneuter Glücksfall zum ersten Abschnitt seiner eigentlichen Kaufmannskarriere. Karl Eschen, dessen Anerkennung er schon während der gemeinsamen Lehrzeit bei der Firma Trimborn genossen hatte, macht ihn zu seinem Kompagnon auf einer Geschäftsreise nach Hinterindien. Als Karl Eschen auf der Expedition zu einer auf ihre Ausbeutbarkeit zu untersuchende Zinnmine im Landesinneren an einem Tropenfieber erkrankt und nach wenigen Tagen stirbt, ist Klaus Hinrich ganz auf sich allein gestellt. Mit ökonomischem Sachverstand und einer gehörigen Portion Bauernschläue gelingt es ihm, englische Konkurrenten um das Projekt aus dem Felde zu schlagen und aus der zunächst für wertlos gehaltenen Mine einigen Gewinn zu ziehen. Als der so Erfolgreiche nach Erledigung seines Auftrags nach Hamburg zurückkehrt, wird er in der Firma seines toten Freundes sehr kühl und abweisend behandelt - er weiß durch die interne Korrespondenz zu viel über kaufmännisch riskante und ungeschickte Unternehmungen des Geschäftsinhabers und wird deshalb als lästiger, weil durch seine im Dienste der Firma unter Beweis gestellten Fähigkeiten und die daraus resultierenden Erfolge mit Recht kritischer Zeuge empfunden - und bekommt sogar be-

deutet, daß man seiner weiteren Dienste nicht bedürfe. Der indirekte Hinauswurf bedeutet - vorläufig - den abrupten Abbruch der ebenso glücklich-zufällig wie hoffnungsvoll begonnenen Kaufmannskarriere des Tagelöhnersohnes und leitet für den schon mit der Perspektive weltweiter Handelsverbindungen Vertrauten eine Provinzepisode ein, die sowohl für sein eigenes Fortkommen wie für die Struktur des imperialen Kaufmannsromans stark retardierende Wirkung gewinnt.

Schon in der Figur, die die Episode einleitet, deutet sich deren den eigentlichen Handlungsfortgang hemmender Charakter an. Ausgerechnet Heini Peters, dem ehemaligen Kontorkollegen mit der "besonderen Liebe zu Kirchhöfen", gelingt es, den Enttäuschten zu einem Besuch in seiner Heimat zu überreden und dabei die Begegnung mit Martje Ruhland, der Tochter eines nicht unvermögenden Holzhändlers, zu vermitteln, in die Klaus Hinrich sich verliebt, von Anfang an jedoch ein eigenartiges Gefühl der Unsicherheit, sogar des Unbehagens nicht ablegen kann.

> "Er ging einige Schritte und stand dann wieder still und dachte mit Wundern: 'Warum freue ich mich denn nicht? Ich war doch in diesen Tagen so selig?'" 123)

Trotzdem heiratet er Martje recht bald im festen Vertrauen auf seine Fähigkeit, ihre anfängliche Ängstlichkeit vor seiner Stärke und seinem zupackenden Wesen zerstreuen zu können, um sie dadurch auch stärker aus ihrer übergroßen Familienanhänglichkeit und -abhängigkeit zu lösen. Zwar gewinnt Klaus mehr und mehr auch das volle Zutrauen der Familie Ruhland, zumal er sich als eine Art Geschäftsführer in der Holzhandlung dadurch nützlich macht, daß er den nicht mehr ganz auf der Höhe der ökonomischen Entwicklung befindlichen Betrieb ein wenig auf Vordermann zu bringen versucht. Im Laufe der Zeit jedoch verdichtet sein anfängliches ungutes Gefühl sich

immer mehr zu der Gewißheit, einen großen Fehler begangen zu haben: die ganze Familie Ruhland ist "im Sinken" begriffen und droht ihn mit in ihre Abwärtsentwicklung hineinzuziehen. Schlagend bewiesen scheint ihm dieses Schicksal für die ganze Familie, als Martjes ältere Schwester Flora, die schon immer "ein wenig wunderlich" gewesen war, in völlige geistige Verwirrung gerät und in eine Nervenklinik gebracht werden muß, was Klaus Hinrich per Kutsche selbst besorgt:

> "So weit war es nun also! Und das Elend war nicht erledigt, wenn diese Arme in Schleswig abgeliefert war ... Diese Kranke hatte ihre Krankheit sicher von der Mutter. Und der Vater war ein latschiger, weichlicher Mann, feige vor der Wirklichkeit. Auch das hatten die Kinder geerbt. Eine ganze, kranke wurmstichige Familie! Dekadent! Es durchfuhr ihn als ein Schreck. Dekadent! Also das war dekadent! Er hatte das Wort oft gelesen und wohl mal selbst gebraucht, aber keinen rechten Begriff davon gehabt; nun stand es plötzlich als ein Ungeheuer ihm direkt vor den Füßen. Er hatte in eine dekadente, eine sinkende Familie hineingeheiratet." 124)

Bei der Überlegung, wie ihm dieses Mißgeschick passieren konnte, kommt er auf seine Erziehung und konstatiert einen erheblichen Mangel: sie war nicht realistisch genug; wobei ihm als die gegenüber einem wirklichkeitsfremden Idealismus abgeblendete Realität die angebliche Naturseite des Menschen gilt:

> "Zwei Evangelien, das vom Heiland und das von Schiller! Aber nicht ein bißchen von dem, was nachher nach der Schule als heiße Not uns vor die Füße springt! Nichts von der wirklichen, erdigen, mühseligen Natur des Leibes und der Seele! Nicht ein bißchen von Rasse, Geschlecht, Zeugung, Erbe! Nicht ein bißchen wahrhaftiger treuer Lebenskunde!" 125)

Die Phänomene jedoch, die der von den Ruhlands, vor allem jedoch von seiner eigenen Fehleinschätzung Enttäuschte seiner ihm seine "ewige Unruhe" und sein "Plänemachen" auch noch vorwerfenden Frau entgegenhält, sind lauter Belege für ganz andere Gründe als Rasse oder Vererbung.

Die Familie Ruhland hat sich in fast all ihren Gliedern mit klarem Bewußtsein und Willen für eine sowohl in geschäftlicher als auch privater Hinsicht beschränkte Provinzexistenz entschieden. Weil den Ruhlands ihr Familienleben über alles geht, Vater Ruhland also auch mehr Zeit und Gedanken auf seine Position als Familienoberhaupt verwendet als es dem Holzhändler guttut, verschlechtert sich die Stellung seines Unternehmens in der Konkurrenz auf dem Holzmarkt permanent, was die von solchen Unbilden der bösen Welt Betroffenen nur umso enger als Familie zusammenrücken läßt - ein Teufelskreis, der tatsächlich zum Abstieg der Familie führt, weil sie mit fortschreitendem Rückzug ins Private die ökonomische Basis ihrer Existenz zerstört, die Firma dem Bankrott und sich selbst der Verarmung entgegentreibt.

> "Er wollte von nun an, in der tapferen (!) Erkenntnis, daß er der Gesunde wäre, daß seine Sache die bessere wäre, seinen eigenen Weg gehen, und wollte seine kleine Frau betreuen und bereden, daß sie mit ihm ginge." 126)

Daß Klaus Hinrich sich schließlich von der Familie trennt, nach einiger Zeit sogar einsehen muß, daß auch das Zusammenleben mit Martje für beide Seiten immer mehr zu einer Quälerei wird, weil ihre Interessen diametral auseinandergehen, und die einzig richtige Konsequenz zieht, Scheidung, hat eben auch nichts mit seiner Naturseite - er nennt es Gesundheit - zu tun, sondern hat seinen alleinigen Grund in seinem festen Willen, als Kaufmann Karriere zu machen, was zu der klaren Entscheidung führt, private Belange, Gefühlsbeziehungen, wenn sie mit dem Hauptziel nicht vereinbar sind, hintanzustellen.

> "Es war keine Rasse in ihr, die aus dem Innern von sich selbst Starkes und Wachstum schafft. Es war kein Feuer und keine Klarheit in ihr. Sie war ein sehr kleines, ein zu kleines Königreich für ihn!" 127)

Die kritischen Gedanken über seine eigene Frau kreisen dem Wortlaut nach zwar um den biologischen Begriff der Rasse, meinen inhaltlich jedoch etwas ganz anderes. Interesse und Wille dieser lebenslang ganz und gar auf ihre Familie bezogenen Frau lassen sich mit seinen weltweit ausgreifenden Vorstellungen nicht vereinbaren.

e) Der Großkaufmann: Repräsentant der Welthandelsmacht

Schon im "Jörn Uhl" hatte Frenssen den Rassebegriff in diesem nichtbiologischen Sinne verwendet, um damit gerade Angehörige rassisch tatsächlich verschiedener Gruppen - in jenem Fall Uhlen und Kreien - in gleicher Weise als willensstark, tatkräftig und lebensoptimistisch zu charakterisieren [129]. Der "Fortschritt" im völkischen Bewußtsein, den "Klaus Hinrich Baas" anzeigt, liegt darin, daß nun auch biologisch gemeinte Termini aus Rassentheorie und Vererbungslehre Eingang in Frenssens Personen- und Handlungsmotivierung finden, dabei aber - glücklicherweise, muß man um der persönlichen Integrität des Autors willen fast hinzusetzen - zum den Handlungsablauf wirklich bestimmenden Agieren der Figuren in offensichtlichen Widerspruch geraten.

> "Ich kann alles, was recht und klug und tapfer ist! Ich kann aufstehn, ehe die Hähne krähen, und kann Kranken im Elend helfen, und kann Geld verdienen, und kann auf dem Nordpol leben, wenn es sein muß! Alles kann ich! Ich kann aber auch einen Menschen totschlagen, der mich hindert, daß ich klar und klug und mit Erfolg lebe! Ich sage dir, Martje Ruhland: Ich ... will ... meinen Weg gehen!" 130)

Die Realisierung dieses bestimmten Willens und nicht seine natürliche Gesundheit bringt Klaus Hinrich nach der langen, aber lehrreichen Abschweifung in die Provinz zurück in die Großstadt, wo sich ihm - der dritte glück-

liche Zufall des Romans - sofort die Möglichkeit bietet, endlich den entscheidenden Schritt zum selbständig agierenden Kaufmann und damit in die gehobenen Kreise des Hamburger Bürgertums zu tun. Er kommt nämlich gerade zur rechten Zeit, um der Firma seines ehemaligen Freundes Eschen aus einer fast aussichtslos erscheinenden finanziellen Notlage zu helfen. 140 000 Mark Wechselschulden sind von einem Tag auf den anderen aufzubringen, und als Klaus Hinrich sich mit dem unbefangenen Elan des gerade aus der Provinz Heimgekehrten an die Arbeit macht, gelingt es ihm tatsächlich, die nötige Summe in der noch zur Verfügung stehenden Zeit aus lauter einzelnen Privatquellen herbeizuschaffen, die Bankforderungen zu befriedigen und sich selbst damit eine führende Stellung in der Firma zu sichern.
An demselben einen Tag, an dem er sein Glück macht, muß er jedoch auch eine Totenwache halten: die Seniorin des Hauses Eschen, Karl Eschens Großmutter, stirbt am selben Tage, als der Zusammenbruch der Firma Eschen durch Klaus Hinrichs Eingreifen abgewendet wird. Zu seiner Mutter zurückgekehrt, berichtet er voll Stolz über seinen Erfolg und die anderen Erlebnisse:

> "Ich habe ordentlich floriert in den letzten dreimal vierundzwanzig Stunden, Mutter: in Spott und in Härte, in Edelmut und Hochmut, in Treue und Eigennutz, am Brautbett eines schönen Mädchens und am Totenbett einer Greisin, in allen Farben, Mutter! Ich bin der Vater, Mutter, in all seiner Güte und Lebensfreude, und ich bin du in all deiner Härte und Herrschsucht und Arbeitsgier. Alles, was mir angeboren war, habe ich glänzen und gleißen lassen. Das muß man tun, Mutter, sonst erreicht man nichts! Wer seine eigene Geige nicht spielen kann, wie will der andere zum Mitspielen bringen?" 131)

Der folgende kurze Wortwechsel bestätigt, was auch schon aus Klaus Hinrichs Bericht als das Eigentliche herauszuhören war. Nicht Edelmut oder Güte sind die bestimmenden Motive seines Handelns, sie und andere treten al-

lenfalls in einzelnen Handlungen für Außenstehende in Erscheinung; der eigentliche Motor für Klaus Hinrichs Aktivitäten liegt in seinem inzwischen und anscheinend durch die familiären Erfahrungen mit den Ruhlands erst voll entwickelten und auch bewußt und ohne Skrupel eingesetzten Durchsetzungsvermögen. Zwar tritt diese Haltung als allein bestimmende sehr plötzlich und gleich so geballt hervor, daß der überraschte Leser kaum folgen kann - bis zuletzt immerhin hatte Klaus Hinrich versucht, die Gegensätze in seiner Ehe und auch in Bezug auf die ganze Ruhland-Familie auf seine Kosten zu überbrücken, die Konflikte zu verharmlosen und dabei die eigenen Bedürfnisse hintanzustellen - doch ist die furchtbare Drohung vom "Totschlagen", die bloße Drohung ist und bleibt, nur der Auftakt zu einer wahrhaft - gegen andere und sich selbst - rücksichtslosen Kaufmannskarriere.

> "Sie sah ihn mit ihren strengen, fast finsteren Augen an, da er so zu ihr sprach, und sagte: 'Wie kannst du so überlaut und lustig sein, und kommst von einem Totenbett!'" 132)

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Klaus Hinrich nicht nur großspurig daherredet, als er seiner Mutter "hart und kalt" entgegenhält:

> "'Was geht mich das an, Mutter! Ich tat es nicht für die Tote; ich tat es für mich! ... Was gehn mich die Toten an!'" 133)

Und in der Folgezeit demonstriert Klaus Hinrich nachdrücklich, daß er seine Lektion in Sachen Konkurrenz gelernt hat.
Zunächst holt er sich gezielt und zielstrebig die jüngste der Eschentöchter, Sanna - er kennt sie seit seiner Zeit bei der Malerin Laura Morgenstern, bei der sie für Kinderbilder Modell gesessen hatte - zur Frau; nicht, daß er sie nicht liebte und schätzte, aber der Grund, warum er überhaupt auf sie kommt, ist ein beruflich-geschäft-

licher. Da ihm der eigentliche Firmenchef Arthur Eschen, Karls älterer Bruder, nicht sonderlich gewogen ist, muß Klaus Hinrich ständig fürchten, von heute auf morgen entlassen zu werden. Zwar hat er in der alten Frau Eschen, Arthurs und Karls Mutter, eine wohlwollende Fürsprecherin, aber

> "das war ihm nicht sicher. Und selbst wenn sie es wünschte (daß er Teilhaber der Firma würde, K. U.), so konnte sie es nicht gegen ihren Sohn durchsetzen. So stand die Sache; sie stand schlecht. Wie sollte er es bessern? Was sollte er tun? ... Wenn er so weit war, sah er die lebendigen vollen Augen von Sanna Eschen, die er dann und wann im Bilde sah, das auf dem Sofatisch unter den alten Ölbildern stand." 134)

Nachdem er seine Position in der Firma durch die Heirat mit Sanna abgesichert hat, nimmt er die Zügel noch fester in die Hand. Umso erboster reagiert er auf hohe Verluste, die der Eigner der Firma durch gewagte Rohstoffspekulationen verursacht hat, von denen er Klaus Hinrich wohlweislich nichts hatte wissen lassen. Die sofortige Konsequenz zeigt, wie selbständig der Aufsteiger Klaus Hinrich Baas schon geworden ist:

> "Klaus Baas aber hatte mit dieser Entdeckung das Vertrauen zu seinem Schwager verloren. Er sagte sich, daß Arthur Eschen nun einmal diese bequeme unruhige Art des Lebens und Denkens und dazu diese Schwäche gegen seine Frau hätte und daß auf eine Änderung nicht zu hoffen wäre. Die immer neuen Ansprüche, die er und seine Frau ans Leben machten, würden ihn immer wieder in die Versuchung bringen, das Defizit durch Spekulation zu decken. Es kam dazu, daß das Geschäftsvermögen sich bei diesem reichlebenden Teilhaber niemals in stattlicher Weise erhöhen würde. Daher erwog er den Gedanken einer Trennung, und wie er in diesem Falle einen tüchtigen und kapitalkräftigen Teilhaber sich zum Partner gewönne, oder sich an ein anderes Geschäft als Teilhaber anschlösse." 135)

Diese Trennung bereitet Klaus Hinrich zielstrebig und langfristig vor, indem er gesellschaftliche Verbindungen zu dem Inhaber eines weit größeren Handelshauses knüpft,

als es die Firma Eschen ist. Und als im ungünstigsten Moment - der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges erfordert den ganzen finanziellen Einsatz der Firma zur Wahrnehmung ihrer geschäftlichen Verpflichtungen gegenüber den verschiedenen Kriegsparteien im fernen China - Arthur wieder einen, diesmal sogar noch weit größeren Spekulationsverlust eingestehen muß, zögert er keinen Augenblick:

> "Ich will versuchen, ob ich aus diesem Unglück Glück mache." 136)

Er bietet dem schon hinlänglich auf ihn aufmerksam gewordenen Geschäftsmann Hasse die Chinakontrakte des Hauses Eschen und auch gleich noch seine eigenen Dienste an. Er nimmt sogar den zeitweiligen Bruch mit seiner Frau in Kauf, die die von ihrem Ehemann so rücksichtslos offengelegte Schande ihres Bruders nicht ertragen kann, weil er sich im Grunde ganz sicher sein kann, daß sie sein kaufmännisch richtiges Handeln akzeptiert. Zwar macht sie ihm bisweilen Vorhaltungen - und er gibt ihr darin auch recht -, daß er die Familie vernachlässige und überhaupt in seinem Leben manches Wichtige zu kurz gekommen sei:

> "Ich habe zuviel und zu hastig und zu einseitig gearbeitet. Es hat in meinem Leben die Ruhe gefehlt, das Breite, das Schöne, das Spielige." 137)

Doch im Grunde kann er sich ihrer gerade in seiner kaufmännischen Geschäftigkeit ganz sicher sein.

Und so gibt es auch keinen Streit, als Klaus Hinrich unmittelbar nach ihrer Versöhnung auf unbestimmte Zeit nach China muß, um dort die Interessen seiner neuen Firma zu vertreten. Sein "Es muß sein" wird von ihr voll akzeptiert, auch wenn sie sehr darunter leidet.

So hat der Roman einen eigenartig offenen Schluß: Klaus Hinrich reist per Schiff nach China, ein "Klaus Hinrich

Baas, II. Teil" scheint notwendig, um diesen arbeitsgierigen Aufsteiger zu seinem wohlverdienten Ende zu führen. Doch nichts dergleichen, denn:

> "Es war ein rechtes Nordseewetter; graue Wolken, hellere und dunklere, bedeckten übereinandergeschoben den ganzen Himmel. Das Meer wogte unter ihnen dunkelgrau. An drei oder vier Stellen, nah und fern, wo aus engem Wolkenspalt ein verborgener Schein drang, blitzte es eisenblank." 138)

Die Entwicklung des Klaus Hinrich Baas braucht keine Fortsetzung, sie ist am Ziel, obwohl der Chinareisende sein Ziel noch nicht erreicht hat. Der in (welt-)weitreichenden und mit hohem Finanzrisiko belasteten Handelsgeschäften agierende (Groß-)Kaufmann ist mit dem Antritt einer Seereise nach Südostasien der Repräsentant jener wirtschaftlichen und politischen Tendenzen in Deutschland, die endlich die nationale Wiedergeburt einzuleiten schienen: "Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser." -
Das war militärisch wie wirtschaftlich gemeint, und die eisenblank(!) blitzende Nordsee, auf die das Schiff Klaus Hinrich Baas aus der noch heimatlich ruhigen Elbmündung hinausträgt, ist Bedrohung und Herausforderung zugleich: wehe, wem die Weltmeere zur Schranke seiner wirtschaftlichen Expansion werden, weil er die eisenblanke Waffe nicht zu beherrschen, nicht als Mittel zu handhaben weiß; dagegen alle Chancen für den, der im Zeitalter des Imperialismus und des sich herausbildenden Weltmarkts überall in der Welt mit Waren, Waffen und Geld präsent sein kann, weil die Ozeane ihm kein Hindernis bedeuten. Die spezifisch deutsche Verspätung [139] beim Eintritt in Weltwirtschaft und Weltpolitik machten es besonders dringlich, eine der wichtigsten Bedingungen für eine Weltmachtpolitik, eben eine starke Kriegs- und Handelsflotte, zu schaffen.

> "So wird aber der Name 'Baas' (das ist Meister, Herr) bis in die Tiefe der Erzählung, bis etwa zum fünfundvierzigsten Jahr des Helden, ein wenig spöttisch gebraucht. Die Tüchtigkeit des Helden und eben der Name 'Baas' läßt aber beim Leser immer erwarten und verlangen, daß der Held dieses Namens einmal würdig werden würde. In der Tat wollte ich die Erzählung bis ans Ende führen, und zu einer achtenswerten Menschenhöhe. Die Zweifel jener Jahre ließen mich nicht dazu kommen." 140)

Angesichts des die Nordsee mit Fernziel Fernost kreuzenden Jungkaufmanns - durchaus gegen Frenssens Selbsteinschätzung, der seinen Roman offenbar als nicht ganz gelungen, als Fragment sieht - ist an der Geschlossenheit und Schlüssigkeit des Erzählten gerade mit diesem Ende festzuhalten, weil die Offenheit und Ungewißheit des Aufbruchs per Schiff die Entwicklung des Klaus Hinrich Baas über das rein Private hinausführt zu einer exemplarischen Existenz des Deutschen Reiches im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Dieser Baas ist seines Namens bereits würdig - die Lesererwartung, die Frenssen bei seiner negativen Beurteilung selbst unterstellt, ist am traditionellen Entwicklungs- und Bildungsroman orientiert - weil das Entscheidende seiner persönlichen Entwicklung, die Herausbildung der für einen Kaufmann mit Weltniveau nötigen Fähigkeiten und ihr unbeirrbarer, rücksichtsloser Einsatz für das berufliche und geschäftliche Fortkommen - auch und gerade gegen bloß private Neigungen und Verpflichtungen - durch die Betrauung mit dem außergewöhnliches kaufmännisches Geschick und hohes Verantwortungsbewußtsein erfordernden, weil in jeder Hinsicht risikoreichen Chinageschäft, eine glänzende Bestätigung erfährt. Ob der Fünfundvierzigjährige dabei schon so ganz die rechte Balance zwischen innerer und äußerer Verfassung, zwischen beruflichem Einsatz und privat-familiärer Mußebereitschaft gefunden hat, ist von minderer Bedeutung gegenüber den Kriterien, die im allgemeinen Interesse liegen und ihn zum Repräsentanten deut-

schen Welthandels und damit deutscher Weltmachtansprüche stempeln.

So erweist sich Klaus Hinrich Baas als das Buch Frenssens, das dem traditionellen Muster des Entwicklungs- oder Bildungsromans am konsequentesten verhaftet bleibt, in seiner zeitgemäßen Verwandlung jedoch die im Vergleich zu allen anderen Werken wohl geschlossenste und - mit allen Einschränkungen - überzeugendste Romankomposition besitzt. Die Lebensgeschichte des Klaus Hinrich Baas ist der literarisch verwirklichte Traum vom Aufstieg des einfachen armen Bauernjungen zum selbständigen, vermögenden Kaufmann mit Verbindungen in alle Welt - aus eigener Kraft und Anstrengung. Das geht in einer Epoche des schon hoch entwickelten Produktions- und Handelssystems nicht ohne Gewaltsamkeiten bzw. den rettenden Zufall ab [141] und reiht auch diesen Frenssenschen Roman in die Reihe der völkisch-nationalpolitisch motivierten Aufrüstungsbücher ein. Trotzdem bleibt festzuhalten, daß ihm mit dem "Klaus Hinrich Baas" zum ersten Mal die romantechnisch so schwierige Verknüpfung einer individuellen Entwicklungsproblematik und zeitgeschichtlicher Motive in einer Weise gelingt, daß das doppelte volkspädagogische Ziel erreicht scheint: die schon hinlänglich bekannte Verpflichtung auf ein subjektiv rigides Arbeitsethos und - das ist spätestens seit "Hilligenlei" Programm, bislang aber, den Sonderfall Peter Moor und seine Kriegs-"Arbeit" einmal beiseite gelassen, noch in keiner personalen und handlungsmäßigen Verlebendigung vorgeführt worden - dessen nicht nur individualethisch religiöse, den Sinn im Arbeiten selbst sehende Funktion, sondern dessen Erfolg im privaten wie im nationalen Aufstieg. Der erfolgreiche Kaufmann als Repräsentant der aufsteigenden Weltmacht Deutschland - das ist die aus "Handel und Wandel" hergeleitete, ideale,

weil zugleich individuelle wie nationale Bestätigung der von der "ewigen Macht" ins historische Regiment gesetzten deutschen Volkskraft.

Daß diese Gleichung von individuellen und allgemeinen Interessen nicht immer so glatt aufgeht wie im Falle des Klaus Hinrich Baas, wollte Frenssen mit seiner nächsten Erzählung vorführen. Doch daraus wurde der Rückfall in eine zum weltanschaulich-religiösen Exempel verbrämte Abenteuergeschichte. [142] Die eigentliche Fortsetzung des Kaufmannsromans ist das große Bismarck-Epos, das schon ganz im Zeichen der harten und unausweichlichen Konsequenzen jenes Weltmachtstrebens steht, dessen Protagonist Klaus Hinrich Baas ist: der erste Weltkrieg wirft seine Schatten voraus.

3) Bismarck - deutsche Politik "aus der Tiefe des Volksstammes" 143)

a) Die Weltmachtambitionen des Deutschen Reiches

Klaus Hinrich Baas hatte die Depesche, die ihm die Notwendigkeit einer längeren Reise nach China mitgeteilt hatte - sie war ihm auf seine zur Klärung der eigenen Situation unternommene Fahrt von Hamburg in die altholsteinische Heimat und damit in die Vergangenheit nachgesandt worden - zunächst mit Erschrecken aufgenommen, weil sie seine gerade gefaßten Pläne durcheinander warf:

> "In zehn Tagen nach China! Jetzt!! Da er soviel gut und recht machen mußte und wollte! Da er langsamer und schöner leben wollte! Jetzt weg ... vielleicht für immer! Das war bitter hart." 143a)

Doch war es auch diese Meldung gewesen, die ihn seine Fassung sehr schnell hatte wiederfinden lassen. Für den gelernten und inzwischen auch schon erfahreneren Kaufmann Baas war es bereits eine Selbstverständlichkeit geworden, daß er, wenn es die Situation erforderte, die geschäftlichen Interessen seiner Firma ohne Rücksicht auf seine persönlichen Belange irgendwo in der Welt zu vertreten hatte, um damit entweder deren mittlerweile weltweiten Handelsverbindungen zu festigen oder sogar - wie in dem Krisenfall China möglich - in Ausnahmesituationen besonders gewinnbringend auszubauen. Diese weltweite Bedeutung seiner Firma erschien ihm in keinem Moment zweifelhaft oder gar gefährlich, weil sie nur der natürliche Ausdruck ökonomischer Potenz sein konnte und so von jedem eigentlich als gegeben anerkannt und hingenommen werden mußte. Der Stärkere setzte sich auf dem Weltmarkt durch, der Schwächere blieb auf der Strecke, und niemand konnte im Grunde etwas gegen die-

sen (quasi)natürlichen Ausleseprozeß einwenden: seine bevorstehende Chinareise war ein Bestandteil dieses Prozesses, in dem sich deutsche Kaufleute einen immer größeren Anteil am Welthandel eroberten. Man schrieb das Jahr 1904.
Als die epische Erzählung "Bismarck" erscheint, sind fünf bzw. fast zehn Jahre vergangen [144], in denen die Handelsexpansion des Deutschen Reiches - wie überhaupt seine permanent zunehmende ökonomische und politische Kraft - immer mehr ins Spannungsfeld internationaler Rivalität geraten ist und schärfste Konkurrenzanstrengungen der anderen führenden Wirtschafts- und Handelsmächte Europas ausgelöst hat. Frenssen ist daher sicher keine die reale Situation überzeichnende Dramatisierung vorzuwerfen, wenn er sein Epos mit einer drohend besorgten Aufforderung an sich selbst und damit an seine Leser einleitet:

"Nun verscheuch', meine Seele, die bunten, flügelbeschwingten
Träume und Traumgesichte voll Ruhe und heiteren Friedens,
die dich munter umspielten, und die lästigen Stunden erfreuten!
Denk deiner alten Ahnen an der Nordsee grimmiger Küste,
die in härteren Kämpfen als andere Völker der Deutschen
selbst die Erde sich schufen, die lieben Gefilde der Heimat."
[145]

Die seit 1871 durch wechselnde Bündniskonstellationen zwischen den europäischen Großmächten zunächst weitgehend neutralisierten Konfliktpotentiale beginnen seit der Jahrhundertwende die diplomatischen Beziehungen durch ihren Kerngehalt, alte oder neu begründete hegemoniale Ansprüche, wieder so stark zu dominieren, daß deren gewaltsame Entscheidung durch kriegerische Aktionen mehr und mehr zum festen Bestandteil im politischen

Kalkül der für einen Waffengang in Frage kommenden Staaten wird. Die mahnende Erinnerung an jene frühen Vorfahren, die sich seinerzeit in besonders harten Kämpfen gegen die Naturgewalt des Meeres ihre Heimat eroberten, kann in einer Zeit, in der seit wenigen Jahrzehnten zum ersten Mal alle deutschen Stämme dasselbe Territorium ihre Heimat nennen können, nur darauf abzielen, daß diese mühsam errungene Nation aller Deutschen bedroht ist und zu ihrer Verteidigung deren ganzen Einsatz verlangt. Die Feststellung dieser Gefahr trifft also durchaus die Realität der internationalen politischen Situation um 1910 - verlogen ist der Aufruf zur bedingungslosen Existenzsicherung von vornherein jedoch dadurch, daß es vornehmlich das Deutsche Reich selbst ist, das seit den 90-er-Jahren des 19. Jahrhunderts eine auf Dominanz und entsprechende Konfrontation angelegte Politik betreibt, in deren eigener Logik die militärische Durchsetzung und damit die Bedrohung der anderen europäischen Staaten liegt: seit 1911 steht für die Verantwortlichen des Deutschen Reiches der große, alles entscheidende Waffengang auf der politischen Tagesordnung. [146)]

Da einerseits sowohl die vormilitärischen Aktionen der deutschen Reichsführung als auch die sich daraus mit großer Wahrscheinlichkeit ergebenden unmittelbar kriegerischen Auseinandersetzungen Maßnahmen und Winkelzüge von machtpolitischer Konsequenz und Rücksichtslosigkeit verlangen, die alles noch weit übertreffen, was seinerzeit notwendig war, um die inneren und äußeren Feinde der deutschnationalen Einigung zu überwinden, andererseits diese Maßnahmen die machtpolitisch logische Fortsetzung jener Reichsgründungspolitik darstellen, wird deren Konstrukteur wieder auf den Plan gerufen, um sein ebenso erfolgreiches wie - nach Frenssens Darstellung - amoralisch skrupelloses politisches Handeln

als Richtschnur bei der Bewältigung der aktuell anstehenden nationalen Aufgaben zu propagieren:

"Einer war's, der ersann und tat, was die Stunde bedurfte,
Listen ersann er und Trug, und entfesselte grausame Kriege.
Aber er riß uns aus Hader und Schmach, und macht' uns zum Volke;
und begann den Aufstieg und Sieg des deutschen Geblütes,
und der deutschen Wahrheit und Art im Herzen Europas."
147)

Das Prinzip des Handelns, das jetzt erfordert ist, wird, noch ehe auch nur ein politisches Manöver Bismarcks geschildert ist, unzweideutig vorweggenommen. Es kündigt sich an mit dem auffälligen Zeilen- und Satzanfang "Aber er riß uns ...": die adversative Konjunktion, die normalerweise einen nachgestellten Nebensatz einleitet, lenkt, so hervorgehoben wie in diesem Fall, die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache, nämlich auf den Zweck, der die - schon vorweg eingeführten - Mittel heiligt. Der Zweck hieß damals nationale Stärke durch Einigung und er heißt nun, durch die vollzogene Einigung von damals möglich geworden, in der Logik des völkischen Denkens durch die aus ihr erwachsene Großmachtposition jedoch sogar als von der "ewigen Macht" gefordert: weltweite Betätigung dieser Stärke zur Gewinnung der beherrschenden Weltmachtposition.

b) Der Auftrag deutscher Geschichte - mythologisch

Zur Darstellung des historischen Zusammenhangs, der diesen Zweck als seine aktuelle Konsequenz gebietet, entwickelt Frenssen ein feines Zusammenspiel dreier Seelen, denen er - die Zuerkennung einer Seele zeichnet die betreffende lebendige Einheit als empfänglich für das Höhere aus - mit einer wahrhaft poetischen Beziehung

aufeinander zu ihrer zeitgemäßen Identität verhilft: dem deutschen Volk zur Bewährung angesichts "kommender Not" [148], dem Helden der deutschen Einigung zur fortdauernden Wirkung über seinen natürlichen Tod hinaus und dem selbsternannte Volksschriftsteller zu einer Aufgabe, an der er sich als solcher erweisen kann und muß:

"Nun umschließt schon manches Jahr der gewaltige Steinsarg
mitten im Sachsenwalde die edlen Glieder des Helden,
und des Volkes Seele, in Bild und Bann seiner Taten,
und von Liebe und Furcht zu seiner Erscheinung gezogen,
schwebt ums Mal und grübelt, und rätselt im Spiel seiner Seele.
Aber sie kann es nicht raten; es widersteht ihren Mühen,
nur ein Getümmel von Bildern zieht im Nebel vorüber,
ganz verworren und kraus, und Klugheit kann sie nicht halten.
Aber dem Dichter gab Gott die Gabe heimlicher Augen
und den spähenden Willen heiliger Wahrheit und Bildung.
Auf, meine Seele, und fürchte dich nicht, du Dienerin Gottes!
Laß sie vorüberrauschen in schön geordneten Reihen." [149]

Um die anstehende Aufgabe zu lösen, nämlich den Deutschen die Augen für das Wesentliche zu öffnen, für die Einstellung und das Handeln, mit deren Hilfe allein die Rettung aus "kommender Not" möglich erscheint, braucht es nicht Klugheit, sondern seherisch-visionäre Fähigkeiten, die sich unser "Dichter" ohne Umschweife zuspricht. Der Gegensatz zwischen Klugheit und der Gabe heimlicher Augen sagt deutlich, worauf es für Frenssen in dieser Situation ankommt: nicht Argumente und rationale Analysen sind gefragt, aus denen ein bestimmtes Handeln ableitbar wäre, sondern der Tiefenblick

für das Wesentliche; nicht die reflektierende, sondern eine unmittelbare Stellung zur Realität ist verlangt; nicht auf richtiges Denken kommt es an, sondern auf den richtigen Standpunkt. Neben der "Gabe heimlicher Augen" steht der "spähende Willen heiliger Wahrheit und Bildung" [150]. Es gibt in dieser Situation nichts mehr abzuwägen und nichts mehr zu begründen, sondern nur noch die richtige Perspektive sinnfällig zu machen und dann die praktischen, d. h. in willentliches Handeln umgesetzten Konsequenzen zu demonstrieren. Beides leistet Frenssen mit seinem Bismarck-Bilderbogen "in schön geordneten Reihen". [151] Der Standpunkt, den der Autor einnimmt und als dessen geschichtliche Inkarnation er den eisernen Kanzler vorführen wird, ist bereits nach den ersten zwanzig Versen klar. Wir haben ihn schon benannt als den Standpunkt der deutschen Nation, womit auch bereits der Zweck angegeben ist, dem alle Mittel staatlichen Handelns unterzuordnen sind: die endgültige Durchsetzung und langfristige Sicherung der deutschen Vormachtstellung in Europa. Das, was Frenssens "Gabe heimlicher Augen" dieser um die Jahrhundertwende und zumal am Vorabend des Ersten Weltkriegs in Deutschland bereits sehr verbreiteten Einstellung hinzugewinnt, ist der mythologische Tiefenblick, der die aktuelle Situation im großen Zusammenhang der deutschen Geschichte zu schauen vermag und sie auf diese Weise - als deren Ziel und Endpunkt - aus dem Willen höherer Mächte legitimiert.

Das Versepos "Bismarck" ist die poetische Verbildlichung des "neuen Mythos", wie Bonus ihn entwickelt hatte, bzw. der "Grundlagen deutscher Wiedergeburt", die Frenssen seinen Kai Jans historisch an der Gestalt Jesu und in aktualisierender, aber noch abstrakter Übertragung hatte darlegen lassen.

Die mythischen Protagonisten, die Frenssen diesen Legi-

timationsakt vollziehen läßt, sind "die Mutter des Volkes, gebeugt von der Menge der Jahre" [152] und "ein Gott", "der mit gewaltiger Kraft seine glühende Geißel" [153] schwingt: "der Geist der Erde" [154].

"Und von allen Müttern, die weithin auf wimmelnder Erde
mir, dem Vater der Erde, Stämme und Völker gebaren:
Du warst immer die schlimmste. Du grübelst und quälst dich am meisten." [155]

Beider problematische Verbindung hat das Problemkind Deutschland hervorgebracht, an dessen unglücklicher Entwicklung die früh ergraute Mutter so furchtbar leidet:

"Aber öfter durchwühlen die bittersten Schmerzen ihr Antlitz,
und die Kehle vermag nicht, den Jammer der Seele zu hemmen,
mühsam dringt unter Stöhnen die Qual aus geöffnetem Munde:
wenn, die Mächtigen wie so oft, die Äcker der Kleinen
an sich zu reißen begehrten, ein Volk von Armen zu machen;
oder wenn ein Stamm sich frech den Fremden verbunden,
und nicht eher ruhte, als bis er den andern verraten;
oder wenn die Starken im Glauben sich blähten und prahlten,
und den Kleinen und Zweiflern ihr banges Suchen verboten;
oder wenn sie im Frieden der kommenden Kriege vergaßen
und die Feinde dann wieder den Weizen des Landes verzehrten:
immer und immer wieder zog die Not durch die Gaue;
niemals lobte ein frohes Volk die ewige Güte,
nie eine glückliche Mutter die schönen Tage der Kinder." [156]

Innere Zerrissenheit und dadurch Schwäche nach außen - dieser doppelte Grund läßt ihr trotz bzw. gerade wegen guter Anlagen und Absichten ihrer Kinder - das eigene Schicksal als besonders beklagenswert erscheinen:

"Schlimmer erschien es ihr, als die Schicksale anderer Völker, die die Erde bewohnen; ... " 157)

Zwar kann ihr Gegenpart einiges aufführen, was ihre Aufmerksamkeit vorübergehend von dem beklagenswerten Zustand ablenkt und ihren Mutterstolz bestätigt; doch haben alle diese Hinweise den Mangel, daß sie eine phasenweise glückliche, d. h. von nationalen Zielsetzungen und Erfolgen bestimmte Vergangenheit bemühen müssen, um den unbefriedigenden Gegenwartszustand zu relativieren. Zwar anerkennt die solcherart Getröstete dankbar die historischen Belege deutscher Größe, etwa den Verweis auf Friedrich den Großen:

"Hast du den dritten vergessen, den mit den strahlenden Augen,
blau und tief wie die deinen: wie er sein Roß so behende
wandte und drehte, wohl siebenmal, da schlug er die Feinde,
und als alle geschlagen und ein edler Friede geschaffen,
pflegte er seines Volkes, als wäre er Vater und Mutter?!"
158)

Doch der Positivierung der für sie trostlosen Gegenwart durch deren Verwandlung in ein - nach höchstem Ratschluß - notwendiges Durchgangsstadium der menschlichen Geschichte zu ihrer eigenen Vollendung, als das der Geist der Erde die gegenwärtige Epoche beschreibt, kann sie nicht folgen:

"Wahrlich, ich bin kein Freund der Unruhen, Kriege und Nöte,
die mir immerfort das Gemüt meiner Kinder verstören,
aber ich weiß, es ist nun so der Wille des Höchsten:
Streit und Unruh muß sein, um Ordnung und Ehre zu schaffen,
und nach langen und bangen Tagen die heilige Schönheit,
die der ewige Gott der ganzen Schöpfung bestimmt hat."
159)

Im Gegenteil: die jahrhundertelangen "Unruhen, Kriege und Nöte" der deutschen Stämme haben bereits eine so große und allgemeine Sehnsucht nach nationaler Einigung unter den Deutschen entstehen lassen, daß ihre Erfüllung sozusagen auf der historischen Tagesordnung steht.

"Wenn die Dichter nun wieder zu singen und sagen begännen,
und sich all' meine Kinder um ihre Lieder versammeln,
und ein einig Volk im Geist meine Seele erfreute?!
Und du weißt, es kam auch so. Der jauchzend gesungen,
damals hier im Harz und viele seiner Genossen
haben des Volkes Gemüt in Geist und Liebe vereinigt.
Aber es fehlt noch immer das andre: die Einheit der Köpfe
und der rüstigen Hände, die ihnen Frieden und Ehre
vor den Völkern verschafft, die ihnen die Grenzen benagen."
160)

Alle weiteren Beschwichtigungsversuche des Erdgeistes, auch wenn er immer wieder auf die höchste Instanz verweisen zu können glaubt:

"Damit bescheide dich nun, wir stehen ja alle zusammen
unterm Gesetz des ewigen Gottes, und müssen gehorchen."
161)

verstärken nur die Ungeduld der mythischen Urmutter, müßte nach ihrem Empfinden der ewige Gott doch endlich jenes historisch gewachsene Sehnen mit seiner Erfüllung belohnen. Daher schließlich ihre fast drohende Forderung, als der Erdgeist ihrer Unnachgiebigkeit mit der vagen Zukunftsperspektive eines "neuen Frühlings" für das deutsche Volk zu entkommen sucht:

"Da erhob die Mutter die Brust und die wogenden Schultern,
und mit trotzigem Fordern sprach sie, und funkelnden Augen:

Frühling und Frühlingstage? Was bringt mir der
nahende Frühling?
Rede mir nicht mehr dies und das ... ich begehre
das eine:
wird er das Wunder bringen: Einigkeit, Stärke
und Ehre?"
162)

Doch mit dieser so klaren und drängenden Frage beginnt für unsere Analyse des Frenssenschen Epos eigentlich erst das Problem, denn die ebenso klare Antwort existiert seit 1871: das erste Deutsche Reich, das sich seither - Stärke und Ehre hatte die Mutter des Volkes verlangt - zu einer europäischen Großmacht entwickelt hat und auf seinem "Platz an der Sonne" von den anderen Mächten anerkannt, beneidet und gefürchtet wird. Frenssens "Bismarck" 1914 ist also kein Volksbuch zur Beförderung des deutschen Einheitsgedankens, denn diese Einheit mit ihren machtpolitischen Konsequenzen ist bereits wirkungsvolle Realität.

c) Die Erfüllung deutscher Geschichte: Hagen statt Siegfried

Warum also schreibt der Volkserzieher zwischen 1912 und 1914 ein Buch über Bismarcks mühsame, Jahrzehnte beanspruchende Motivierung zu seiner Einigungspolitik von oben und deren ebenso langwierige und mühsame Durchführung bis zum Triumph im Spiegelsaal von Versailles am 18. Januar 1871 [163], das diesen individuellen und politischen Prozeß so detailbesessen und als eine schier endlose Kette dramatischer Szenen aufbereitet, daß der Leser sich in ein verwirrendes Wechselspiel hochstrebend-idealistischer und niederträchtig-bornierter Motive, Empfindungen und Handlungen hineinversetzt sieht? Es ist nicht die Propagierung des Einigungs- oder Einheitsgedankens als solchen, die Frenssen zu seiner

wahrhaft episch breit dahinfließenden Erzählung veranlaßt, sondern es ist in einer für die faktisch schon erreichte, durch die gleichzeitige Isolierung jedoch bedrohte Vormachtstellung Deutschlands in Europa und die Festigung dieser Vormachtstellung kritischen Situation [164] die sich historisch gewandende Agitation dafür, daß man sich eine solche nationale Stellung, bzw. ihre Sicherung etwas kosten lassen müsse: als Politiker zumindest eine nicht mehr ganz weiße Weste, in der Regel aber schmutzige Hände, als einfacher Staatsbürger eine Beschränkung der eigenen Bedürfnisse und Interessen, im Ernstfall das Opfer des eigenen Lebens.
Der Erdgeist spricht es gegenüber der deutschen Urmutter aus, als er deren Wundererwartung strikt zurückweist, ihr gleichzeitig jedoch eine Perspektive eröffnet, die zuverlässiger als jedes Wunder zum gewünschten Ziel führt:

"Aber glaube, die ganze Welt bis hinauf zu den Geistern,
welche, heilig selbst, die Seele des Höchsten umstehen,
ja, der Ewige selber, des Weltalls erhabene Seele,
lobt und dient den Gesetzen, den ewigen, unwandelbaren,
die er selber sich gab, die seine Schöpfung durchglühen,
wirken Tag und Nacht, und am höheren Leben gestalten,
das der ewige heilige Gott im Inneren beschlossen.
Keine Wunder werden über den deinen entstehen,
keine blendenden Zeichen über die deinen herabgehn!
Sondern ein Mann wird kommen! Der wird mit mächtigem Geiste
und mit eisernen Händen sie zwingen, und brechen, und einen,
und das Werk vollbringen, das dir unmöglich erschienen."
[165]

Mit dieser Antwort gelingt es ihm zum ersten Mal, die Klagende zum Verstummen zu bringen. Kein Wunder, denn seine nicht mehr vage vertröstende, sondern sehr bestimmte Ankündigung eines Retters beruft sich auf die Gesetzmäßigkeit, der alle Wirklichkeit unterworfen ist, kann also eine höhere Notwendigkeit für ihre Abläufe reklamieren und damit - nicht nur gegenüber der unmittelbaren Adressatin, sondern vor allem auch gegenüber dem Leser der Erzählung - jeden möglichen Einwand ohne weitere Argumentation im Keime ersticken. Doch dann wird ihr allmählich die ganze Tragweite der Voraussage bewußt und läßt sie noch einen letzten, bittenden Einwand vorbringen:

"Aber sage mir, Herr, was sprachst du von eisernen Händen?
Was ist nötig denn, zu fassen, zu brechen, zu töten?
Nur das eine ist nötig: daß sie die Hände sich reichen;
dann ist ihrer die Macht; sie sind ja so zahlreich und tapfer."
166)

Zur Verwirklichung der ideell doch schon existierenden und von allen Deutschen gewollten Einigung - so meint die gutgläubige Mutter - braucht es keine Gewalt mehr, sondern einen "köstlichen Helden", eine Lichtgestalt also, in der alle ihr gemeinsames Wollen verkörpert sehen und der sie deshalb willig folgen:

"... milde sei er und klug, und zum gütigen Führer geboren;
und sei schön wie Siegfried, freundlich und herrlich zu schauen."
167)

Dieser naive Idealismus bringt nun aber den Erdgeist, dessen bodenständige Herkunft und Zuständigkeit ihn zu einer realistischen Einstellung verpflichtet, so sehr in Rage, daß er ihn nur noch "mit bitterem Höhnen" beiseite legen kann:

"Nein ... Wie ist es möglich, so Wahnhaftes, Irres
zu reden:
daß ein Siegfried deinem Volk aus dem Elend hülfe!"
168)

Und nachdem er sie an Siegfrieds hinterlistige Ermordung durch eigene Gefolgsleute "im dunkelsten Spessart" erinnert hat, wird er noch deutlicher:

"Wahrlich, ein Siegfried hilft dir nicht; ich kenn'
deine Kinder!
Eher glaub' ich, du Arme, daß ein Hagen vonnöten,
der dir deine Fürsten mit kalter Arglist verführte,
der zu letzter, blutiger Fehde die deinen verhetzte,
und dir Einigkeit, Macht und Ehre von Schlachtfeldern holte.
Meinst du nicht auch, wie ich: es müßte ein Hagen
dir helfen?"
169)

Zwar verzerrt "ein schrecklicher Schmerz das Antlitz der Mutter" angesichts dieser Aussicht, doch sie versperrt sich nicht länger der harten Realität, will nun ganz ins Bild gesetzt sein:

"Sage mir seinen Namen, Herr! Und zeig' mir sein
Antlitz,
herrisch und kalt und grausam ... daß ich mich
fürchte und freue,
ich, die ärmste unter den Müttern der irdischen
Völker!"
170)

Als der Erdgeist seine Andeutungen mit dem Hinweis "An der Elbe wohnt er, im alten Haus seiner Väter ..." beendet, "zuckt die Mutter jäh und angstvoll zusammen", denn nun weiß sie, mit wem es die Deutschen in der Folgezeit zu tun bekommen werden:

"Den du meinst ... den kenn ich! Oh weh meinen
mühsamen Kindern!
Weh, meinen armen Kindern! Nun kommen schreckliche Tage! ...
Hör', ... Ich Arme will dir erzählen, was ich
im Frühling
neulich mit ihm erlebte, am stolzen Haus seiner
Väter!"
171)

Was dann folgt, wird gegen den Willen der Erzählerin zur Bestätigung der Vorsehung des Erdgeists. Sie hat den jungen Bismarck als ungebürdigen, vor Tatendrang berstenden Sohn aus gutem Hause erlebt, der - auf dem elterlichen Besitz nicht ausgelastet - eine große Aufgabe sucht und, da weit und breit in Preußen kein großes politisches Unternehmen in Sicht ist, sogar mit dem verwegenen Gedanken einer Rebellion spielt, auch auf die Gefahr eines verheerenden Scheiterns hin. Gerade diese wilde, unbedingte Entschlossenheit sei nötig - so belehrt der Erdgeist die sorgenvolle Mutter - um die anstehende große Aufgabe überhaupt zu bewältigen. Es werde nicht lange dauern, bis sich die im Grunde gute und gütige Seele des stürmischen jungen Mannes von den Anfechtungen des Bösen, d. h. in seinem Fall besonders von selbstsüchtigen Motiven befreit haben werde, um sich dann ganz jener nationalen Mission zu widmen.
Und so kommt es "natürlich"! Nachdem er alle persönlichen Marotten und rein eigennützigen Zielsetzungen abgelegt hat, kann Bismarck seine außerordentlichen Fähigkeiten in vollem Umfang als Mittel einsetzen, um das eine große Ziel, die nationale Einheit, zu erreichen. Die in jeder Beziehung - gegenüber den politischen Gegnern wie Freunden im eigenen Land, gegenüber ausländischen Feinden oder auch Verbündeten, gegenüber dem für die Durchführung der Politik letztlich verantwortlichen König und seinen Beratern, aber auch gegen sich selbst und seine Familie und nicht zuletzt gegen das deutsche Volk - rücksichtslose Verfolgung dieses einen Ziels und der daraus sich ergebende Wille zum Einsatz jeglicher Mittel, die zum Erfolg führen können, ist die Haltung, die Frenssen in den Jahren nach 1910 dem deutschen Volk und auch den deutschen Politikern mit ebenso rücksichtsloser Offenheit als Gebot der

Stunde vermitteln zu müssen glaubt und die er deshalb am Exempel Bismarck vorführt.
Dabei ist der eiserne Kanzler kein beliebiges Beispiel, das durch irgendeine andere historische Persönlichkeit zu ersetzen gewesen wäre. Zum einen ist die historische Funktion, die er erfüllt, erstmalig und einmalig in Deutschland; zwar hat die nationale Einigung nicht in seiner Person ihren Grund, d. h. er "macht" sie nicht, aber er führt sie durch, er ist der Vollstrecker der historischen Tendenz zu einem Nationalstaat, die sich aus den gesellschaftlichen Veränderungen in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert entwickelt hat. Und andererseits brauchte es für diese Funktion einen Charakter, der bereit war, sich ohne Vorbehalte mit ihr zu identifizieren: die totale Selbstaufgabe um der nationalen Einigung willen - das ist das "Spiel seiner Seele", das Frenssen in der Einleitung mit der "Gabe heimlicher Augen" zu enträtseln versprach.

d) Die Kritik an Frenssens Bismarckbild

Bezeichnenderweise ist es gerade diese Funktionalisierung, die er Bismarck an sich selbst vollziehen läßt, die die Kritiker auf den Plan ruft. Wilhelm Alberts, ein früher Frenssen-Biograph, begrüßt zunächst, daß der Dichter, "der so wunderbar das Lied seiner Heimat gesungen hat", dann endlich auch "das größere seines, unseres Vaterlandes" [173] angestimmt habe. Jeder, der Frenssens frühere Arbeiten kenne, sei voller Hoffnung gewesen, der Autor des "Jörn Uhl" werde "uns einmal unsere große Zeit, unsere Heldenzeit, die Zeit Kaiser Wilhelms I. und seiner Paladine darstellen" [174].

> "Frenssens 'Bismarck' ist ja in gewisser Weise das Werk, das er (der Leser, K. U.) erwartete, aber - dürfen wir gleich hinzufügen - es sieht wahr-

scheinlich ein wenig anders aus, wie er es erwartet hatte." 175)

Aus Alberts' Charakterisierung des Frenssenschen Bismarck wird dann schnell deutlich, daß er nicht nur ein wenig anders aussieht, als (!) es sein anonymer Zeuge für Frenssens nationalliterarische Bedeutung erwartet hatte, sondern daß Alberts selbst offenbar einige Mühe hat, seine Erwartung mit dem vorgelegten Heldengedicht in Einklang zu bringen. Zwar kann er sich von der blinden Bismarck-Euphorie distanzieren, indem er diese indirekt der Sehnsucht des Volkes nach einer charismatischen Leitfigur anlastet:

"Frenssen hat mit dem Scharfblick des geborenen Seelenforschers das Wesen, die Seele seines Helden gesucht, und was er fand, das war auch hier ein Mensch, zwar ein großer, gewaltiger Mensch, ein 'Übermensch' möchte man wahrlich sagen, aber zugleich ein armer, leidender, fehlvoller, sündiger Mensch. Und diese letztere Seite hatte das Volk gleichsam im Dunkel gelassen." 176)

Alberts hat die Vermenschlichung Bismarcks leicht loben, tut sie doch der übermenschlichen Größe des Reichskanzlers keinen Abbruch, sondern läßt sie umso überwältigender auf den Leser einwirken. Frenssen schildert zwar einige Jugendsünden des ungebärdigen Adelssprosses und weist ihm auch eine den nationalen Interessen zuwiderlaufende Altersstarre nach, macht beides aber zu gleichsam natürlichen Begleiterscheinungen des Wachstums- bzw. Alterungsprozesses und kann dagegen Bismarcks eigentliche, d. h. politisch bedeutsamen Jahrzehnte umso strahlender und als von diesem selbst bewußt gegen die jugendlichen Launen durchgesetzt darstellen. Trotzdem hat auch Alberts selbst an der so gelobten menschlichen Seite des Bismarck-Bildes bei Frenssen etwas auszusetzen:

"Er sah durch die glänzende Hülle hindurch, er sah Bismarck von innen, und so entstand unter seinen

> Händen mehr eine Tragödie als ein Heldenlied. Und es mag sein, daß er nun ein wenig zu weit nach der andern Seite gerät, daß er die Schatten an dem Bilde seines Helden zu stark hervorhebt." 177)

Und auch seine formal wohlwollende Erklärung für die Überzeichnung enthüllt noch einmal die Unzufriedenheit mit Frenssens Bismarckdarstellung; sie ist inhaltlich der Vorwurf kleinlichen Ressentiments aus regionaler und standesmäßiger Borniertheit:

> "Es mag sein, daß Frenssen als der 'Volksmann', als Sohn der alten, freien Bauernrepublik Dithmarschen, den ostelbischen Edelmann, den preußischen Junker allzu (Hervorhebung bei Alberts) kritisch gesehen hat ... daß die Kluft hier zu große war, als daß die geniale Intuition sie völlig überbrücken konnte." 178)

Was stört Alberts an Frenssens Bismarck-Darstellung, daß er dem Hochverehrten eine derart subtile Rüge erteilen muß? Es kann nicht allein die von Frenssen zwar ausführlich, aber als Rahmengeschehen behandelte Jugend- und Altersproblematik sein, läßt diese den von christlichen Grundprinzipien geleiteten Willen Bismarcks und seinen daraus erwachsenden bedingungslosen politischen Einsatz doch gerade umso großartiger hervortreten.

Es ist vielmehr die Bedingungslosigkeit der Bismarckschen Politik selbst, die Alberts' Kritik herausfordert, genauer die Rücksichtslosigkeit, mit der der nicht zufällig zum Prädikat eisern gekommene Kanzler sein Handeln dem einen Ziel der nationalen Einigung untergeordnet hatte. Auf zweierlei Weise muß diese Rücksichtslosigkeit selbst dem wohlwollenden Betrachter unangenehm auffallen: zum einen in der immer neu notwendigen Überwindung moralischer Bedenken, wenn es darum geht, bestimmte politische Manöver durchzuführen, zum anderen in den politischen Manövern selbst, die in der detailversessenen Schilderung Frenssens alle Nuancen von Verschlagenheit, Überrumpelung, Erpressung und unmittelbarer Gewalt

offenbaren.
Hinzu kommt noch, daß der Erzähler diese politischen Machenschaften in offenkundigem Einverständnis, ja sogar mit Genugtuung oder mit dem klagenden Pathos tragischer Ausweglosigkeit in epischer Breite aufbereitet - ein Beispiel aus dem Bereich außenpolitischer Diplomatie, Bismarck bei Napoleon III., soll zunächst für den allgemeinen Gestus des Erzählens stehen:

> "Also redete er, in freundlicher Weise, der Kluge;
> aber versprach nicht eines. Und während der Kaiser
> ihm glaubte,
> und vor seinen Augen die herrlichste Beute gehäuft
> sah,
> war es ihm selber gewiß: er wollt ihn kläglich betrügen!
> ...
> Aber der Kaiser vertraute ihm und glaubte ihm alles,
> ganz befangen von seinem Geist und traulichen Reden."
> 179)

Die ablehnende Kritik in der Öffentlichkeit ist immerhin so heftig, daß Frenssen sich veranlaßt sieht, das Buch bei der schnell erreichten Auflagenhöhe von 32 000 zurückzuziehen, weil es bereits bei seinem Erscheinen im Dezember 1914 offenbar auf eine öffentliche Stimmung getroffen war, die durch die ersten Rückschläge an allen Kriegsfronten überhaupt nicht mehr aufnahmebereit sich zeigte für ein Bismarckbild bzw. für eine Charakterisierung der deutschen Sache, die so offen auf moralische Legitimation verzichtete und statt dessen skrupellos das Recht des Stärkeren und die Maxime "Der Zweck heiligt die Mittel" propagierte. [179a)]
Obwohl der "Bismarck" noch nicht wieder erschienen ist, als Frenssens "Lebensbericht" 1941 herauskommt, bleibt der Autor bei seiner prinzipiellen Überzeugung, dem eisernen Kanzler in seiner Darstellung gerecht geworden zu sein:

> "'Das Buch', sagte der Verleger, 'steht noch still!
> Aber nicht erschrocken und beschämt, weil es einen
> großen Mann verunehrt hätte, wie damals behauptet
> wurde, sondern weil es auf ein Volk wartet, das ru-

hige Zeit und Muße hat, vergangener großer Geschehnisse ehrfürchtig sinnend zu gedenken." 179b)

e) Der Kampf nach innen: gewaltsame Einigung von oben

Die uneingeschränkte und hemmungslos ideologische Rechtfertigung des Bismarckschen Vorgehens durch den Erzähler tritt besonders bei der Darstellung innenpolitischer Ereignisse hervor, handelt es sich bei solchen Gelegenheiten doch immerhin um Kontrahenten, die auch zur Nation gehören und deshalb - auch nach Auffassung des Erzählers - solche Behandlung eigentlich nicht verdienen. Als 1862 die von Wilhelm I. und Kriegsminister Roon geplante Heeresreform im preußischen Abgeordnetenhaus zu scheitern drohte, wurde Bismarck überraschend zum preussischen Ministerpräsidenten berufen, weil man allein ihm die Durchsetzung der Reform auch gegen den Widerstand nicht nur des Abgeordnetenhauses zutraute.

"Als nun Bismarck hereinkam, wandte der König sich zu ihm,
aber er sah ihn nicht an; er sprach mit zögernder Stimme:
'Was geschehen ist, wißt Ihr, und wie sie die Krone umtoben.
Dennoch wollt Ihr Minister werden! Ihr wollt es, so hör' ich,
gegen den Landtag sein. Aber das, so scheint mir, ist Meineid.'"
180)

Von Bismarcks Entgegnung, einer Meisterleistung rabulistischer Argumentation, ist der Erzähler offenbar ebenso beeindruckt wie der König:

"Bismarck sann eine Weile, dann sprach er verschlagen und langsam:
'Gegen den Landtag nicht! Das ist nicht Meinung und Wille!
Aber ohne den Landtag ... wollt' ich es gerne versuchen!
Möge der König doch dies in bedächtiger Seele erwägen.

König und Landtag regieren, das ist des Staates Verfassung!
So ist der Eid gedacht, und das ist die ehrliche Meinung!
Einig müssen sie beide sein, der König und Landtag.
Sind die beiden nicht einig, ... so müssen sich beide bemühen,
daß sie's wiederum werden, daß die Geschäfte nicht stocken!
Nun aber will der Landtag nicht! er will sich nicht einen!
Beide Gewalten will er sich nehmen, des Lands und der Krone,
will die Krone verdrängen, und das ehrliche Spielen der Beiden,
beider Gewalten und Kräfte, unterbrechen und hindern.
Steht es denn so, hat einer die Regeln gebrochen,
dann ist das Spiel vorbei. Es heißt dann nun eine Weile:
'Wer hat Kraft und Mut, dem Spielkameraden zu trotzen ?!'
Diesen Mut - da zweifle ich nicht - hat sicher der König.
Er wird nimmer und nie dem Gebot eines Landtages weichen!'"
181)

Die feingesponnene Unterscheidung zwischen Regieren gegen den bzw. ohne den Landtag ist angesichts des von der Verfassung auferlegten Zwangs, die wenn auch noch nach dem preußischen Dreiklassenwahlrecht, so doch immerhin frei gewählte Volksvertretung sämtliche Entscheidungen von nationaler Bedeutung treffen zu lassen, die offene, mit einem sprachlichen Trick nur notdürftig, aber süffisant kaschierte Ankündigung eines Verfassungsbruchs.

Und ein zweiter sprachlicher Trick, der die Begründung für den beabsichtigten Alleingang von König und Ministerpräsident liefern soll, ist eine ebenso offene Lüge: der Umstand, daß der Landtag in der konkreten, besonderen Frage der Heeresreform zu keinem Kompromiß bereit ist bzw. sich den Plänen des Königs und des Heeresministers nicht einfach unterwerfen will - dasselbe gilt ja für König und Heeresminister umgekehrt ebenso - wird in

Bismarcks interessierter Darstellung zu der Beschuldigung, der Landtag kündige mit dieser Weigerung in einem speziellen Fall die Kompromißbereitschaft überhaupt auf, stelle also selbst die verfassungsmäßigen Grundlagen in Frage, lasse sogar hegemoniale Bestrebungen zur Ausschaltung des Königs erkennen und mache damit als eine Art Notstandsmaßnahme zur Wahrung der staatlichen Handlungsfähigkeit die zwangsweise Durchsetzung des Königs gegenüber dem Parlament notwendig. Wenn das "Spiel" des Interessenausgleichs gleichberechtigter Partner vorbei ist, dann heißt es für eine "Weile": Gewalt geht vor Recht! Bei Bismarck taucht diese machtpolitische Wendung in der geschickten Verschlüsselung einer ethischen Herausforderung auf: als Mutfrage, womit die Sache, um die es eigentlich geht und die die Courage eines ganzen Mannes erfordern soll, listig aus allen weiteren Überlegungen - die etwa ihre grundsätzliche Berechtigung betreffen könnten - hinausgeschwindelt ist.
Mit seiner kunstvoll geführten Argumentation kann er den König zwar von der Notwendigkeit überzeugen, dem Landtag eine Lektion zu erteilen, doch hat der König gerade wegen Bismarcks so entschlossenem Eintreten für die Heeresreform noch sehr viel weitgehendere Bedenken gegen deren langfristige Auswirkungen: er

> "sah empor, und suchte in den drängenden Augen des andern,
> wünschte noch eines zu wissen, es lag ihm am meisten am Herzen:
> 'Wenn es denn nun geschieht, daß ich stärker bin, als der Landtag,
> und gewinne den Streit, und habe das Schwert dann, das scharfe:
> sagt, was erwägt Ihr dann? Das muß ich noch fragen und wissen!
> Wollt Ihr Preußen und Deutschland dann in den Bruderkrieg hetzen?'
> Aber er fragte es nicht. Er wußte, der andere gäbe
> aus verschlagener Seele listige, schwankende Antwort."
> 182)

Die geheime Frage bleibt ungeklärt - für den König; doch dem Leser gibt der Erzähler eindeutig zu verstehen, daß die Sorgen des Königs nur allzu berechtigt seien, daß er selbst aber sowohl Bismarcks Pläne wie auch sein taktisches Vorgehen voll und ganz billige. Um die Bedeutung und Tragweite der Entscheidung besonders zu betonen, weitet er die Szene wieder ins Mythische und läßt einmal mehr die germanische Urmutter sein eigenes Placet aussprechen:

"Als sie aber erkannte, wie der König das qualvolle Antlitz
weg vom Fenster wandte, und noch einmal die spähenden Augen
und das harte Gesicht des andern lange durchsuchte,
dann aber seine Hand in die Hand des andern hinabsank:
beugte sie tief das Haupt und legte es schwer in die Hände,
schluchzte und weinte laut. Sie wußte nun deutlich und fühlte:
Nun ist der Bruderkrieg nah, und Gewalttat und jegliches Grauen.
Und die Fackeln des Krieges leuchten über Europa."
183)

Es ist zum Weinen, aber es muß sein - um der deutschen Nation willen muß auch der Krieg gegen das traditionell verbündete Österreich in Kauf genommen werden. Die vom Erzähler effektvoll inszenierte Trauer der mythischen Urmutter ist jedoch nichts anderes als die verlogene Rechtfertigung deutscher Gewaltpolitik. Die mit vollem Bewußtsein gewollte und durchgeführte Kriegs- und Eroberungspolitik des Deutschen Reichs, deren Zielsetzung, Weitsichtigkeit und "verschlagener" Durchführung im einzelnen der Erzähler bei jedem ihrer Schritte sein unverhohlenes Wohlwollen bezeugt, erscheint als ein Zwang, der über das "eigentliche" Deutschland hereinbricht und dessen - die ins Tragisch-Heroische stilisierten Schmerzgebärden der Mutter Deutschland - ganzen Helden- und Opfermut zur Bewährung herausfordert: die eigentlich Leid-

tragenden und zu Bedauernden sind das Deutsche Reich bzw. die Deutschen. Das mythisch monumentalisierte Selbstmitleid gehorcht der Logik des "Peter Moor" und seiner Botschaft vom "Töten mit hohen Gedanken": Zerstörung und Tod, die der Krieg notwendig mit sich bringt, müssen um des in allerhöchstem Auftrag angestrebten völkisch-nationalen Zieles willen in Kauf genommen werden, wobei die Vollstrecker und nicht die Opfer dieses Auftrags die ob ihrer verantwortlungsvollen, seelisch belastenden Arbeit wahrhaft zu Bedauernden sind.

Der Zusammenhang von nationaler Größe, rücksichtsloser Machtpolitik um ihretwillen und Opferbereitschaft des Volkes ist der ideologische Leitfaden, der das ganze Epos durchzieht. Es ist die Botschaft, die das historische Beispiel Bismarck, sanktioniert durch den letztendlichen Erfolg, im Spiegelsaal von Schloß Versailles am 18. Januar 1871 so überzeugend liefert, die das bloß Historische der Ära Bismarcks aber gerade deshalb auch überdauert und als staatspolitische Maxime Gültigkeit behält.
Im Jahre 1914 steht zwar kein Bruderkrieg ins Haus, aber der Schlußsatz zu jener innerpreußischen Auseinandersetzung des Jahres 1862 über die Heeresverstärkung mit den sich abzeichnenden Konsequenzen für die preussische Außenpolitik gegenüber dem "Bruderland" Österreich und damit indirekt auch für die meisten anderen europäischen Staaten trifft auf die Situation im Sommer 1914 sogar noch genauer zu, weil eine Kriegskatastrophe droht, von der tatsächlich ganz Europa in einem bis dahin noch nie erlebten Ausmaß ergriffen werden wird.

"Und die Fackeln des Krieges leuchten über Europa."
183a)

Die weiteren wesentlichen Stationen des Bismarck-Epos und damit der preußisch-deutschen Geschichte zwischen 1862

und 1871 sind immer neue Ausformungen und Bestätigungen jener nationalpolitischen Prinzipien. Schon die Kapitelüberschriften deuten an, als was hier Politik den Deutschen nahegebracht werden soll: "Der Kampf im eigenen Land" - "Der Verführer" - "Der Zank um die Beute" - "Er schürt den Streit" - "Der Bruderkrieg" - "Der Streit in Nikolsburg". Und erst recht die Ausführung des solcherart Angekündigten zeigt Politik als permanenten Machtkampf, in dem nicht nur jedes Mittel erlaubt, sondern vielmehr geboten ist.
"Der Kampf im eigenen Land" ist das Kapitel über die endgültige Durchsetzung der Heeresreform gegen den Widerstand des preußischen Abgeordnetenhauses überschrieben.

"Und sah um sich, allein, von bitteren Ängsten befallen,
nicht um sich und sein Leben; er achtete nimmer sein selber,
sondern um Deutschlands Not. Und er sah in qualvollem Suchen
über die Grenzen von Preußen, ob er nicht jetzt schon in Eile
einen Sturmwind entfachte, und das störrische Volk und den König,
weg von dem muffigen Zank um Landtag und allerlei Rechte,
auf die Fluten entrisse, die hohen, stürmenden, weiten,
wo wohl Ängste hausen und Not, doch weit in der Ferne
Deutschlands Einigkeit winkte, und frohes Gedeihen und Ehre.
Aber die Zeit war schlecht und die Stunde nimmermehr günstig."
184)

Die Überlegung, ob (nicht) ein mit geringem Aufwand zu provozierender internationaler Konflikt die trotz schärfster Pressionen ausbleibende Zustimmung der Abgeordneten erzwingen bzw. ein noch härteres Durchgreifen des Königs provozieren könne, gehört ebenso selbstverständlich zu diesem Kampf wie die Auflösung des Landtags in

der Hoffnung, der neu zu wählende werde eine für die nationale Formierungspolitik günstigere Zusammensetzung bekommen und die noch viel radikalere Variante einer offenen Parlamentsfeindschaft und Volksverachtung.

"Darum sag' ich dem König ... und sag es ihm wieder und wieder:
Seht, das preußische Volk, von all dem leeren Gerede,
all dem Geschwätz im Landtag, und in jeder Versammlung und Zeitung,
lau und latschig geworden, redet von Morgen bis Abend
über König und Staat mit frechen Worten und Urteil.
Darum ist das meine Meinung: Der König müsse befehlen,
daß man Schweigen gebiete und daß man härter regiere,
daß, wenn jetzt oder bald ... wer weiß es ... die bittere Not kommt,
ein gehärtetes Volk, zusammengerissen, ihr standhält.
Kurz und gut: Ich meine, der König soll sich ermuntern,
Preußen kürzer zu fassen, und an die Kandare zu nehmen."
185)

Nach dem ungünstig ausgefallenen Parlaments-Revirement wird dieses autokratische Konzept, unter Ausschaltung des Parlaments, zur realen Politik:

"Als er aber den König mit allen Menschen verfeindet,
und zur Seite gezogen, suchte er adlige Männer,
mutig, und hart und klug, mit kaltem und weitem Gewissen (!),
und gebot ihnen kurz, nach seinen Befehlen zu herrschen.
Und sie herrschten gewaltig, und ohne Recht und Gewissen.
Wo ein Landrat oder ein Richter im Volk oder Landtag
oder in Buch oder Zeitung das Wort nahm und gegen sie auftrat,
straften sie ihn mit Drohung, und minderten Ehre und Ansehn,
bis er schweigend gehorchte. Und befahlen durch alle Provinzen,

daß die Beamten alle, ohne Bedenken und Fragen,
für die Regierung stimmten, und ihren Willen verträten.
Und sie sandten Befehle durchs Land, daß jegliche Zeitung,
die da gehässig schriebe, nicht weiter erschiene, und jeder,
der die Regierung schalt, mit Geld und Gefängnis es sühne."
186)

Frenssen scheut sich nicht, die auf diese Weise hergestellte Diktatur und die entsprechend gewaltsame Unterdrückung jeglicher Kritik - unter solchen Voraussetzungen wird sie, abgesehen von jeglichem Inhalt, immer "gehässig" und damit unberechtigt - oder gar irgendwelcher Widerstandshandlungen offen als solche zu benennen. Er selbst spricht sogar von "Schande", die mit einer solchen Politik über Deutschland gebracht worden sei - und legitimiert sie im selben Atemzug, indem er das diktatorische Vorgehen als nur noch ein letztes Mal notwendig von seinem Ergebnis trennt, als habe die machtpolitisch von oben hergestellte Einigung des Deutschen Reiches nicht gerade dafür gesorgt, daß dieses Reich sich als moderne Nation noch mehr "verspätete" als es das bislang schon getan hatte, d. h. daß obrigkeitsstaatliche Politik und Untertanengeist auf Dauer eine verhängnisvolle Liaison eingingen.

"Also schickte er noch einmal über Deutschland die Schande,
daß den Menschen verboten ward, das Eigne zu sagen.
Einmal noch beraubte er Deutsche ums Beste des Lebens:
freies, klares Gewissen zu haben, und eigene Meinung.
Einmal noch erzeugte einer und nährte mit Willen
das Geschlecht der engen Köpfe und feigen Verleumder."
187)

Abgesehen von der auch vom historischen Fortgang widerlegten Trennung von (edlem) Zweck und (gemeinen) Mitteln ist die Argumentation Frenssens auch in anderer Hinsicht

heuchlerisch und verlogen. Sein, des Volksschriftstellers, ganzes Bemühen ist vom Anfang seines öffentlichen Wirkens an - bereits dem Pfarrer Frenssen war dieser Impetus im Prinzip nachzuweisen [187a] - darauf gerichtet, die Deutschen zu innerlich überzeugten, freiwilligen Parteigängern der Großmacht Deutschland und ihrer entsprechenden innen- wie außenpolitischen Interessen zu erziehen. Eine eigene Meinung, die diese imperialen Interessen kritisierte, ist für Frenssen auch nach vollzogener Einigung 1871 Ausdruck der Geisteshaltung, die er mit allen seinen Schriften als volksfeindlich bekämpft und zu deren, wenn nötig, genauso gewaltsamen Unterdrückung wie zu Bismarcks Zeiten er in der Vorkriegszeit mit eben seinem Bismarck-Epos aufruft. Offener könnte der Widerspruch zwischen vorgeblicher Verteidigung von Gewissens- und Meinungsfreiheit und dem Appell zu deren gewaltsamer Ausrichtung auf den einen Zweck, dem sich beide aktuell unterzuordnen haben, nicht formuliert werden, als durch dieses Lob des freien Gewissens und dessen Widerlegung durch die Intention des Epos im ganzen.
Die Ideallösung, die ihm zur friedlich-freiwilligen Aufhebung dieses Widerspruchs vorschwebt - wir haben sie aus seinem "Lebensbericht" schon mehrfach zitiert [188] - läßt Frenssen den im Krieg mit Österreich erfolgreichen und dadurch im Nachhinein nach seiner Auffassung legitimierten Gewaltpolitiker [189] vor dem erstmals einberufenen, freigewählten Reichstag des Norddeutschen Bundes selbst formulieren:

"Und er trat hervor, und berichtete, was er erwogen,
und warum er es so gemacht, nach dem Weg der Geschichte,
den die Deutschen gewandert, und nach dem sie geartet;
denn das Leben bildet die Menschen, bildet die Völker.
Alles legte er dar, und erklärte es gründlich und deutlich.

> Satz nach Satz in der Reihe, und sagte: Er gründe den Bund nicht
> auf Gewalt oder Macht, vom Fürsten oder vom Volk her,
> sondern auf Glauben und Treue, und auf den Seelen der Deutschen,
> die nun niemals und nimmermehr einander verließen."
> 190)

Daß Bismarck die Volksvertreter bei diesem - zumindest in Frenssens Darstellung - so entgegenkommend formulierten Versöhnungsmanöver erneut vor vollendete Tatsachen stellt, also weiterhin diktatorische Politik betrieben hat, das Ergebnis seiner Politik jedoch den "Boten des Volkes" als deren eigenes Werk präsentiert, um sie auf diese hofierende Weise zur nachträglichen Zustimmung zu bewegen, ist ebenso offenkundig wie Frenssen keines Hinweises wert, entspricht sie doch genau seinen Vorstellungen davon, was Glauben und Treue der Deutschen in Bezug auf den existierenden Nationalstaat zu leisten haben. Denn immerhin ist der Versammlung des norddeutschen Reichstages eine durchaus gewaltsame Gründung des entsprechenden Bundes vorausgegangen: Preußen hat nach dem siegreichen Krieg gegen Österreich und der daraus folgenden Auflösung des Deutschen Bundes Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. annektiert bzw. Sachsen und die nördlich des Mains gelegenen Teile des Großherzogtums Hessen durch politischen Druck zum Eintritt in den Norddeutschen Bund bewegt, den nun die gewählten Entscheidungsträger "auf (ihren) Glauben und Treue gründen" dürfen. Es ist das Ideal der selbständigen Einsicht in die Staatsnotwendigkeiten und des entsprechend freiwilligen Sich-Fügens in die Zwänge, die ein Nationalstaat seinen Bürgern auferlegt, wenn er alle Kräfte mobilisiert, um sich "mächtig zu machen", d. h. Großmacht oder gar Weltmacht zu werden.
Das Deutsche Reich ist seit 1861 auf diesem Wege; zunächst unter der Führung Preußens bis zur Einigung 1871,

seither als immer mächtiger werdende deutsche Nation auf dem Weg " zum Platz an der Sonne".

"Also bändigte er und übte die stolzen Beamten,
und das mächtige Heer, und zwängte das Volk in das Joch ein,
daß es schweigend gehorche: eine furchtbare Waffe zu haben,
Preußen mächtig zu machen, und mit den Waffen von Preußen
Deutschland endlich zu einen. Er sah keine anderen Wege,
meinte in seinem Herzen, nur Eisen und Blut könnte helfen.
Gott aber, der allmächtig und weise das Menschenwolk weidet,
ließ es alles geschehen, um der Sünde willen der Menschheit,
daß sie mit lässigen Händen nur am Gottesreich bauen."
191)

Die Erinnerung an die erste Phase jenes Weges zur Weltmacht, in der die Politik von Blut und Eisen vor allem nach innen gerichtet war - Österreich gehörte zum Deutschen Bund und wurde gezielt und gewaltsam daraus entfernt, etliche deutsche Kleinstaaten ebenso gewaltsam in den neuen Bund hineingezwungen - ist die Aufforderung an die Deutschen, nun, da der große Waffengang nach außen ins Haus steht, sich diese Politik zum eigenen Anliegen zu machen, sie "in der (eigenen) Herzen Frömmigkeit" [192] zu gründen und eben nicht mehr "mit lässigen Händen nur am Gottesreich (zu) bauen".
Das deutsche Weltmachtstreben und der dabei unumgängliche (Welt-)Krieg als Dienst am Gottesreich - das ist die Erfüllung jenes religiösen Erneuerungsprogramms, dessen völkischen Grundzug schon der Dorfprediger von 1895 in die Ahnenreihe Jesus - Luther - Bismarck gefaßt hatte [193]. Und es ist zugleich für alle Betroffenen, für die Deutschen selbst wie erst recht für ihre absehbaren Kriegsfeinde, die mit göttlicher Autorität ausgestattete Drohung, sich nicht am deutschen Bau des

Gottesreiches zu versündigen; andernfalls müsse Eisen und Blut der Lässigkeit der Menschheit auf die Sprünge helfen. Die Rechtfertigung der Blut und Eisen - Politik Bismarcks geschieht im vollen Bewußtsein, daß es auch 1911 und in den folgenden Jahren "keine anderen Wege" zur Lösung der zwischen den europäischen Großmächten virulenten Konflikte geben wird. Ganz unabhängig davon also, wer letzten Endes den ersten entscheidenden Schritt zum Krieg vollzieht: diejenigen, die sich der Realisierung des Gottesreiches auf Erden durch das dazu legitimierte Volk in den Weg stellen - sei es in diesem Volk selbst oder auf der anderen Seite - stehen als Sünder wider den göttlichen Willen, die zu Recht dessen Strafgericht mit Eisen und Blut trifft, schon fest. Daß dabei andererseits auch das Blut derjenigen vergossen wird, die sich auf die richtige Seite stellen, ist das stolze Opfer, das die Nation und die betroffenen Individuen für die große Sache zu bringen haben.
Die Politik von Blut und Eisen nicht mehr gegen die Deutschen oder auch nur ohne ihre entschiedene Anteilnahme, sondern mit ihrer freiwilligen und aufopferungsbereiten Billigung gegen die konkurrierenden Nationen in Europa ins Werk zu setzen, ist das große Ziel, zu dem Frenssen mit seinem "Bismarck" einen äußerst realistischen Beitrag zu leisten versucht. Das Erreichen dieses Ziels wäre die Realisierung des völkischen Wunschtraums in seiner doppelten Perspektive: zum einen gingen die Deutschen restlos in ihrem Deutschsein auf, wären nur noch Volk und als solches williges Organ der im höheren Auftrag handelnden Volksseele; und zum anderen gewönnen sie in dieser völkisch motivierten Geschlossenheit die "Durchschlagskraft", "den Weg von der Volksreligion zur Weltreligion" [194] tatsächlich zu gehen und damit dem "neuen Mythos" zu der ihm innewohnenden Weltgeltung zu verhelfen.

f) Der Kampf nach außen: Sieg der geeinten Volkskraft

Was Frenssen am Beispiel des preußisch-österreichischen Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland in den wesentlichen Stationen bis hin zu den Friedensschlüssen von Nikolsburg und Prag darstellt [195], ist die Lehre, die der völkische Schriftsteller seinen mittlerweile nach Millionen zählenden deutschen Lesern [196] als Quintessenz aus Bismarcks innenpolitischen Problemen und deren - leider - noch rein machtstaatlicher Lösung für das Verhältnis und Verhalten gegenüber dem eigenen Volk und der eigenen Nation erteilen will: Deutsche, macht euch die Seh- und Handlungsweise des seinerzeit schändlich alleingelassenen und deshalb zu solch rigidem politischen Vorgehen geradezu gezwungenen Kanzlers zu eigen, damit die noch weit schwerer werdende Fortsetzung der deutschen Weltmission [197], die mit der so mühsam erzwungenen Einigung des Reiches begonnen hat, nicht mehr gegen das Volk, sondern mit und aus dessen ganzer, d. h. aus eurer eigenen Kraft ins Werk gesetzt werden kann.
Auch damals, während des von Bismarck zunächst gegen eine breite öffentliche Ablehnung betriebenen Einigungsprozesses selbst, gab es zwar schon einige, die etwa bereits nach dem Krieg gegen Dänemark 1864 ihr Schreckensbild vom nur seiner eigenen Machtgier frönenden Egozentriker zu revidieren begannen:

"'Sagt, was meint Ihr nun? Was denkt Ihr über den Bismarck?
Ob er wirklich der Feind ist von allem Guten und Edlen
und der Todfeind von Deutschland? Wer weiß, was er alles noch vorhat?!'
...
Damals fing es an, daß einige heimlich ihn liebten.
Wenn sie sein gedachten, leuchteten heißt ihre Augen.
Aber die Meisten im Volke versahen sich jeglicher Bosheit,

jeder Tücke und jedes Verrats von dem schrecklichen Manne
und begehrten heiß, von seinem Verderben zu hören,
daß die Bedrückung nun ende, und alle böse Gewalttat.
Sie erkannten ja nicht, wie er nur aus bittersten Nöten (!)
Preußen so hart bedrückte. Er brauchte den stummen Gehorsam,
und zu wildem, schrecklischem Werk die Macht in den Händen.
Aber die Seele der Deutschen war vom kraftlosen Leiden
und vom Hader verwüstet. Und fand den Weg nicht zum Glauben."
198)

Ihnen diesen Weg zu weisen, ist Frenssen seit seinen öffentlichen Anfängen bemüht, auf daß der Gehorsam nicht länger stumm und tatenlos bleibe, sondern sich in eine willentlich völkische Dynamik nach außen verwandle.

Sie ist gerade jetzt verlangt, da es längst nicht mehr um innerdeutsche Streitigkeiten und die innere Einheit geht, sondern gegen den gemeinsamen Feind, der das seiner großen Aufgabe nachkommende Deutsche Reich mit "Einkreisung" bedroht.
Im Schlußteil seines "Bismarck", in den Kapiteln über die angeblichen Ursachen [198a)], die Vorbereitung und schließlich die als blutig heroisches Waffenspiel vorgeführten Kriegsgefechte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 kann der episierende Vorkriegsagitator am Beispiel der Abrechnung mit dem Erbfeind zeigen, wozu eine zumindest in Ansätzen hergestellte innere Einheit und entsprechende Einsatzbereitschaft des deutschen Volkes nach außen hin fähig ist.
Dazu läßt er wieder die deutsche Urmutter auftreten, als Zeugin jahrtausendelanger Untaten der anderen Seite:

" ... gebeugt, die brennenden Augen
über den Rhein gerichtet, und schrie aus verkniffenen Lippen
all die Not und die Schmach und die Angst vergangener Zeiten,
jeder germanischen Mutter Tränen um Sohn oder Tochter,

die die Feindin genommen, und jede Brandstatt und Roheit ..."
199)

Es geht also wirklich gegen den Erbfeind und der zeigt sich auch als solcher in Gestalt der "herrlichen Mutter von Frankreich", die auf den Höhen der Vogesenberge der deutschen Mutter, "am Schwarzwald, halb verborgen von Tannen", berstend vor Selbstbewußtsein gegenübersteht:

"schrie und lachte und sprach: 'Du wagst dich wirklich zum Kampfe
mit dem stolzesten, edelsten Volk? Du armes zerrissenes,
eben ein wenig geflicktes?! Ah, warte ... warte ein wenig!
Sieben Tage, vielleicht nur drei, dann kommen die Meinen,
ziehen über den Rhein, und durchwühlen dir deine Geweide,
wie sie schon dreißigmal getan! Horch! Hör' ich sie kommen?'"
200)

Der durch Jahrhunderte erfahrungsgesättigten Sicherheit der französischen Mutter korrespondiert die bange Sorge der deutschen Mutter - "und zerriß die geängstete Seele" -

"ob ihre Kinder nun wirklich zusammenständen und einig;
oder ob nun von neuem der alte Hader entbrenne;
dann war ihre Ehre dahin und jegliche Zukunft.
Und sie wandte die Augen zurück, und spähte und horchte,
lief die Berge hinauf, und wartete, zitternder Seele."
201)

Die Sorge ist - diesmal endlich - unbegründet, denn schon am vierzehnten Tag, im Dämmern des Abends

"sah sie ferne im Osten die Scharen der Kinder sich nahen,
ehernen Schlangen gleich, es blinkte und klirrte von Waffen,
und erkannte sie alle: Preußen, Schwaben und Bayern,
Sachsen, Hessen und Holstein, und die Kinder Hannovers.
Da entsprang sie dem Wald, und rannte vor bis zum Rheinstrom,

schrie, so laut sie es konnte, es gellte gegen die Berge,
schrie und sprach: 'Sie kommen! Und sind einig! Sind einig!'
Und brach weinend zusammen, von Ängsten und Freuden betroffen."
202)

Alle Altersresignation fällt von ihr ab, sie rüstet sich selbst mit ihren uralten Waffen "aus den Fluten des Rheinstroms" und schreitet ihren versammelten Kindern als jugendlich kämpferische Germania voran:

"'Edle, goldene Waffen aus der Tiefe von Wasser und Erde!
Tausend Jahre vergingen, daß ich euch holte und brauchte,
Hader zerriß meine Seele, Hader machte mich wehrlos.
Nun aber kommt! Ich halte euch hoch über einigem Volke.'
Also sprach sie, und wuchs ... und um die grauenden Locken
flog ihr, während sie lachte, ein neuer Schimmer der Jugend."
203)

Der Erfolg bleibt nicht aus; innerhalb eines halben Jahres wird der Krieg in vier großen Etappen entschieden: zunächst in den Vogesen, durch die Eroberung der Festung Metz, durch die Einschließung und Kapitulation Napoleons III. in Sedan und schließlich durch die Beschiessung und Übergabe der Festung Paris.
An den zwei Schlüsselstellen läßt der mit Volks- und Bismarckseele im Bunde stehende Volkserzähler seinem Publikum die nötigen Schlüsse zuteil werden. Die eigentliche Entscheidung über den Ausgang des Krieges fällt schon bei Sedan mit der Gefangennahme des französischen Kaisers. Während die siegreichen Truppen Freudenfeuer entfachen:

" ... Und Preußen, Bayern und Hessen
Sachsen, und die von Baden, und die von Hannover und Holstein,
standen da rund um die Stadt auf den Höhen, und sahen hinunter,

ihres herrlichen Sieges froh, und sangen dem Höchsten
Dank in frommen Liedern; es bebten ihnen die Lippen." - 204)

ist Bismarck, für den dieser Krieg nur eine Etappe auf dem viel längeren Weg zur deutschen Vorherrschaft in Europa darstellt, schon wieder mit dieser weiterreichenden Perspektive beschäftigt:

"Bismarck aber saß die Nacht bis zum hellichten Morgen,
über Briefen gebeugt, und schrieb an alle Gesandten
und alle Fürsten und Herren auf der Runde des Erdballs,
daß die Deutschen gesiegt und daß der Kaiser gefangen
samt seinem ganzen Heer, damit die Völker erschraken,
die die Grenzen von Deutschland bewohnen und die Schwerter nicht rührten,
und die Völker des Erdballs das eine, gewaltige hörten:
daß die Deutschen nun einig wären, siegreich und mächtig,
und nun Ehre hätten, wie die andern Völker der Erde."
205)

Frenssen läßt seinen Protagonisten damit den Ausgangspunkt der Entwicklung angeben, an deren vorläufigem Ende die Deutschen vierzig Jahre später angekommen sind. Die Entscheidung steht an, ob sie inzwischen, vor allem auf Grundlage ihres gerade mit den französischen Kriegsreparationen in Gang gesetzten ökonomischen und militärischen Aufschwungs, nicht mächtiger als die anderen Völker geworden sind.

Was schließlich als völkisch-moralisches Vermächtnis für diese bei Erscheinen des "Bismarck" aktuelle, seine Abfassung sogar verursachende historische Entscheidung aus den Erfahrungen des 70/71er-Krieges geblieben ist - inzwischen hat es durch die inneren Auseinandersetzungen im Reich seine bestimmende Kraft längst verloren und muß erst zu neuem Leben erweckt werden - das verkündet der

Dichter mit der "Gabe heimlicher Augen" gleichsam mit einem eigenen Auftritt. In dem angesichts der schnellen, aber auch verlustreichen Kriegsentscheidung aufbrechenden Zwiespalt zwischen der "großen, köstlichen Freude" in Deutschland "über die tapfern und treuen Söhne, das Liebste des Volkes" und dem gleichzeitigen "schrecklichen Jammer" der Herzen "um die Toten und Wunden, die im Felde gefallen", entdeckt er das eigentliche Geheimnis des neuen deutschen Selbstbewußtseins:

"Aber sieh, dies beides: die gemeinsamen herrlichen Siege,
und der schreckliche Jammer des gemeinsamen, bittersten Leides,
wirkten beide zugleich, daß ein neuer Geist übers Volk kam,
daß es den Nacken hob, und fester und froher sich umsah,
wie der grimmige Held es vorausgesehn und erwartet.
Ja, es ging ein Stolz und ein machtvolles Zürnen durch Deutschland
um die Siege, die tapfer errungenen, teuer bezahlten.
Aber größer als Stolz und Zorn war das helle Verwundern,
das durchs Land hinflog, durch jede Seele in Deutschland,
da sie jetzt, in diesen Tagen, des Haders gedachten,
der jahrhundertelang die Völker von Deutschland erniedrigt.
'Seht', so sprachen sie alle: 'Nun sind wir Brüder und Freunde,
und ein mächtiges Volk! Wie ist das schön und voll Ehren!
Das soll immer so bleiben: ein Volk, ein Staat über alle,
und ein einziges Reich, bis hoch hinauf zu den Alpen."
206)

Es ist das Bewußtsein von sich selbst als Volk, von dem die Deutschen in ihrem Sieg selbst überrascht werden und das sie nun, nachdem es seine "Durchschlagskraft" an einem Exempel erwiesen hat, in einem einheitlichen Staatswesen dauerhafte Gestalt werden lassen wollen: der eiserne Kanzler hat plötzlich das Volk hinter sich.

" ... Und es ging eine Freude und Lachen
durch das mühsame Volk, und ein ernstes und frohes
Verwundern
über den eigenen Stolz, so herrliche Dinge zu wollen.
Und sie hofften und drängten mit brennenden Seelen
auf Bismarck,
und es brauste um ihn und sang ein Klagen und Fordern,
weit und breit aus den Gauen, vom Bodensee bis nach
Memel:
'Du! ... Du mußt es nun fordern! Du mußt es schaffen!
... Du weißt es!'
Denn derselbige Mann, den sie einst so schrecklich
verachtet,
und die Schmach des Volkes genannt, den Verräter an
Deutschland,
den verlorenen Sohn: der war jetzt ihr Held und ihr
Führer."
207)

Das "ernste und frohe Verwundern über den eigenen Stolz, so herrliche Dinge zu wollen", verbunden mit dem Ruf des ganzen Volkes an seine Führung, die deutsche Reichsregierung "Du mußt es nun fordern! Du mußt es schaffen!" - diese Haltung will der Bismarck-Sänger mit seinen gravitätischen Verszeichen in den Landsleuten wieder wachrufen, gegenüber damals noch intensivieren und möglichst auf noch mehr Deutsche ausdehnen, weil "es" - und darin liegt der "Fortschritt" gegenüber dem Krieg von 1870/71 - einen noch unbedingteren Willen des Volkes zu sich selbst und, daraus folgend, einen noch höheren Einsatz verlangt: die Durchsetzung deutscher Vorherrschaft gegen - von Österreich-Ungarn abgesehen - die ganze machtpolitisch zählende Staatenwelt.

"England wird aus Haß und Neid gegen Deutschland unbedingt Frankreich und Rußland beistehen. Der ev. Existenzkampf, den die Germanen in Europa (Österreich, Deutschland) gegen die von Romanen (Gallier) unterstützten Slaven (Rußland) zu fechten haben werden, findet die Angelsachsen auf der Seite der Slaven ... Grund: Neidhammelei, Angst unseres zu Großwerdens!"
208)

g) Das Bismarcksche Vermächtnis

Was für die gesamte deutsche Reichsführung als Konstellation der europäischen Großmächte - Rußland, Frankreich, England einerseits, das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn andererseits - die politischen und militärischen Tatsachen sind, auf die sie ihre Politik einstellen müssen, das ist für den völkischen Seher nur der oberflächlich-vordergründige Ausdruck eines viel tieferen, prinzipielleren Entscheidungskampfes von religiösen Dimensionen. Wilhelm II. deutet sie mit seinem Wort vom "Existenzkampf", den "die Germanen gegen die von Romanen unterstützten Slaven" durchzufechten haben, an. Für das völkische Bewußtsein ist es das Ringen des deutschen Volkes um seine nach einem Jahrtausend der Zerrissenheit und dadurch bedingten Unfähigkeit erneuerte Berufung zur Vollstreckung des göttlichen Heilswillens für die ganze Menschheit; das Reich Gottes ist für den Deutschgläubigen nicht länger bloß Metapher für eine metaphysisch ferne Zukunft, sondern eine von seinen Landsleuten mit allen dafür aufbietbaren Kräften und Mitteln herzustellende Realität. Die Identität von göttlichem Heilswillen und deutscher Sendung zur Weltherrschaft ist die Konsequenz eines Glaubens, der das eigene Volk und die Zugehörigkeit zu ihm absolut setzt, d. h. zum letzten, metaphysischen oder zumindest metaphysisch bestimmten Grund allen Denkens und Wollens macht, wie auch umgekehrt jedes nationale, gerade auch das jegliche Beschränkung durch andere Nationen niederreißende Wollen und Handeln aus dieser metaphysisch absoluten Bestimmung legitimiert.

Ganz im Sinne der mythischen Fundierung deutschen Wesens in höheren bzw. tieferen Sphären überläßt Frenssen der

Mutter des Volkes und dem Geist der Erde das Schlußwort seines "Bismarck" - sie lassen - in der Todesnacht des greisen Kanzlers, den ein gutes Jahrzehnt später um die völkisch-moralische Aufrüstung seiner Landsleute kämpfenden Dichter mit ihrer Fernperspektive natürlich nicht im Stich! Auf die Vorhaltung des Erdgeistes, sie sei bei aller berechtigten Freude und Zuversicht angesichts der jüngsten Entwicklung in Deutschland bisweilen "heitrer und sichrer, als die Erde gestattet" - er kennt sich aus mit dem "Boden der Tatsachen", "die ich und die Meinen bewohnen" - gibt sie einen seinen erdverhafteten Argwohn beschämenden Ausblick.

"'Glaube nur nicht, erhabner Geist der fruchtbaren Erde,
daß ich vergäße das Leid, das ich früher solange erduldet:
Hader und Kriege und Ohnmacht, daraus mein Held mich erlöste.
Sieh, o Seele der Erde ... ich weiß schon lange und freu' mich,
daß ich es weiß und bekenn': es war ein Segen vom Höchsten,
daß ich durch solche Tiefen kam und das Grausen erlernte,
ich, dein edelstes Kind, in Asche und schrecklicher Armut.
Sieh, in dieser Tiefe und Nacht, da Scheinen und Gleißen
alles vergangen war, da die Seele allein bei sich selber
einen Grund für die Füße und für ferneres Wandern begehrte,
suchte und fand ich ihn da: das zeitliche Leben zu führen,
nicht um dieses und jenes, um Vorteil, Glanz oder Ehre,
sondern ums Leben nur selber, um diese Gabe des Höchsten,
um das Stehn und das Tapfersein vor den Augen des Ewgen,
und der eigenen Seele, und ihres innersten Meinens.
Nein, ich vergesse nie, was ich je an Nöten erduldet!
Wahrlich, sie schufen ein hohes Gut, eine funkelnde Waffe,
die, so hoff' ich zu Gott, noch einst, im herrlichen Lichte
über die ganze Erde ihre reinen Strahlen verbreitet.

Dazu hilft mir nun auch der Held, der gewaltige Streiter,
der im Tode noch mehr als einst im leiblichen Leben
deutsches Wesen mir hütet, und meine Kinder mir weidet,
mit ihm alle die andern, die edlen Seelen der Toten.'" 210)

Der Kreis schließt sich. Der Dichter-Seher des "Bismarck" hatte am Anfang seines Epos die Lösung des Rätsels versprochen, daß das "Spiel seiner Seele", seit der "gewaltige Steinsarg mitten im Sachsenwalde die edlen Glieder des Helden umschließt" [211], der Seele des Volkes aufgibt. Das Schlußwort der beiden faßt die Lösung, die eigentlich schon das "in schön geordneten Reihen" vorübergezogene Leben und staatsmännische Wirken Bismarcks in jedem seiner Stadien selbst vorgeführt hat, nicht nur noch einmal zusammen, sondern formuliert deren Gehalt als über sich selbst hinausweisendes Vermächtnis der Bismarckschen Einigungs- und Großmachtpolitik. Das Bekenntnis, den Grund " für die Füße und für ferneres Wandern" in der Bewährung "vor den Augen des Ewigen und der eigenen Seele und ihres innersten Meinens" gefunden zu haben, hätte Bismarck selbst formulieren können, offenbart es doch die Überzeugung, mit bedingungslosem Dienst am deutschen Wesen - was anderes "meint" die Seele der Germania in ihrem Innersten? - göttlichem Wollen zu irdisch lebendiger Realität zu verhelfen, ein Stück Reich Gottes auf Erden zu errichten.
Was nun als aktuelle Wendung dieses völkischen Selbstbewußtseins für das Jahr 1914 in der Gestalt des Bismarckschen Vermächtnisses erscheint, ist der Auftrag - die Mutter des Volkes formuliert ihn 1898 noch zurückhaltend als Hoffnung - die "funkelnde Waffe", die das deutsche Selbstbewußtsein mittlerweile tatsächlich darstellt, "ihre reinen Strahlen im herrlichen Lichte über die ganze Erde" verbreiten zu lassen. Diese unmißverständ-

liche Aufforderung, "die ganze Welt am deutschen Wesen genesen zu lassen", ist zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns im Herbst 1914 die indirekte, poetisch formulierte Zurückweisung der Einkreisungsideologie, die sich seit den ersten politisch-diplomatischen Zusammenstößen der deutschen Weltmachtpolitik mit den europäischen Konkurrenten [212] als offizielle Legitimationsdoktrin herausgebildet hat. Welch gefährlicher, ideologischer Mimikry - ob bewußt oder unbewußt, ändert nichts an der fatalen Wirkung - sich diese religiös idealistische Ausformung deutschen Sendungsbewußtseins bedient, führt noch einmal in aller Deutlichkeit der Geist der Erde vor, dem als dem allgemeinen Repräsentanten des Irdischen und somit unmittelbaren Adressaten des göttlichen Geistes das allerletzte Wort in Form eines demütigen Gebetes zufällt.

> " ... Die du uns treibest, o Allmacht,
> im erhabenen Spiel deiner zahllosen Sterne und Wesen
> durch die leuchtende Welt nach deinem gewaltigen Willen:
> gürte uns Füße und Seelen, und mache uns reisig und fertig,
> ohne Fürchten und Gleißen in edler Wahrheit zu wandern.
> Zieh uns, wie du getan, mit heimlichen, heiligen Banden
> weiter der Liebe zu, den heiligen, reinen Gefühlen,
> die dich selber, o heiliger Gott, in der Seele bewegen,
> bis einst alles, was du erschufst, in Steigen und Wirken
> um deine Knie dir steht ... wir beugen in Demut die Herzen."
> 213)

Kein Wort mehr von spezifisch deutschen Belangen, noch nicht einmal in seiner mythischen Gestalt die Verkörperung deutschen Wesens, sondern des Irdischen, Menschlichen überhaupt, spricht der Erdgeist religiöses Bewußtsein in allgemeinster Form aus - und doch ist jedem Leser klar, wie die Bitte, "reisig und fertig" gemacht zu werden, um "ohne Fürchten und Gleißen in edler Wahrheit

zu wandeln", gemeint ist. Die Identität von göttlichem Willen und weltweitem deutschen Herrschaftsanspruch, auch und gerade wenn er sich als demütiger Liebes- oder Wahrheitsdienst der Deutschen an der Menschheit vorträgt, ist dem völkischen Bewußtsein so selbstverständlich, daß es sich, von seiner volksmäßigen Besonderheit absehend, in der allgemeinen Form als Unterwerfung unter die "heiligen, reinen Gefühle" artikulieren kann, die "einst alles, was du erschufst", durchdringen soll. So nehmen die Formulierungen des Erdgeistes sprachlich vorweg, was der große Waffengang, die "kommende Not" [214], zu deren seelischer und moralischer Bewältigung Frenssens "Bismarck" beitragen soll, erst noch in der Realität der Völker und Nationen durchsetzen muß: die tatsächliche Identität von deutschem Wollen und "den weiten Wegen der Schöpfung" [215], die Vereinigung der "Ideen des Nationalismus und des Menschheitsganzen" [216].

Entgegen der Absicht seines Autors hat das Heldenepos nur sehr wenig zur moralischen Stärkung der Deutschen für den großen Waffengang beitragen können, was aber sicher nicht ausschlaggebend dafür war, daß auch dieser Waffengang sein - gerade von den völkisch nationalen Ideologen so hochgestecktes - Ziel gründlich verfehlte. Im Gegenteil: ein das Weltkriegsgeschehen mit hohen Auflagenziffern begleitender "Bismarck" hätte lediglich dazu beitragen können, die millionenfach tödliche Illusion von der Gewinnbarkeit des Krieges für das Deutsche Reich gegen ganz Europa und schließlich sogar die ganze Welt noch länger am Leben zu erhalten als es durch die offizielle Ideologie der Einkreisung und des schicksalhaften wie gerechten Verteidigungskampfes der Deutschen gegen die slawische und romanische Bedrohung sowieso schon geschehen ist. Der im "Bismarck" propagierte und von seinem finsteren Helden praktizierte Glaube an die göttliche

Rechtfertigung der "deutschen Sache", an den göttlichen Auftrag gar für die Deutschen, die Welt in einer Pax germania zu einen, und sei es unter Leiden und Opfern für diese große Aufgabe, hätte der Bereitschaft zum sinnlosen Durchhalten nur noch ein weiteres unsinniges Argument geliefert.

Dazu ist es jedoch gar nicht gekommen; "Bismarck" ist Frenssens einziger wirklicher Mißerfolg und ist es bis zu seinem Lebensende geblieben, was die Auflagenziffer bzw. das (Wieder-)Erscheinen überhaupt angeht. Nach diesem Kriterium wäre er mit seinem - vor 1933 - wohl "völkischsten" Buch an der Öffentlichkeit, also auch gerade am deutschen Volk als seinem ausdrücklichen Adressaten, gescheitert. Daß Frenssen gegen diesen Eindruck - wie bereits angedeutet [217] - noch im "Lebensbericht" von 1940 ausdrücklich an seinem "Bismarck" festhält, in ihm sogar seine "eigne, ihm angeborene und vererbte Religion, die natürlichere, schlichtere, herbe Religion", die "noch in allen germanischen Seelen in der Tiefe ihr Wesen" hat, "am deutlichsten in Erscheinung getreten" [218] sieht, macht deutlich, daß die Dinge so einfach nicht liegen.

Die breite öffentliche Ablehnung des Buches erklärt sich aus der besonderen Situation, auf die es bei seinem Erscheinen gestoßen war. Seine Bedeutung als völkisches Epos überhaupt wie auch als vorläufiger Schluß- und Höhepunkt in Frenssens exemplarischer Entwicklung zu einem völkischen Schriftsteller, wird davon nicht betroffen, im Gegenteil. Denn gerade die öffentlich negative Reaktion ist in ihren Argumenten gegen das Epos ein einziger Beleg für dessen völkischen Realismus, der die Deutschen nur eben nicht - wie sein Verfasser gehofft hatte - zu großen Taten beflügelte, sondern ihren Tatendrang eher lähmte. Frenssen selbst formuliert in seiner Verteidigung des "Bismarck" im "Lebensbericht"

die aus der religiösen Begründung völkischen Denkens herrührende Spannung zwischen dem idealistischen Grund bzw. Ziel dieser Weltanschauung und der sehr irdischen Realisierung ihrer Ziele in der praktischen Politik; die realistische Darstellung dieser Spannung kostete das Buch seinen öffentlichen Erfolg.
Auf der einen Seite steht die ein wesentliches Epos-Kriterium erfüllende metaphysische Bestimmung der Hauptfigur:

> "Ein großes Leben, ein großer Staatsmann ist nicht ohne weiteres der Held eines Epos. Friedrich II. und Napoleon sind es nicht. Der Held eines Epos fordert den dunklen, gewaltigen Hintergrund des Ewigen. Bismarck war, im Unterschied von jenen, ein Mensch, dessen Innerstes von einem göttlichen Glauben beherrscht wurde. ... Es sind nicht rein irdische, natürliche Menschen, sondern irgendwie mit dem Ewigen Verbundene, von ihm Abhängige." 219)

Frenssen gibt auch noch genauer an, welcher Art der Bismarcksche Glauben, "durchaus nicht Unterwerfung unter irgendeinen Kirchenglauben", ist:

> "Bismarcks Religion war, um ihr einen vorsichtigen Namen zu geben, seinem Blut und Herkommen nach die niedersächsische. Das war auch die meine ... Ich legte in dem Bismarckepos eine altsächsische Religion nieder, eine Form von ihr, die mir aus der Tiefe meines Volksstammes und also aus der Tiefe der eignen Welt und aus den Kämpfen und Zweifeln der letzten sieben Jahre wiedererstanden war. Nicht allein die Stürme und Gewitter der heimatlichen Landschaft, auch der kommende schreckliche Krieg spielte sein Lied dazu." 220)

Die nähere Bestimmung gibt nicht nur die Gründung des Glaubens in der "Tiefe meines (des) Volksstammes" an, erhebt also die Volkszugehörigkeit zu einer metaphysischen Qualität und erfüllt damit ein Konstituens jeglicher völkischen Ideologie; sie liefert auch noch einmal einen sehr knapp, aber präzise formulierten Beleg für den von uns ausführlich analysierten Zusammenhang von heimatbezogener Naturfrömmigkeit und offensivem National-

bewußtsein, wie er den speziellen Beitrag Frenssens und geistesverwandter "Kosmiker" [221] zur Entwicklung des völkischen Denkens und besonders völkischer Literatur charakterisiert.
Auf der anderen Seite steht die detaillierte und prononciert realistische Darstellung des politischen Handelns, in dem der tief in seinem Volk verankerte Junker seine Glaubensüberzeugung Wirklichkeit werden zu lassen versucht:

> "Und so wollte ich dem deutschen Volk, die in deutschem Wesen und Volk so seltene, politische Natur zeigen. Ich wollte ihm die sachliche, feurig-kalte, politische Persönlichkeit Bismarcks vorführen." 222)

Das Vorhaben ist Frenssen offenbar so überdeutlich gelungen, daß die von ihm als politisch unbedarft und weltfremd charakterisierten Adressaten mit der Ablehnung reagiert haben, die sich schlüssig und deshalb eigentlich sogar absehbar aus ihrer realpolitischen Naivität ergeben mußte. Im Herbst 1914, wenige Wochen nach Kriegsbeginn, zudem bereits am eigenen (Volks-)Leib mit den verheerenden Konsequenzen der imperialen Machtpolitik konfrontiert, die - und da ist Frenssens Epos seinem Inhalt nach tatsächlich realistisch und ehrlich - als harte und mörderische Konsequenz notwendig aus jenem völkischen Idealismus folgt, wenn er in politische Realität umgesetzt wird, fühlten sich die solchermaßen zum ungünstigen Zeitpunkt Belehrten erst recht vor den Kopf gestoßen.

> "Das Werk erregte großes Aufsehn; denn es kam, wie meine andern Bücher, aus unverbrauchter Tiefe des Volks. Aber es erschien im Dezember 1914! Was einem gedankenlosen, satten, übermütigen Volk herbe Wahrheit, Sorge, Mahnung und Drohung hatte sein sollen, traf ein wilderregtes, schwer bedrängtes, notvolles. Was? Bismarck, nun, in diesen Tagen ungeheurer Not und Erregung, der übergroße Volksheld, der tote, heiliggesprochene Ekkehard, der sollte ein irrender, zweifelnder Mensch gewesen sein? Ja, und mehr Hagen als Siegfried?" 223)

Die ablehnende Reaktion wurde sicher noch gefördert - und da ist die epische Erzählung weit weniger realistisch- durch die Versform, die Frenssen als Verstärkung des metaphysischen Gehalts verstanden wissen will:

> "Ich hatte zuerst gedacht, ich wollte den Bismarck in der schlichten Form von 'Peter Moor' schreiben, und war so angefangen. Aber es hatte sich gezeigt, daß die historischen Begebenheiten zwar in diese Form hineingingen, aber die Darstellung übersinnlicher Begebenheiten und Zustände sich in diese Form nicht fassen ließen." 224)

Die Wirkung muß jedoch eine ganz andere gewesen sein und ist es auch für den heutigen Leser. In Bezug auf die skrupellose Machtpolitik, der der Hexameter eben auch - wie den "übersinnlichen Begebenheiten und Zuständen" - "die rechte Ruhe und Breite des Erzählens" verleiht, wirkt die gravitätisch schreitende Verssprache geradezu zynisch; sie stellt die skrupellosen politischen Machenschaften gegenüber ihrem hehren Zweck also eher bloß, als daß sie sie, der ausgesprochenen Absicht des Autors nach, als von ihrem hohen Zweck gleichsam sprachlich geadelt vorstellig machte.
Frenssens "Bismarck" ist in der durchaus realistischen Wiedergabe völkisch begründeter Rücksichtslosigkeit und Gewalt in der Politik wie auch in der pathetisch überhöhenden, zugleich jedoch entlarvenden verssprachlichen Fassung der entsprechenden politischen Ereignisse und Aktionen zwiespältiger - für die heutige Analyse allerdings auch besonders erhellender - Höhepunkt seiner Karriere als völkischer Autor bis zum ersten Weltkrieg.

SUMME UND AUSBLICK: Der völkische Dichter und sein vorläufiges Scheitern

Der Kreis schließt sich auch für die ganze erste Phase in der Entwicklung des völkischen Schriftstellers Gustav Frenssen - und damit unsere Analyse dieses Prozesses.
Ihr Ausgangspunkt waren die noch vorliterarischen Ansätze völkischen Denkens, wie sie sich in den Predigten des Dorfpfarrers gezeigt hatten. Wo immer sich ein biblischer Anknüpfungspunkt dafür ergab, hatte der junge Geistliche, dessen Entschluß zu diesem Beruf schon dem brennenden Wunsch entstammte, "mitzuarbeiten, daß alles geändert würde" [225], ihn dazu genutzt, Gottesdienst als Dienst am eigenen Volk zu propagieren. Die Jesusgestalt, wie sie die geschichtliche Theologie als ganz auf Menschenmaß reduzierte aus den synoptischen Evangelien herauspräpariert hatte, erschien mit seiner Heilsbotschaft als "Retter aus großer Not" [226], die das Volk Israel in seiner Zerrissenheit in verschiedene religiös politische Parteien getroffen hatte. Er wurde zur Leitfigur in der Ahnenreihe Jesus - Luther - Bismarck, weil er angeblich versuchte, in das "verdummte, verwirrte und verängstigte Volk einen anderen Geist", nämlich den seiner Besinnung auf sich selbst, hineinzubringen, allerdings ohne Erfolg, weshalb die Menschheitsaufgabe, eine solchermaßen religiös begründete Volkseinheit herzustellen und auf dieser Basis eine weltweite Menschheitseinigung einzuleiten, noch der historischen Realisation harrte. Luther und Bismarck waren die nächsten Pioniere auf dem Weg zu dieser Utopie; Luther, weil er die Zerrissenheit der Deutschen, des zur Weltmission neuberufenen Volkes, in ihrer religiösen Dimension erkannt und als solche bekämpft hat; Bismarck, weil er den ersten großen Schritt zu ihrer politischen Aufhebung durch die noch gewaltsam von oben vollzogene Grün-

dung des Deutschen Reiches getan hat.

Was dem deutschen Volk zur endgültigen Übernahme und Ausführung des weltweiten göttlichen Auftrags noch fehlte, war die geistig-seelische Verankerung der neuen Einigkeit im Bewußtsein und Gemüt seiner individuellen Träger. Da die Aufhebung dieses nationalen Mangels schon das innigste Anliegen des Pfarrers Frenssen war -

> "Zuletzt, so verlangte meine Natur, daß eine Politik, das heißt eine Idee von Volk und Staat im Tiefsten und Edelsten, in der Herzen Frömmigkeit, gegründet wäre." 227) -

vollzieht er den Übergang vom christlichen zum freireligiös völkischen Volkspädagogen.
Nach ideologisch noch unsicherem Beginn im neuen Metier der Literatur - die "Sandgräfin" steht im Zeichen eines Begriffs von "Volkspoesie", der eher sozial als völkisch orientiert ist - entwickelt Frenssen in den drei folgenden Heimatromanen sein kosmisch religiös bestimmtes Konzept von der Natur- und Heimatverbundenheit der Deutschen als notwendiger Voraussetzung für ein deutsches Hilligenlei. Verkörperungen dieses Prinzips Heimat sind die drei Getreuen, vor allem jedoch der vierte, alle Aspekte dieser Grundhaltung auch in seiner Lebenspraxis idealtypisch vorführende Getreue, Jörn Uhl. Sein überhaupt nicht praktischer, dafür das Pinzip Heimat aber lebenslang theoretisch und schließlich zum religionsgeschichtlich begründeten Programm völkischer Erweckung erweiternder Nachfolger ist der an seinem Pfarrberuf verzweifelnde Kai Jans mit seiner den weiteren Weg weisenden "Handschrift". Die Darstellung des "Lebens Jesu" darin leitet Frenssens endgültigen Übergang vom überkommenen christlichen Glauben an den neutestamentlichen Herrgott zur deutschvölkischen Religiosität aus der Person und dem Wirken Jesu und dessen historisch beschränkter Bedeu-

tung selbst ab und liefert auf diese Weise eine "christliche" Legitimation völkischen Glaubens. Den diesem Glauben innewohnenden weltweiten Machtanspruch - die "Zeit der Unruhe", die wie "ein Fieber der Genesung" durchs deutsche Volk geht, die Verjüngung und Erneuerung, die "schon mit Macht angesetzt" [228] hat, sind der Beleg, daß die ewige Macht das deutsche Volk zur Weltgestaltung bestimmt hat - führt Frenssen in seinen nächsten Erzählungen auf drei für das Deutsche Reich in seiner neuen, starken Gestalt entscheidenden Feldern als die Grundhaltung vor, mit der die jeweiligen Protagonisten an ihrem Platz den deutschen Weltmachtanspruch geltend machen, befestigen und sogar seiner Durchsetzung ein gutes Stück näher bringen.

Peter Moor leistet seinen Beitrag in DSW auf dem Gebiet der kolonialen Ansprüche, nicht nur mit der Waffe, sondern auch mit der Legitimation des dort stattfindenden Völkermords als "um der zukünftigen, brüderlichen Menschheit" willen notwendiges "Töten", bei dem man sich "um hohe Gedanken und edle Taten bemühen" muß [229]. Klaus Hinrich Baas entwickelt sich in der Handelsmetropole Hamburg, dem "Tor zur Welt", zu einem Kaufmann, der schließlich die Interessen einer großen Hamburger Handelsfirma im Fernen Osten vertritt und so zum Repräsentanten des Deutschen Reiches als einer neuen Welthandelsmacht wird. Bismarck schließlich, der mit dem göttlichen Glauben "aus der Tiefe seines Volksstammes" [230], aber ebenso mit seiner "sachlichen, feurig-kalten, politischen Persönlichkeit" [231] die deutsche Einheit erzwungen hat, gibt mit seinem neu zu belebenden politischen Vermächtnis die Perspektive für 1914 an. Die "funkelnde Waffe deutsch-völkischen Selbstbewußtseins", die sein ganzes Leben bestimmt und die deutsche Sache durch sein politisches Handeln so wirkungsvoll vorangebracht hat, soll nun als schlagkräftiges Rüstzeug aller Deutschen

"ihre reinen Strahlen im herrlichen Lichte über die ganze Erde verbreiten" [232]. Nicht nur in einem nationalen Teilbereich wie im Falle Peter Moors und des Großkaufmanns Baas, sondern für das völkisch-nationale Anliegen überhaupt müssen die Deutschen nun beweisen, daß sie tatsächlich die göttlich bestimmte "Kraft und Zukunft der Welt" [233] sind.

Damit ist der völkische Agitator, dem es bei seinen literarischen Veröffentlichungen nie um die Kunst als solche, sondern in erster Linie immer um das Leben des Volkes gegangen ist [234], am Ziel seiner Arbeit: die Entscheidung über die Fähigkeit des deutschen Volkes, seine historische Führungsaufgabe gegenüber der ganzen Welt anzutreten, steht unmittelbar bevor - und damit auch die Entscheidung darüber, ob er, der völkische Volksdichter, seine selbstgewählte Aufgabe hat erfüllen können.

Der in seinen Dimensionen die besorgten, aber auch heroisch opferbereiten Erwartungen an diese historische Entscheidung in jeglicher Hinsicht auf das Furchtbarste übertreffende Weltkrieg entscheidet gegen das deutsche Volk und seinen völkischen Dichter. Frenssens Konsequenz, von Hamburg, wohin er 1908 umgezogen war, nach Dithmarschen, in ländlich-dörfliche Gefilde, zurückzukehren, bestätigt ein letztes Mal unsere Analyse des notwendigen Zusammenhangs von naturreligiösem Heimatbewußtsein und völkisch-nationaler Einstellung. Der gescheiterte Volkserzieher kehrt nämlich nicht nur biographisch, sondern auch literarisch zu seinen Anfängen, der Heimatdichtung, zurück, um wiederum ein gutes Jahrzehnt später erneut den Übergang zur völkisch-nationalen Agitation zu vollziehen, dann aber noch weit radikaler und zugleich erfolgreicher vor dem Hintergrund und auf dem Boden des bereits zur Macht gekommenen Nationalsozialismus. Im "Lebensbericht" gibt Frenssen den nach unserer Analyse keinen weiteren Kommentar benötigenden Ausblick auf die Eröffnung seines

zweiten Heimatzyklus und dessen Funktion für die längerfristige Perspektive seines literarischen Schaffens:

> "Um diese Zeit, als der Krieg zu Ende ging, wurde mir das Wohnen in Blankenese mehr und mehr leid. ... Meine Heimat war, wenn auch am Rand der See gelegen, ein Bauerndorf. Ich fand, daß Fohlen und Kalb, die vorübersprangen, lebensvoller und schöner wären als das schönste Segelboot und der stattlichste Dampfer. Es fehlten mir auch die alten Sippen, die ich von meinen Eltern und Vorfahren her kannte, die mir schon durch die Erscheinung jedes einzelnen ihrer Menschen ganze Reihen von Geschichten erzählten. Endlich hatte ich, als Erbe meiner lieben dunklen Mutter, die 'Angst der Kreatur' etwas mehr als die meisten Menschen. Diese Angst war es besonders, die mich in die Heimat zurücktrieb. Sie war in dieser Zeit besonders groß. Was war geschehn? Warum und wofür lag ein Drittel der männlichen deutschen Jugend in frischen Gräbern? War nicht das deutsche Volk daran, Europa zu führen? War nicht seine Stunde gekommen? Wie durfte es dann unterliegen? Was hatten ewige Mächte mit Deutschland, mit der Menschheit im Sinn? Was würde aus dem deutschen Volk werden? Die Angst war geringer, wenn ich das vor Augen hatte, auf dem die Augen meiner Vorfahren geruht. Es war ja nicht so, daß ich in ein Dorf zurückzog, in dem ich durch einen Zufall der Geburt meine Kinderjahre verlebt hatte; sondern es war die Dorfschaft, in der meine Vorfahren seit manchem Jahrhundert gelebt hatten, die mir daher von alters her in Blut und Sinn lag." 235)

1921 eröffnet der "Pastor von Poggsee" mit seiner Hauptfigur Adam Barfood, einem Kai Jans, der seine völkische Agitation mit seiner Pfarrtätigkeit zu verbinden weiß und auch im praktischen Leben seinen Mann steht, ein völkischer Seelsorger sozusagen, programmatisch Frenssens zweiten Heimatzyklus. Seine und seiner Fortsetzung Analyse nach 1933 muß einer eigenen Arbeit vorbehalten bleiben.

ANMERKUNGEN

EINLEITUNG

1 Uwe-K. Ketelsen: Völkisch-nationale und nationalsozialistische Literatur in Deutschland 1890-1945. Stuttgart 1976 (Sammlung Metzler 142).

2 Mit seiner Formulierung hat Ketelsen einer doppelten Schwierigkeit zu begegnen versucht: zum einen galt es, einen Begriff zu finden, der möglichst viele der sehr zahlreichen, sich weitgehend ähnelnden, aber in der Schwerpunktsetzung doch deutlich unterscheidenden Varianten völkischer Literatur abdeckt; zum anderen mußte eine unkritische Subsumtion des gesamten literarischen Befundes unter die Modevokabel faschistisch vermieden werden.

3 Horst Denkler, Karl Prümm: Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart 1976.

Karlheinz Rossbacher: Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Stuttgart 1975.

4 Ketelsen (Anm. 1).S.1.

5 Zwei typische Beispiele: Klaus Vondung, Der literarische Nationalsozialismus. Ideologische, politische und sozialhistorische Wirkungszusammenhänge. Alexander von Bormann, Das nationalsozialistische Gemeinschaftslied. Beide Aufsätze stehen in dem unter Anm. 3 als erstem aufgeführten Reader.

6 Ketelsen (Anm. 1). Vorbemerkung S. V.

7 Kurt Sontheimer: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. München 1962.

Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Bern 1963.

George L. Mosse: Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus. Königstein/Ts. 1979. (Erste Auflage New York 1964).

David Schoenbaum: Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches. 1968.

8 Gustav Frenssen: Lebensbericht. Berlin 1940. S. 106f.

9 Armin Mohler: Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932. Stuttgart 1950. S. 17f.

10 Ebd. S. 23.

11 Ketelsen (Anm. 1). S. 22.

VORBEMERKUNG ZUM FORSCHUNGSGEGENSTAND TRIVIALLITERATUR

1 Arno Schmidt: Ein unerledigter Fall. In: Deutsche Zeitung Nr. 243 v. 19./20. Oktober 1963. S. 17. In ausführlicherer, dialogisierter Form legte Schmidt sein Plädoyer für eine eingehendere Beschäftigung mit Frenssen als Hörfunk-Feature unter demselben Titel vor in: Arno Schmidt, Die Ritter vom Geist. Karlsruhe 1965. S. 90-165.

2 Lange bevor die Nostalgiewelle der siebziger Jahre die Wiederveröffentlichung von Unterhaltungsromanen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu einem verlegerischen Geschäft machte, hatte Arno Schmidt sich auf die Suche nach vergessenen Schätzen oder doch Problemfällen gemacht, deren Hebung, sei es lediglich durch erneute Lektüre oder aber durch wissenschaftliche Untersuchung, als lohnendes Unternehmen erschien. So hat er z.B. in dem (s. Anm. 1) erwähnten Sammelband "Die Ritter vom Geist" neben Frenssen die Aufmerksamkeit (wieder) auf Schriftsteller wie Barthold Heinrich Brockes, Ludwig Tieck und Karl Gutzkow gelenkt und in ihren Werken zeit- und epochentypische Züge entdeckt, die nicht nur die Erkenntnisse der Literaturgeschichte erweitert, zumindest aber mit Denk- und Forschungsanstößen versehen haben. Dasselbe gilt für Arno Schmidts ersten Sammelband dieser Art "Dya Na Sore". Karlsruhe 1958, in dem er sich u.a. mit Wilhelm Friedrich von Meyern, Adalbert Stifter und Karl Philipp Moritz kritisch-polemisch auseinandersetzt.

3 Schmidt (Anm. 1). Spalte 4.

4 "Wir - als ein Kollektiv - verstehen uns in diesem Abschnitt unserer Geschichte nicht. So wir überhaupt darauf zurückkommen, verlieren wir uns vornehmlich in Ausflüchten und zeigen eine trügerische Naivität; de facto ist unser Verhalten von unbewußt wirksam gewordenen Verleugnungen bestimmt. ... Der Krieg ging verloren. So gewaltig der Berg der Trümmer war, den er hinterließ, es

läßt sich nicht verleugnen, daß wir trotzdem diese Tatsache nicht voll ins Bewußtsein dringen ließen. Mit dem Wiedererstarken unseres politischen Einflusses und unserer Wirtschaftskraft meldet sich jetzt mehr und mehr unbehindert eine Phantasie über das Geschehene. In etwas vergröberter Formulierung ließe sich sagen, daß durch die Verleugnung der Geschehnisse im Dritten Reich deren Folgen nicht anerkannt werden sollen". Alexander und Margarethe Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. München 1967. S. 8 bzw. S. 13f.

5 Herbert A. und Elisabeth Frenzel kommentieren ihre Erwähnung des Frenssen-Romans Jörn Uhl mit den beiden Bemerkungen: "Zwischen (!) Heimatkunst und Unterhaltungskunst. Ungewöhnliche Popularität". (Daten deutscher Dichtung, Bd. II. Köln 1953/1964. S. 139).
Fritz Martini gönnt Frenssen in seiner "Deutschen Literaturgeschichte". Stuttgart 1949/1972. S. 515 sieben Zeilen: im Unterabschnitt "Regionalerzähler" des Kapitels "Vom Naturalismus bis zum Ersten Weltkrieg" stellt er ihn zwischen Timm Kröger, Hermann Löns und Gorch Fock. "Bewußter, wendiger und gefälliger (als Kröger, K.U.) war der schreibfleißige holsteinische Pastor Gustav Frenssen (1863-1945). Er verbindet das heimatlich Volkstümliche mit einem lehrhaften und bildkräftigen Predigtstil und mit den Reizen des spannenden Unterhaltungsromans. Jörn Uhl (1901), die Geschichte eines jungen Bauern im Ringen um den alten Erbhof, worher schon Die drei Getreuen (1898) wurden Riesenerfolge".
Der Beerbungszusammenhang ist evident: die Spurenelemente von Sinn in Martinis Gegenüberstellung von Heimat- und Unterhaltungsroman sind auf der Strecke geblieben!

6 Siehe zu diesem Begriff Anm. 15.

7 Bezeichnenderweise erschienen vor 1960 überhaupt nur drei Arbeiten, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, d.h. über bloße Material- oder Stoffsammlungen hinauskommen.
C. Tounillon: Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts. Wien 1919.
Marianne Thalmann: Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Geheimbundmystik. (Germanische Studien 24) Berlin 1923.
R. Bauer: Der historische Trivialroman in Deutschland im ausgehenden 18. Jahrhundert (Diss.) Plauen i.V. 1930.

8 Herkunft und Funktion des Begriffs erläutert Walter Müller-Seidel in Probleme der literarischen Wertung. Stuttgart 1965. S. 21ff.

9 Der von Wilhelm Emrich stammende Begriff ist zitiert nach Müller-Seidel (Anm. 8). S. 21.

10 Martin Greiner: Die Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur. Studien zum Trivialroman des 18. Jahrhunderts. Reinbek bei Hamburg 1964. (rde 107).

11 Ebd. S. 10. (Hervorhebung vom Autor).

12 Ebd.

13 Eine ausführliche Darstellung dieses Veränderungsprozesses wäre im Sachzusammenhang dieser Arbeit fehl am Platze. Hingewiesen sei aber auf drei Bücher, die wichtige Stationen dieses Prozesses markieren und inzwischen durchaus als Dokumente der neueren Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft gelten können.
Germanistik - eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter v. Polenz. Frankfurt/Main 1967. (eds 204).
Jürgen Kolbe (Hrsg.): Ansichten einer künftigen Germanistik. München 1969.
Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972. In Verbindung mit Hans Fromm und Karl Richter herausgegeben von Walter Müller-Seidel. München 1974. S. 6f.

14 Karlheinz Rossbacher: Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende. Stuttgart 1975.
Peter Zimmermann: Der Bauernroman. Antifeudalismus - Konservativismus - Faschismus. Stuttgart 1975.

15 Hermann Bausinger: Wege zur Erforschung der trivialen Literatur. In: Heinz Otto Burger (Hrsg.): Studien zur Trivialliteratur. Frankfurt/Main 1968/76. S. 5ff.

16 Christa Bürger: Textanalyse als Ideologiekritik. Zur Rezension zeitgenössischer Unterhaltungsliteratur. Frankfurt 1973.

17 Helmut Kreuzer: Trivialliteratur als Forschungsproblem. In: Ders.: Veränderungen des Literaturbegriffs. Göttingen 1975. S. 8. (Hervorhebungen vom Autor).

18 In: Burger (Anm. 15). S. VII.

19 Bausinger (Anm. 15). S. 7.

20 Bürger (Anm. 16). S. 4f. Das Zitat stammt aus: Marion

Beaujean: Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans. Bonn 1969. S. 202.

21 Ebd. S. 6. Der zitierte Text stammt aus Marianne Thalmann: Die Romantik des Trivialen. München 1970. S. 12.

22 Auch Bürger, die diese und ähnliche Arbeiten so kritisiert, muß nur wenige Seiten, nachdem sie die "in solchen Argumentationen durchscheinende antidemokratische Tendenz" (S. 5) kritisiert hat, zugestehen, daß eine - von ihr so genannte - "kritische Literaturwissenschaft" ... "den Mut zu einer Wertung ihrer Gegenstände wird aufbringen müssen" (S. 10f), was nichts anderes heißen kann als eine Kritik der betreffenden literarischen Produkte als minderwertig, bzw. des sie erwartenden Lesebedürfnisses als ideologisch. Eine solche Kritik wäre deshalb noch lange nicht antidemokratisch, denn sie würde dem natürlichen Bewußtsein seine Existenzberechtigung in keiner Weise bestreiten, sondern durch ihre Analyse gerade seine gesellschaftlich begründete Notwendigkeit erweisen.

23 Kreuzer (Anm. 17). S. 17.

24 Ebd. S. 15f.

25 Ein derartig reduziertes Forschungsziel hat Bürger in zutreffender Weise kritisiert: "Kreuzer umgeht auf diese Weise sowohl das Problem der ästhetischen Wertung wie der gesellschaftlichen Einordnung zugunsten einer rein descriptiven, literatursoziologischen Betrachtungsweise. ... Die Überlegungen Kreuzers, dem es darum geht, das literarische Leben einer Epoche zu beschreiben, und der die Funktionen eines literarischen Werks bloß als eine Variable dieses literarischen Lebens begreift, weisen eine deutlich positivistische Tendenz auf". Bürger (Anm. 16). S.8.

26 Greiner (Anm. 10). S. 79.

27 Ebd. S. 81. Auffallen muß die Metaphorik, die Greiner einer Art Selbsttäuschung überführt: das Bild von der Krankheit erhält die traditionelle Abwertung der Unterhaltungsliteratur aufrecht, von der Greiner sich durch die Einsicht in ihr Ganz-Anders-Sein doch gerade lösen wollte.

28 Ebd. S. 124.

29 Wolfgang R. Langenbucher: Im Banne eines Begriffs. In: Kürbiskern 4/66. S. 95.

30 Nirgends allerdings wird genauer angegeben, wo sich die genannten Autoren im angegebenen Sinne äußern. Doch abgesejen von dieser philologischen Nachlässigkeit leuchtet auch die inhaltliche Argumentation nicht ein: gerade der sich im 18. Jahrhundert allmählich durchsetzende Autonomieanspruch der Kunst ist es, der - wenn überhaupt - die Funktion der Unterhaltungsliteratur überdeckt hat, anderer seits halten viele - und wir werden sehen, daß dies auch für Frenssen zutrifft - der sogenannten Unterhaltungsschriftsteller ausdrücklich am Kunstanspruch fest, und auch ihre Werke zeigen, daß sie ihre unterhaltende Wirkung mit durchaus künstlerischen Mitteln zu erreichen suchen - auf welchem Niveau, wird noch zu erörtern sein.

31 Langenbucher (Anm. 21). S. 95.

32 Ebd.

33 Diesen Fehler hat neuerdings auch Hans Dieter Zimmermann bemerkt, wenn er Hermann Bausingers Aussage von 1963 (heutzutage würde man sie als im Prinzip rezeptionsästhetisch bezeichnen)
"Das Publikum wird indirekt durch die Ideologie der Romane definiert, und es bleibt, überspitzt formuliert, nur die Feststellung, daß die ... Romane in großer Zahl Leser finden, die offenbar die geistige Haltung dieser Romane akzeptieren und wünschen".
als "tautologischen Verweis" kritisiert. Allerdings nimmt er seiner Kritik die prinzipielle Schärfe, indem er im gleichen Atemzug solch "leichtfertige Schlüsse" Kritikern der Trivialliteratur nur dann anlasten zu können meint, "wenn sie eine direkte Verbindung vom Inhalt des Romans zum Leser herstellen, ohne die gesamte Kommunikationssituation zu berücksichtigen". Die zurecht als tautologisch charakterisierte "Binsenweisheit" Bausingers wird nicht dadurch weniger tautologisch, daß man ihre zwei Seiten - das Werk und den Autor einerseits, das Publikum andererseits - mit u.a. historischem, soziologischem oder acuh ästhetisch-formgeschichtlichem Material so sehr anreichert, daß der Bezug (des Werks) zum Leser, der von Langenbucher noch relativ eng gefaßt wird, ... zum umfassenden Ansatz wird, der sowohl ästhetische als auch soziologische Aspekte vereint und die Literatur als einen sich jeweils in der Rezeption neu aktualisierenden Text sieht". (H.D. Zimmermann: Schemaliteratur. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1979. Urban-Taschenbücher Bd. 299. S.12f.) Die Crux liegt im rezeptionsästhetischen Ansatz selbst, der die Erklärung seines Gegenstandes, der Literatur, mit dessen Wirkung gleichsetzt.

34 Malte Dahrendorf: Trivialliteratur als Herausforderung
35 für eine literaturdidaktische Konzeption. In: Diskussion Deutsch, Heft 6 Nov. 71. S. 305.

36 Ebd. 310.
Was die Kategorie der Herrschaftsinteressen an dieser Stelle bedeuten soll, bleibt rätselhaft; denkbar wäre allenfalls eine Bestätigung überkommener Kultur- oder Bildungsvorstellungen, die aber nicht unmittelbar mit Herrschaftsinteressen identisch zu setzen sind. Auch an anderen Stellen des Aufsatzes fällt die leichtfertige und - im wörtlichen Sinne - kurzschlüssige Vermengung zunächst einmal geschiedener gesellschaftlicher Sphären auf: das voreilige In-Beziehung-Setzen von Literatur und bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnissen oder Funktionen legt derartige, oberflächlich einleuchtende, im Grunde jedoch falsche Identifikationen nahe.

37 Ebd.

38 Ebd. S. 308.

39 Dahrendorf stellt eine solche Literaturdidaktik in den größeren Zusammenhang einer Neubestimmung der Schule als in die Gesellschaft einführende Institution:"Die Offenheit der gesellschaftlichen Situation ist von grundlegender Bedeutung für 'Mobilität' und Überwindung der Sozialbarrieren, die allgemeine Zugänglichkeit aller Medien und Informationsquellen, die Überständigkeit jeder Art von Abschirm- und Behütungspädagogik, der Abschied von jeder schwammigen Wert-Pädagogik, hinter der sich ideologisch verbrämte Herrschafts-Interessen verbergen. Ebd. S. 3o9.

4O Ebd. S. 310.

41 Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. Studienausgabe Bd. IX. Frankfurt 1974. S. 207ff.

42 Dahrendorf (Anm. 34/35). S. 311.

42a Ebd. S. 308.

43 F. Hodeige: Über einige Formen des Bucherfolges in der Trivialliteratur wie in der Belletristik. In: Ders. (Hrsg.): das werck der bucher. Freiburg 1956. S. 218.

44 Ebd.

45 Bürger (Anm. 16). S. 10.

46 Ebd.

47 "In unseren Entwürfen von 1947 (zu dem Buch 'Dialektik der Aufklärung'. K.U.) war von Massenkultur die Rede. Wir ersetzten den Ausdruck durch 'Kulturindustrie', um von vornherein die Deutung auszuschalten, die den Anwälten der Sache genehm ist: daß es sich um etwas wie spontan aus den Massen selbst aufsteigende Kultur handele, um die gegenwärtige Gestalt von Volkskunst." (Theodor W. Adorno: Résumé über Kulturindustrie. In: Ders.: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt 1967. (eds 201) S.60.

48 Ebd. S. 64f.

49 Ebd. S. 65.

50 Ebd.

51 Ebd. S. 64f.

52 Siehe Anm. 45.

53 Bürger (Anm. 16). S. 10f.

53a Dazu bietet sich der ebenfalls in dem Sammelband "Textanalyse als Ideologiekritik" veröffentlichte Aufsatz "Zum Problem der Wertung. Unterhaltungsliteratur und Ideologiekritik" besonders an, verspricht sein Titel doch ausdrücklich genauere Auskünfte über jene Art von Wertung, die die Autorin gegen die bisher gängige Praxis durchsetzen will.

54 Ebd. S. 15.

55 Ebd. S. 16.

56 Ebd. S. 17.

57 Ebd. S. 20.

58 Ebd. S. 15.

59 S. Anm. 26.

60 S. Anm. 59.

61 Bürger (Anm. 16). S. 16.

62 Ebd. S. 92. Das Adorno-Zitat stammt aus 'Minima Moralia'. Frankfurt 1970. S. 22.

63 Ebd. S. 15.

64 Adorno (Anm. 47). S. 65. Siehe auch bereits Anm. 48.

65 Institut für Sozialforschung. Soziologische Exkurse. Frankfurt 1956. S. 93.

66 Ebd.

67 Adorno: Einleitung in die Musiksoziologie. Reinbek bei Hamburg 1968. S. 211.

68 Langenbucher (S. Anm. 31). Im Prinzip ist das auch die Argumentation Dahrendorfs, bzw. all derjenigen, die wie er meinen, aus der bloßen Existenz bestimmte sozialer Bedürfnisse auf die demokratische Funktion der sie befriedigender oder ihnen doch zumindest entgegenkommenden Literatur schließen zu dürfen und die eine entsprechende Literaturdidaktik zu entwickeln versuchen.

69 Adorno (Anm. 67). S. 211.

70 Adorno (Anm. 68). S. 44.

71 Ebd. S. 208.

72 Ebd. S. 47.

73 Siehe Anm. 26.

I) WELTANSCHAULICHE VORBEREITUNG

1 Richard Hamann und Jost Hermand: Stilkunst um 1900 (Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart, Bd. 4). München 1973, S. 337

1a Ebd. S. 339

1b Siehe Kap. II, 3 und 4.

2 Greiner (Vorbemerkung, Anm. 10). S. 10.

3 Walter Müller-Seidel: Literatur und Ideologie. Zur Situation des deutschen Romans um 1900. In: Deutsche Literatur der Jahrhundertwende. Hrsg.: Viktor Žmegač. Königstein/Ts. 1981. S. 116.

4 Frenssen (Anm. 2). S. 1. Um jeglichen Verdacht eines Lippenbekenntnisses auszuschließen, fügt Frenssen ausdrücklich hinzu: "Um dies also habe ich mich in meinen Veröffentlichungen bemüht. Alle zielen auf dies."

5 Ebd. S. 316f.

6 Ebd. S. 316.

7 Karlheinz Rossbacher: Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende. Stuttgart 1975. S. 99f.

8 Friedrich Kummer hat in seiner "Deutschen Literaturgeschichte, dargestellt nach Generationen" (Reißner, Dresden 1909) die erfolgreichsten Romane der Jahre 1900 bis 1906 aufgeführt. Grundlage der Aufstellung sind sowohl die Verkaufsziffern der betreffenden Bücher als auch ihre Lesefrequenzen, die durch Umfragen in Leihbibliotheken und Lesezirkeln ermittelt wurden. Ab 1902 (Jörn Uhl war gegen Ende des Jahres 1901 erschienen) gehört Frenssen Jahr für Jahr zu den Spitzenautoren dieser Aufstellung. Im Jahre 1904 z.B. war Frenssen in der Liste des "Literarischen Echo" - diese von J. Ettlinger herausgegebene literarische Informationszeitschrift mit auffallend breitem Text- und Autorenspektrum war eine der ersten, die auch den Büchermarkt kontinuierlich verfolgte und in diesem Zusammenhang jene Umfragen durchführte - gleich dreimal auf den ersten zehn Positionen vertreten: mit"Jörn Uhl", der ihm den Durchbruch gebracht hatte, ganz vorn, aber auch mit seinen beiden ersten Romanen, "Die Sandgräfin" und "Die drei Getreuen", die offenbar von dem Erfolg des späteren Buches profitierten, das das Leserinteresse für den Dithmarscher erst so richtig geweckt hatte.

9 Greiner (Vorbemerkung, Anm. 10). S. 10.

10 Robert Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen. In: Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur. Bd. 2. Merseburg 1847 (I). Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts (2 Teile in 1 Band) Bd. 2. Leipzig 1862 (II).

11 Ebd. S. 9.

12 Frenssen (Anm. 2). S. 316.

13 Ebd. S. 84.

14 Ebd. S. 88.

15 Ebd. S. 84.

16 Gustav Frenssen: Die drei Getreuen. Berlin 1898.

17 Es handelt sich um den Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

18 Gustav Frenssen: Dorfpredigten. Göttingen 1899. Vorwort. Die Herausgabe der kleinen Sammlung hatte Erfolg: bereits 1900 ließ der Verlag den 2. und 1902 den 3.Band folgen; alle 3 Bände wurden einige Jahre später zu einer Gesamtausgabe vereinigt - aus deren Auflage von 1921 zitieren wir in dieser Arbeit - die 1927 das 97. Tausend (!) erreicht hatte.

19 Ebd.

20 Frenssen (Anm. 2.). S. 59.

21 Ebd. S. 60.

22 Ebd. S. 62.

23 Ebd. S. 62.

24 Ebd.

25 Ebd. S. 89.

26 Ebd. S. 90.

27 Matthäus 13, 45f.

28 Frenssen (Anm. 18). S. 135.

29 Ebd. S. 138f. (Hervorhebung vom Autor).

30 Beispiele für sehr verschiedene Ausprägungen dieses Postulats liefern die Predigten "Weihnachtsstimmung" (Ebd. S. 11ff), "Stillfreitag" (Ebd. S. 57ff), "Wir freuen uns über Luthers Werk" (Ebd. S. 168ff).

31 "Der Begriff 'Rechtfertigung' hat seinen Ursprung in der Gesetzesreligion. Als Paulus ihn bei seiner Auseinandersetzung mit dem Judentum zur Veranschaulichung der neuen Heilserfahrung des Christenmenschen heranzog, mußte er ihn total umbilden... Der religiöse Idealismus des Judentums, den Paulus mit dem Wort 'Werkgerechtigkeit' bezeichnet, denkt an eine Selbstvollendung des Menschen unter der Anweisung und Wegweisung des göttlichen Gesetzes. Durch eigene fromme und sittliche Leistungen will

der Mensch der Gerechtigkeit Gottes ähnlich werden und so Gottebenbildlichkeit gewinnen. Paulus stellt dieser Werkgerechtigkeit die Gnadengerechtigkeit des Glaubens entgegen." In: Oskar Simmel S.J. und Rudolf Stählin: Christliche Religion. Frankfurt 1964. S. 102.

32 Frenssen (Anm. 2). S. 95. "Das 19. Jahrhundert überwand durch die historisch-kritische Erforschung des Urchristentums und seiner Dokumente ein ungeschichtliches, rein dogmatische oder rein erbauliches Verständnis des Wortes Gottes. Indem man auf die persönliche Eigenart der biblischen Schriftsteller und auf ihre zeitgeschichtliche Situation achten lernte, gewann man auch den Mut, sich zu den Anschauungs- und Lebensformen der Gegenwart zu bekennen, und war mit gutem Gewissen zu einer Synthese zwischen idealistischer Philosophie, humanistischer Bildung, historischer Wissenschaft und dem Offenbarungsglauben bereit." In: Oskar Simmel S.J. und Rudolf Stählin: Christliche Religion. Frankfurt 1964. S. 252. Diese kritische Relativierung urchristlicher Anschauungen und Postulate eröffnete jedoch nicht nur den im Zitat bereits angedeuteten Weg in die "liberale Theologie" (Schleiermacher, von Harnack, Troeltsch) und den sog. Kulturprotestantismus, sondern ermöglichte sehr unterschiedliche Aktualisierungen der in ihrer historischen Beschränkung erkannten allgemeinen Offenbarungswahrheit biblischer Verkündigung.
(Hervorhebungen der in Anmerkung 31 und 32 zitierten Textpassagen vom Autor).

33 Frenssen (Anm.2). S. 90.

34 Ebd. S. 95.

35 Paul de Lagarde: Deutsche Schriften. Göttingen $^{5)}$1920. S. 236ff.

36 Frenssen (Anm. 18). S. 20.

37 Ebd. S. 38f. (Hervorhebungen vom Autor).

38 Ebd. S. 51.

39 Ebd. S. 469.

40 Ebd. S. 124.

41 Ebd. S. 80.

42 Ebd. S. 121ff.

43 Ebd. A. 122. Vgl. zum Stellenwert des Dienens in Frenssens Weltanschauung besonders die Predigt "Von der Herrlichkeit des Dienens" (Ebd. S. 346ff.), die den Text aus dem Markus-Evangelium zur Grundlage hat (Markus 10, 35 - 45), auf den das zitierte "Ich dien" Jesu zurückgeht: "Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele." (Vers 45). In dieser Predigt wird die Entleerung des Dienstbegriffs von jeglichem konkreten Gehalt besonders deutlich, wenn er - wie Frenssen es tut - zu einer quasitheologischen Kategorie versimpelt wird.

44 Ebd. S. 123f.

45 Ebd. S. 123.

46 Ebd.

47 Römer 6, 19-23.

48 Frenssen (Anm. 18). S. 125.(Hervorhebungen vom Autor).

49 Lukas 6, 9-13.

50 Frenssen (Anm. 18). S. 419.

51 Ebd. S. 194f.

52 Ebd. S. 196.

53 Ebd. S. 419.

54 Ebd. S. 480.

55 Ebd. S. 474.

56 Ebd. S. 187.

57 Ebd.

58 Ebd. S. 474.

59 Ganz und gar abwegig erscheint die Begründung für die Notwendigkeit einer kindlich vertrauensvollen Einstellung zum Leben mit der Gefahr drohenden Irrewerdens angesichts des "von Unrecht und Not starrenden" Weltzustands. Die Umkehrung ist genauso "schlüssig"! Erst recht oder zumindest ebenso das "Närrisch"-Werden herausfordernd ist das Postulat, angesichts einer solchen Welt auch noch an einen die Geschicke gütig und gezielt lenkenden Vater

hinter all dem Elend glauben zu sollen. Ob solcherart Gläubige vor Abhärtung gegenüber Not und Elend in der Welt verschont bleiben, ist zweifelhaft; einer zynischen Haltung dagegen können sie sich wohl nur schwer erwehren.

60 Vgl. zur Weltanschauungsproblematik allgemein: Theodor W. Adorno: Philosophische Terminologie. Band 1. Frankfurt 1973. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 123). "Ich nenne Weltanschauung Vorstellungen vom Wesen und vom Zusammenhang der Dinge, der Welt, des Menschen, die sich messen an dem subjektiven Bedürfnis nach Einheit, nach Erklärung, nach letzten Antworten und die um dieser Befriedigung eines subjektiven Erkenntnisbedürfnisses willen vorweg den Anspruch des objektiv Wahren aussetzen. Die Sphäre der Weltanschauung ist, mit anderen Worten, die der zum System erhobenen Meinung, und es ist wohl allgemein für den weltanschaulich Denkenden charakteristisch, daß er dazu neigt, von einer Weltanschauung als 'meine Weltanschauung' zu sprechen." S. 118.

61 Frenssen (Anm. 18). S. 474.

62 Ebd. S. 473

63 entfällt

64 entfällt

65 entfällt

66 Frenssen (Anm. 18). S. 477.

67 Ebd. S. 126 (Hervorhebung vom Autor).

68 Ebd. S. 477.

69 Frenssen (Anm. 2). S. 95.

70 Ebd.

71 Ebd. S. 96.

72 Frenssen (Anm. 18). S. 4.

73 Ebd. S. 515.

74 Ebd. S. 516.

75 Ebd. S. 516f.

76 Ebd. S. 516.

77 Siehe Zitat Anm. 70.

78 Frenssen (Anm. 18). S. 308.

79 Ebd. S. 518.

80 Ebd. S. 7.

81 Ebd. S. 172.

82 Ebd. S. 168ff. Es handelt sich um eine Predigt zum Reformationsfest mit dem Titel "Wir freuen uns über Luthers Werk", der zwar zwei allgemein gehaltene Psalm-Bitten (Psalm 119, 133/34) zugrunde gelegt sind, deren erster Satz jedoch schon unmißverständlich anzeigt, in welchem Sinne der Prediger das Bibelwort verstanden wissen will: "Es ist eine einfache Wahrheit, versammelte Christen, daß in unsern Kindern die Zukunft des Landes und der Geschlechter besteht."

83 Ebd. S. 172.

84 Ebd. S. 173.

85 Ebd.

86 Ebd. Wir versagen uns die durchaus lohnende, detaillierte Textanalyse in diesem Zusammenhang auf Frenssens Predigten primär als einen das Spätere religiös-theologisch vorbereitenden und sogar begründenden Fundus von Themen, Anschauungen und Motiven ankommt, die in Frenssens literarischen Arbeiten als selbstverständlich unterstellte Voraussetzungen seines oder seiner Protagonisten Denken wieder auftauchen. Eine solche Analyse würde nämlich zeigen, daß die auffällig ungereimte Bildwelt (das starke und die Stärke wachrufende Wort - der Sang der Nachtigall) - hier wie auch in anderen Predigten Frenssens - der sprachliche Reflex seines Bestrebens sind, möglichst viele und auch gegensätzliche Elemente deutscher Geistes- und Kulturtradition in eine einheitlich deutsche Weltanschauung zu integrieren.

87 Ebd. S. 169.

88 Ebd. S. 173.

89 Ausführlicheres zu Frenssens Auseinandersetzung mit Gestalt und Mythos Bismarcks in der Behandlung seines in der Vorahnung des Ersten Weltkriegs geschriebenen Versepos über den ehemaligen Reichskanzler (siehe Abschnitt III, 4).

90 Frenssen (Anm. 18). S. 3.

91 Ebd. S. 515.

92 Ebd. S. 2f.

93 Frenssen (Anm. 2) S. 60.

II) HEIMATKUNST I

1 Gustav Frenssen: Lebensbericht. Berlin 1940. S. 110.

2 Ebd. S. 107.

3 Ebd. S. 98.

4 Ebd. S. 37.

5 Ebd. S. 51.

6 Ebd. S. 52. Auf die stark ausgeprägten Parallelen zu diesen Jugenderinnerungen in "Otto Babendiek" gehen wir bei der Behandlung dieses Romans näher ein. (Siehe Abschnitt IV, 4).

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Ebd. S. 52.

10 Ebd. S. 52f. Als Belege dafür, daß die Altklugheit des Primaners keine grundsätzlich falschen Urteile über klassisches Bildungsgut gefällt hatte, zwei Textstellen aus dem unmittelbaren Umkreis des Zitats 5: "Es wäre auch schlimm für mich geworden, wenn sie (Fremdsprachen allgemein, K.U.) mich interessiert hätten: denn sie hätten meiner Seele, meinen deutschen Empfindungen wie meinem Stil Abbruch getan." (S. 39). "Daneben wurden, eben-

falls ohne irgendwelche Kritik oder zeitgeschichtliche Erklärung, der Schicksalsglaube wie die heldischen Rohheiten der römischen und griechischen Literatur immer wieder gelesen und gelehrt." (S. 38) Solches kritisiert der Verfasser des "Glaubens der Nordmark" und des "Wegs unseres Volkes", zweier Bücher also, die Schicksalsbestimmung und heldische Härte als Grundelemente artgerechten Denkens und Handelns in deutsche Köpfe pressen wollen!

11 Bartels ordnet Frenssen in seinen diversen, nahezu wahnhaft dem Kriterium rassischer Zugehörigkeit unterworfenen Literaturgeschichten - "weite Abschnitte seiner Bücher lesen sich wie Rassenkarteien des späteren Reichssicherheitshauptamtes" (Rossbacher, Einleitung Anm. 3, S. 128) - nicht der Heimatkunst, sondern nur der "von ihr beeinflußten Unterhaltungsliteratur" zu, verschärft diese Abwertung aber noch beträchtlich, wenn er von dessen "ungewöhnlich großer Anempfindungskunst" spricht, oder ihn sogar menschlich abqualifiziert: "er hat weder von Haus aus wirkliche Gestaltungskraft, noch bedeutet er als Persönlichkeit viel" (Adolf Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig 1896/[11/12] 1910. S. 546.

12 Adolf Bartels: Geschichte der deutschen Literatur. Braunschweig, Berlin und Hamburg [11/12] 1933. S. 612.

13 Frenssen (Anm. 1) S. 111. (Hervorhebung K.U.).

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd. S. 106. In dem hier zitierten Zusammenhang nennt Frenssen lediglich Storm, Keller, Raabe und Goethe.

17 Ebd. S. 107.

18 Ebd. S. 108.

19 Michael Georg Conrad: Die klerikale Schilderhebung. Breslau 1878. Zitiert nach "Theorie des Naturalismus". Hrsg. Theo Meyer. Stuttgart 1973.(RUB Nr. 9475-78. S. 55.

20 Siehe Anm. 14.

21 Frenssen (Anm. 1) S. 111.

22 Gustav Frenssen: Die Sandgräfin. Berlin 1902 (Fünfzehntes Tausend) S. 123. (Auslassungen im Text; sie sollen offenbar eine sinnend ungewisse Haltung demonstrieren,

einer offenbar rhetorischen Frage die Naivität des doch bloß hoffenden Ahnens verleihen.)

23 Ebd. S. 346. Frau Möller ist Besitzerin des Mönchshofs, des "ansehnlichsten Gasthauses der kleinen Stadt". Ihren Sohn Christian hat sie das Abitur machen lassen, ehe sie ihn zum Erlernen der Landwirtschaft auf das Gut der Knees schickt; sie hat auch über die Jahre hinweg als einzige Verbindung mit Haus Thorbeeken gehalten und ihn schließlich im richtigen Augenblick aus den Vereinigten Staaten zurückgerufen, um den Knees - gegen seinen eigenen Vater - ihren Besitz zu retten und der Sandgräfin (siehe Anm. 5) sein Herz, "langsam aber stetig, immer näher" zu bringen.

24 So hat sie Baron Hinze in seinem gefährlichen Einfluß auf Frauke sofort durchschaut und den Umgang des Mädchens mit ihm wesentlich eingeschränkt: "Er ist ein fremder Mann und weiter nichts. Du hast ihn als Mann zu behandeln und nicht als Freund, und du entehrst dich, Frauke von Knee! Ebd. S. 77.

25 Graf Hans ist der Vorfahr, der 1813, ehe er auf die preußische Seite floh, seinen ganzen Besitz dem damaligen Verwalter Thorbeeken überschrieben hat und in der Familiengeschichte der Knees als der letzte einer großen Kneeschen Tradition gilt.

26 Frenssen (Anm. 22) S. 82f.

27 Ebd. S. 83.

28 Ebd. S. 84.

29 Ebd. S. 123.

30 Ebd. S. 189f.

31 Ebd. S. 187f.

32 Ebd. S. 192.

33 Auffällig sind gerade in Frenssens erstem Roman die zahlreichen Anklänge an dekorativ-arabeske Motive des Jugendstils - eine Folge des ausdrücklichen Bemühens, der Phantasie des Lesers eine über das Alltägliche hinausführende, prezios zurechtgemachte Kunst- und Traumwelt anzubieten: "... und lustwandelte in der Weise der Marlitt und Heimburg ein wenig in Gartenlauben und romantisch verfallenen Türmen." Frenssen (Anm. 1) S. 108.

34 Frenssen (Anm. 22) S. 186/92.

35 Siehe Anm. 22. Auch Stiller, der "Held" in Max Frischs gleichnamigem Roman hält es mit einem für seine Existenz verantwortlichen Engel: seine für ihn selbst so folgenschweren Tagebuchaufzeichnungen schließt er mit einem eigenartig gebethaften, scheinbar auf ein höheres Wesen verweisenden Stoßseufzer ab:"Mein Engel halte mich wach." (Max Frisch: Stiller. Frankfurt 1975. suhrkamp taschenbuch 105). Für ihn jedoch ist er die metaphorisch gefaßte Summe des Selbsterkenntnisprozesses, zu dem ihn sein eigenes Tagebuch gezwungen hat und den er nun endlich als notwendig und zukunftsweisend akzeptiert. Keine anonyme Macht wird hier plötzlich von außen in den Roman eingeführt, um gleichsam als deus ex machina den Konflikt der Hauptfigur zu lösen; vielmehr wird das immanente Ergebnis des Romans, die illusionslose Annahme seiner eigenen Existenz durch Stiller im Gleichnis vom Engel auf die Stufe einer neuen, gleichsam höheren Erkenntnis gehoben, wodurch der Doppelcharakter dieser neugewonnenen Position noch einmal einprägsame Gestalt gewinnt: sowohl der Umstand, daß er über sein bisheriges Dasein hinausgewachsen ist, als auch die bleibende Gefährdung dieser Selbstannahme. Der Engel ist nicht der Mechanismus, der auf geheimnisvolle Weise Konfliktlösungen gegen alle erdenklichen Widerstände durchsetzt, sondern er ist das adäquate Bild für eine vom Helden im Romanverlauf mühsam aber glaubwürdig erkämpfte Lösung und deren fortwährende Bedrohung als bloßer Erkenntnisinhalt: seine immer neue Umsetzung in Lebenspraxis erst macht die Lösung real.

36 Ebd.. S. 228.

37 Hans Thorbeeken erzählt von der Quarantäne erst, nachdem er schon bei der Versteigerung als rettender Bürge mit englischen Wertpapieren aufgetreten ist.

38 Frenssen (Anm. 22) S. 279.

39 Ebd. S. 286.

40 Ebd. S. 223f.

41 An anderer Stelle wird Gertruds widersprüchliches Empfinden noch direkter ausgesprochen: "Der da vor ihr stand, war trotz allem (!), war er sagte, Thorbeekens Sohn." Ebd. S. 223.

42 Ein schwerer Januarsturm reißt den Turm des alten Kneeschen Stammsitzes in die Tiefe und bringt dabei jenes

Schreiben zutage, in dem der historische Graf Hans den wahren Sachverhalt - die Überschreibung des Kneeschen Besitzes auf den Verwalter Thorbeeken, aber bloß zum Schein, um ihn der staatlichen Konfiszierung zu entziehen - niedergelegt und für die Nachwelt erhalten hat.

43 Frenssen (Anm. 22) S. 316.

44 Ebd. S. 317.

45 Ebd. S. 374.

46 Ebd. S. 375.

47 Ebd. S. 375f.

48 Ebd. S. 397.

49 Ebd. S. 415.

50 Mit Notwendigkeit ist hier kein blinder, eindimensionaler Determinismus gemeint, sondern die konsequente Entwicklung von - durchaus verschiedenen! - Handlungsmöglichkeiten aus dem gerade Dargestellten.

51 Frenssen (Anm. 22).

52 Ebd. S. 54.

53 Ebd. S. 173.

54 Ebd. S. 189.

55 Ebd. S. 307.

56 Ebd. S. 21.

57 Ebd. S. 29.

58 Ebd. S. 77.

59 Ebd. S. 106.

60 Ebd. S. 75.

61 Ebd. S. 334.

62 Ebd. S. 48.

63 Ebd. S. 339.

64 Ebd. S. 246. Auf einer einzigen Seite z.B. (Ebd. S. 154) finden sich Belege sowohl für Frenssens sentimental verklärende Zeichnung seiner positiven Charaktere, als auch für seine ebenso klischierende, darüberhinaus aber auch ganz unepische Benennung von Gefühlsregungen: "Jetzt sah sie mit ihren leuchtenden, reinen Augen zu Christian auf." "In den Augen Christians stieg es (!) heiß und feucht auf." "Trude legte in köstlicher Zutraulichkeit ihren Arm in den Christians..."

65 Ebd. S. 174.

66 Ebd. S. 330.

67 Psalm 139,9.

68 Frenssen (Anm. 22). S. 329.

69 Ebd. S. 212.

70 Ebd. S. 199.

71 Siehe Anm. 13.

72 Frenssen (Anm. 1). S. 106.

73 Ebd.

74 Ebd. S. 111.

75 Frenssen (Anm. 22). S. 112.

76 Ebd. S. 123. (Siehe auch schon Anm. 22).

77 Ebd. S. 316.

78 Ebd. S. 415.

79 Ebd. S. 187.

80 Ebd. S. 190. Eine sogar alle Kneeschen Ahnen unmittelbar ins Spiel bringende Passage: "Aber auch die alten Geister, die im Gemäuer des witten Knee und in den dunklen Tannen hausten, schienen sich aufzuregen ob all der Dinge, die bevorstanden." (Ebd. S. 193).

81 Frenssen (Anm. 1). S. 108.

82 Ebd. S. 199.

83 Gustav Frenssen: Die drei Getreuen. Berlin 1898. (Zi-

tiert wird nach dem 109. Tausend von 1913).

84 Ebd. S. 110f. "Die Mutter von Lena Strandiger hatte das Schicksal gehabt, das diejenigen Frauen zu haben pflegen, welche ihre Männer an Geist und Willensstärke überragen: Sie hatte in ihrer Heimat im Munde der Leute ihren Jungfernnamen behalten. Man nannte sie früher, als sie die junge Frau des Leutnants Strandiger war: Lena Hobooken, und jetzt, da ihr Haar fast weiß war, die alte Hobooken. Das Volk macht nicht viel Umstände."

85 Ebd. S. 376f. Das Sterben, das Andrees sah, machte ihn stark... Da sagte er sich: 'Ich will es wagen. Er mag geben, was Er will; ich will Ihm vertrauen und nicht müde werden'."

86 Ebd. S. 489.

87 Ebd. S. 206.

88 Ebd.

89 Frenssen (Anm. 22). S. 198.

90 Frenssen (Anm. 83). S. 94.

91 Ebd. S. 125.

92 Ebd. S. 139.

93 Ebd. S. 140.

94 Ebd. S. 175. Hier klingt wieder Frenssens Bekenntnis zum "Erhöhen und Reinigen" an. Für "Die drei Getreuen" lautet die entsprechende Version im "Lebensbericht": "Erst bei dieser Arbeit wurde mir bewußt, daß ich ein Künstler wäre, daß ich die seltene und seltsame Gabe hätte, dem wirren Gestampf der Töne in der Schöpfung eine Melodie zu geben, ungeformten Schicksalsmassen Form zu schaffen." (Frenssen (Anm. 1). S. 114).

95 Ebd. S. 176. Die Metapher vom fehlenden Saft (meist kombiniert mit der entsprechend fehlenden Kraft) ist nicht nur eine umgangssprachliche Wendung; bei Autoren, deren Sympathie dem Natürlichen, Vitalen gehört, ist sie fester Bestandteil ihres Sprachreservoirs. "Er fühlt an der Luft und an dem großen Schweigen, daß er allein ist, aber er fühlt auch die frische Erde an seinen bloßen Füßen. Und daß ihre Kühle in ihnen emporsteigt, wie in einem Baum. Er steht ganz still, als ob er wachsen wol-

le, und er spürt, daß es immer weiter steigt, immer höher, ein starker und demütiger (!) Saft, der zu seinem Herzen will." Ernst Wiechert: Die Magd des Jürgen Doskocil. München 1957. S. 177.

96 Ebd. S. 177.

97 Ebd.

98 Ebd. S. 346.

99 Ebd. S. 413.

100 Ebd. S. 472.

101 Ebd. S. 3.

102 Ebd. S. 48.

103 Ebd.

104 Ebd. S. 71f.

105 Ebd. S. 71.

106 Ebd. S. 471.

107 Ebd.

108 Ebd. S. 470.

109 Ebd. S. 478.

110 Frenssen (Anm. 1). S. 114.

111 Frenssen (Anm. 83). S. 111f.

112 Maria willigt ein, Franz' Frau zu werden, wenn dafür der Eschenwinkel unangetastet bleibt.

113 Ebd. S. 229.

114 Ebd. S. 229.

115 Ebd. S. 241f.

116 Ebd. S. 242.

117 Ebd. S. 243.

118 Ebd. S. 255.

119 Ebd. S. 252.

120 Ebd. S. 255.

121 Ebd. S. 255f.

122 Ebd. S. 253f.

123 Ebd. S. 336f.

124 Ebd. S. 331.

125 Ebd. S. 478.

126 Ebd. S. 325.

127 Ebd. S. 326.

128 Ebd. S. 114.

129 Ebd. S. 255.

130 Ebd. S. 334.

131 Frenssen (Anm. 1). S. 114.

132 Frenssen (Anm. 83). S. 140.

133 Ebd. S. 3f.

134 Ebd. S. 35f.

135 Ebd. S. 71.

136 Ebd.

137 Ebd. S. 65.

138 Ebd. S. 72.

139 Ebd. S. 229.

140 Frenssen (Anm. 1). S. 100.

141 Frenssen (Anm. 83). S. 75.

142 Ebd. S. 101.

143 Ebd. S. 148.

144 Ebd. S. 125.

145 Ebd. S. 138.

146 Ebd. S. 140.

147 Ebd. S. 54. Kurz vor seinem Aufbruch zum Studium in Berlin - um den Abschied von der Heide und dem Meer geht es in dieser Situation - setzt Andrees die einsame Insel noch in Gegensatz zur verlockenden Weite und Vielfalt der ganzen Welt:"Was geht mich die öde Insel an? Hier ist es schön, und vor mir liegt die ganze Welt." (Ebd.) Ein Schritt zum wirklich Getreuen wird seine Bereitschaft sein, sie als seine Welt anzunehmen und auf ihr "treu" zu arbeiten!

148 Ebd. S. 459f.

149 Ebd. S. 459. Das Maifeld ist das Neuland am Rande der Insel, das durch ablagernden Schlick entsteht.

150 Ebd. S. 478.

151 Ebd. S. 470.

152 Ebd. S. 479. Gemeint sein muß eine Versammlung des National-Sozialen Vereins, zu dessen Programm eine Sozialpolitik der nationalen Integration gehörte.

153 Ebd.

154 Ebd. S. 471.

155 Ebd. S. 472.

156 Ebd. S. 471.

157 Ebd. S. 476.

158 Ebd. S. 476f.

159 Ebd. S. 125.

160 Ebd. S. 479.

161 Frenssen (Anm. 1). S. 114.

162 Frenssen (Anm. 1). S. 120.

163 Siehe dazu: Vorbemerkung zum Forschungsgegenstand Trivialliteratur, Anm. 5.

164 Siehe dazu: Ketelsen (Einleitung Anm. 1). S. 7ff.

165 Richard Hamann und Jost Hermand: Stilkunst um 1900. München 1973. S. 337.

166 Frenssen (Anm. 83). S. 4.

167 Ebd.

168 Gustav Frenssen: Jörn Uhl. Berlin 1901. (Zitiert wird nach dem 67. Tausend von 1902).

169 Ebd. S. 269.

170 Siehe dazu: II) 2)a.

171 Frenssen (Anm. 168). S. 446.

172 Ebd.

173 Ebd. S. 513.

174 Ebd.

175 Ebd. S. 515.

176 Ebd. S. 522.

177 Ebd.

178 Ebd. S. 525.

179 Ebd. S. 38. Der Donn ist der geographische Bereich an der Nordseeküste, in dem das Marschland und die Geest zusammenstoßen.

180 Ebd. S. 133.

181 "Sie (Lisbeth) ging mit den anderen Kindern in die Schule; sie hielt sich aber etwas gesondert und sprach hochdeutsch. Es war Fiete Krey nicht recht, daß sie mitging. 'Sie ist zu sipp', sagte er. 'Wenn ich 'mal ein grobes Wort sage, dann piept sie gleich: 'O, Fiete, was sagst du da?' Sie ist immer bange, daß ihre Hände schmutzig werden oder ihr Haar sich vertesselt.'" Ebd. S. 60.

182 Ebd. S. 221.

183 Ebd. S. 373.

184 Ebd. S. 394f.

185 Ebd. S. 522.

186 Zur Statistik der Heimatkunst ist das in unserem Zusammenhang wichtige Material bei Rossbacher (Einleitung Anm. 14). S. 98ff. zusammengetragen.

187 Thomas Mann in einem Brief an K. Martens vom 16. 10. 1902. In: Thomas Mann. Briefe 1889-1936. Hrsg. von Erika Mann. Frankfurt 1962.

188 Rainer Maria Rilke: Gustav Frenssen, Jörn Uhl. In: Rilke: Sämtliche Werke. Frankfurt 1965. V. Band. S. 592/97.

189 Ebd.

190 Ebd.

191 O. Frommel: Gustav Frenssen. In: Deutsche Rundschau, Heft 7, April 1903. S. 118-137.

192 Ebd.

193 Ebd. S. 130f.

194 Ebd.

195 Frenssen (Anm. 168). S. 413f.

196 Frommel (Anm. 191). S. 126.

197 Ebd. S. 129.

198 Frenssen (Anm. 168). S. 110.

199 Ebd. S. 513.

200 Ebd. S. 479.

201 Ebd. S. 415.

202 Ebd. S. 16.

203 Ebd. S. 48.

204 Ebd. S. 127.

205 Ebd. S. 129.

206 Ebd. S. 191.

207 Ebd. S. 394.

208 Ebd. S. 394. Einer der Kernsätze in Frenssens "Dorfpredigten" lautet fast identisch:"Man muß Zutrauen haben, das ist alles! Man muß alles Gute und allen Mut in der Seele zusammenraffen und sagen: ich will's glauben!" (Weltanschauliche Vorbemerkung, Anm. 54).

209 Ebd. S. 396.

210 Ebd. S. 501f.

211 Ebd. S. 502f.

212 Frenssen (Anm. 1). S. 239.

213 Frenssen (Anm. 168). S. 1.

214 Ebd. S. 2.

215 Ebd. S. 501f.

216 Ebd. S. 415. Vgl. Frenssen (Anm. 83). S. 325f.

217 Ebd. S. 469.

218 Ebd. S. 469f.

219 Ebd. S. 470.

220 Ebd. S. 470f.

221 Ebd. S. 479.

222 Ebd. S. 126.

223 Ebd. S. 479.

224 Ebd. S. 479.

225 Ebd. S. 176.

226 Ebd.

227 Ebd. S. 477.

228 Ebd. S. 445.

229 Ebd. S. 447.

230 Ebd. S. 447.

231 Ebd. S. 499.

232 Ebd. S. 505.

233 Ebd. S. 110.

234 Ebd. S. 374.

235 Ebd. S. 374f.

236 Ebd. S. 375.

237 Ebd. S. 375.

238 Ebd. S. 377.

239 Ebd. S. 377.

240 Ebd. S. 470.

241 Ebd. S. 479.

242 Ebd. S. 11.

243 Heim Heiderieter faßt die wissensmäßige Grundlage von Jörns zweiter Berufslaufbahn selbst als Naturwissenschaften zusammen. Ebd. S. 523.

244 Ebd. S. 479.

245 Ebd. S. 479.

246 Ebd. S. 499.

247 Ebd. S. 505.

248 Ebd. S. 394.

249 Ebd. S. 479.

250 Ebd. S. 523.

251 Ebd. S. 396.

252 Ebd. S. 397.

253 Ebd. S. 393.

254 Ebd. S. 505.

255 Karl Marx: Das Kapital. Bd. III (MEW, Bd. 25). Berlin

1971. S. 825.

256 Frenssen (Anm. 168). S. 375f.

257 Die Metapher vom Gehimnis hinter den Dingen ist allerdings in jedem Falle irreführend; sie legt räumliche Vorstellungen nahe, wo es sich um Abstraktionsvorgänge handelt; jene "Geheimnisse" sind gerade nicht in der Unmittelbarkeit zu haben wie die Dinge selbst, wenn man nur "hinter" diese guckt, sondern sie sind Resultate wissenschaftlichen Vorgehens, d.h. eines Denkprozesses, der - was alles andere als eine Sünde (Jörn Uhl. S. 505) ist - auf Erkenntnis, auf Ergründen der objektiven Zusammenhänge zielt.

258 Eine der wenigen Ausnahmen ist eine Stelle, die sich auf Jörns ältere Brüder bezieht: "Aber da kam wieder der Gedanke der Zukunft; und sie wurden wieder grüblerisch." (Ebd. S. 300).

259 Ebd. S. 374f.

260 Ebd. S. 307.

261 Ebd. S. 2.

262 Ebd. S. 151.

263 Ebd. S. 335.

264 Theodor W. Adorno: Minima Moralia. Frankfurt 1951. S. 7: "Die traurige Wissenschaft, aus der ich meinem Freunde (Max Horkheimer, K.U.) einiges darbiete, bezieht sich auf einen Bereich, der für undenkliche Zeiten als der eigentliche der Philosophie galt, seit deren Verwandlung in Methode aber der intellektuellen Nichtachtung, der sententiösen Willkür und am Ende der Vergessenheit verfiel: die Lehre vom richtigen Leben."

265 Ebd. S. 151.

266 Ebd. S. 505.

267 Ebd. S. 318.

268 Ebd. S. 107f.

269 Ebd. S. 304.

270 Ebd. S. 319.

271 Der Ausdruck "Vater im Himmel" ist im Romantext selbst in Anführungsstriche gesetzt; die Fremdheit dieser angelernten Vorstellung für den bisher ganz auf seine eigene Kraft Vertrauenden soll betont werden.

272 Ebd.

273 Ebd. S. 310.

274 Ebd. S. 394.

275 Rossbacher (s. Einleitung, Anm. 3) S. 220. Daß Rossbacher diesen Abschnitt seines Buches nicht einfach - wie zu erwarten wäre - "Erzähltechnik des Heimatromans" nennt, sondern die beiden Titelbegriffe auffällig distanziert einander gegenüberstellt, ist sicher kein Zufall. Vielmehr gibt diese Formulierung den ersten Hinweis auf ein zentrales Formproblem fast aller Romane dieses Genres. Ihre Autoren haben durchweg ihre Schwierigkeiten mit der Erzähltechnik, wie sie sich gerade im Roman des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts als moderne, etwa in Bezug auf den Erzählstandpunkt, die Zeitverhältnisse oder das Sprachbewußtsein innerhalb des Erzählzusammenhangs herauszubilden beginnt.

276 Frenssen (Anm. 168) S. 394.

277 Ebd. S. 503.

278 Ebd. S. 510.

279 Ebd. S. 503.

280 Ebd. S. 255.

281 Ebd. S. 266.

282 Ebd. S. 499f.

283 Hamann und Hermand (s. Kap. I, Anm. 1) S. 338.

284 Frenssen (Anm. 168) S. 38.

285 Ebd. S. 38f.

286 Ebd. S. 40.

287 Ebd. S. 42.

288 Ebd. S. 39.

289 Ebd. S. 40.

290 Ebd. S. 42f.

291 Ebd. S. 43.

292 Ebd. S. 44.

293 Frenssen (Anm. 1) S. 99.

294 Frenssen (Anm. 168) S. 42. Schon als der Erzähler bei ihrer allgemeinen Verteidigung auf Beweise für die Wendenherkunft der Kreien zu sprechen kommt, rückt er deren sogar räumlich siedlungsmäßige Nähe zu den Uhlen ins Licht, indem er den auch ethymologisch bewanderten Pastor Lobedanz mit dem Hinweis zitiert, "daß am westlichen Ende des Dorfes (St. Mariendonn, K.U.) nach der Wodansheide zu, unterhalb Ringelshörn, drei Häuser abgesondert liegen, nämlich die Schule, der Stammhof (!) der Uhlen und die Kate (!) von Simon Krey, welche zusammen den besonderen Namen Wentorf führen, welches man leicht auf Wendendorf zurückführen kann".

295 Ebd. S. 46.

296 Ebd. S. 127.

297 Ebd. S. 132f.

298 Ebd. S. 4f.

299 Ebd. S. 16.

300 Ebd. S. 104.

301 Ebd. S. 101.

302 Ebd. S. 101f.

303 Ebd. S. 102.

304 Ebd. S. 126.

305 Rossbacher (s. Einleitung, Anm. 3) S. 220.

306 Frenssen (Anm. 168) S. 116.

307 Ebd. S. 244.

308 Ebd. S. 245.

309 Die "Übernahme" des lateinischen Brockens von Thieß Thiessen durch Fiete geschieht bei den früheren Besuchen der Kinder auf dem Heeshof in gutmütig ironischer Absicht: sie zielt auf das gelegentliche Protzen des Heesebauern mit derartigen Bruchstücken seiner erträumten, in der Realität aber leichtfertig versäumten Bildung.

310 Ebd. S. 273.

311 Ebd. S. 287.

312 Ebd. S. 267.

313 Ebd. S. 488.

314 Ebd. S. 488.

315 Ebd. S. 513.

316 Ebd. S. 521.

317 Lagarde (s. Kap. I, Anm. 35) S. 26.

318 Daß wir diesen Satz von dem psychologischen Begriff des Gemüts als Subjekt regieren und seine bestimmende Funktion sogar an menschlichen Subjekten sich bewähren lassen, ist kein Formulierungslapsus, sondern trägt der religiös-idealistischen Manier Rechnung, mit der Frenssen wie alle literarischen Verfechter der völkischen Erneuerungsbewegung seiner Weltanschauung zu poetischem Leben verhilft, um ihr die Aura des Höheren, des objektiv Gültigen zu verleihen, als seien ihre ideologischen Versatzstücke Emanationen des Weltgeistes, dem die menschlichen Individuen nur als Mittel seiner Selbstverwirklichung dienen:

> "Eine geheimnisvolle Kraft ist immerzu thätig, und und stößt und schiebt, und will Ordnung schaffen, wie die Hand des Schäfers und seine Hundes. Und wohl dem Menschen, der des Hirten leisen Ruf durch den Sturm hin hört, und dem Herrgott hilft bei seiner mühseligen Arbeit." Frenssen (Anm. 168) S. 502f.

319 Frenssen (Anm. 168) S. 503.

320 Siehe Kap. 3) h, S. 185.

321 Frenssen (Anm. 168) S. 42.

322 Ebd. S. 59.

323 Ebd. S. 70.

324 Siehe Anm. 318.

325 Rossbacher (s. Einleitung, Anm. 3) S. 158.

326 Frenssen (Anm. 168) S. 525. Hervorhebung beim Autor.

327 Ebd. S. 151.

328 Ebd. S. 11.

329 Ebd. S. 87.

330 Ebd. S. 117.

331 Ebd. S. 119.

332 Ebd. S. 116f.

333 Ebd. S. 121f.

334 Siehe dazu Ausführliches im Kap. II, 4 über den Roman "Hilligenlei".

335 Frenssen (Anm. 1), S. 10f.

336 Otto Gmelin: Landschaft und Seele. In: Die Tat, 17. Jg. Heft 1 (April 1925), S. 32.

337 Friedrich Ratzel: Die deutsche Landschaft. In: Deutsche Rundschau, Bd. 88 (Juli-Sept. 1896), S. 347.

338 Frenssen (Anm. 168) S. 289.

339 Ebd. S. 133f.

340 Ebd. S. 135.

341 Ebd. S. 139.

342 Ebd. S. 134.

343 Ebd. S. 283.

344 Thieß ist verzweifelt auf der Suche nach Jörns Schwester Elsbe, die ihm zu besonderer Obhut anvertraut war, deren heimlich nächtliche Flucht mit Harro Heinsen er

aber nicht hatte verhindern können.

345 Sein kritisches wie auch ironisches Vermögen - sein Vater Jasper ist ihm darin mit seiner Fähigkeit, "mit gutem, lächelndem Humor die eigenen Fehler zu verspotten" (Ebd. S. 134), durchaus Vorbild - stellt er mehrfach unter Beweis: etwa, wenn er Lisbeth Junkers zurückhaltende und ein wenig mit der eigenen Ängstlichkeit kokettierende Art sich zu geben, mit den Worten kommentiert: "Sie ist zu sipp. ... Wenn ich 'mal ein grobes Wort sage, dann piept sie gleich: 'O, Fiete, was sagst du da?'" (Ebd. S. 60) oder wenn ihn Thiessens nostalgische Schwärmerei von seinen ehemaligen Lateinstunden und angeblich entsprechenden -kenntnissen zu einem trockenen "Adsum! ... das bin ich." (Ebd. S. 66) herausfordert.

346 Ebd. S. 281.

347 Ebd. S. 243.

348 Ebd. S. 315.

349 Nach dem Ersten Weltkrieg, der für die völkisch-nationale Bewegung das vorläufige Scheitern ihrer auf das Volk als ganzes zielenden Erneuerung des Deutschen Reiches bedeutete, kehrten zahlreiche Vertreter dieser Bewegung, so auch Frenssen, gleichsam zu den Quellen ihrer Weltanschauung zurück: die Auffassung, daß das Denken und Fühlen der Deutschen ganz und gar von ihrer Verwurzelung im heimatlichen Boden bestimmt sein müsse, ist eine dieser Quellen und bringt in Frenssens Agitation (s)einen zweiten Heimatzyklus hervor, der mit dem Roman "Der Pastor von Poggsee" beginnt.

350 In "Die drei Getreuen" hat Ingeborg Landt mit ihrer Triebnatur zu kämpfen; im "Jörn Uhl" erlebt der siebzehnjährige Jörn mit der weit älteren Telse Dierk eine kurze leidenschaftliche Liebesbeziehung, während der er seine ersten sexuellen Erfahrungen macht; seine Schwester Elsbe und das anonym bleibende Mädchen, das nächtens Fiete Krey am Goldsoot beobachtet (s. Anm. 333) haben Probleme mit der "nicht verdeckten Glut" (Frenssen (Anm. 168) S. 215) ihrer starken Natur.

351 Frenssen (Anm. 1) S. 135: Zur Integration dieses Menschenbildes in den völkischen Kontext ist Näheres im Kapitel 4)e ausgeführt.

352 Bartels (Anm. 12) S. 614. Ders.: Die deutsche Dichtung

der Gegenwart. Die Jüngsten. Leipzig 1921[10]. S. 96.

353 Siehe Anm. 144.

354 Ebd.

355 Ebd.

355a Das Wort, das in Erweiterung des Bedeutungsfeldes seiner Stammform "Gewicht" der Schwere das Moment des aktiven Vorwärtsdrängens hinzufügt, hat seinen festen Platz im Vokabular völkischer Agitatoren, vor allem, wenn sie sich anschicken, "den Kampf in die Dinge zu lassen". Näheres dazu in den Ausführungen zu Arthur Bonus (Kap. 4)e, besonders Anm. 458).

356 Frenssen (Anm. 168) S. 243.

357 Ebd. S. 513.

358 S. Anm. 326.

359 Frenssen (Anm. 168) S. 151.

360 Ebd. S. 479.

361 Gustav Frenssen: Hilligenlei. Berlin 1905. (Zitiert wird nach dem 139. Tausend von 1913.)

362 Ebd. S. 4f.

363 Ebd. S. 4.

364 Ebd. S. 40. (Hervorhebungen beim Autor)

365 Ebd.

366 Ebd.

367 Ebd. S. 20. Diese Formulierung des großen Ziels ordnet der Erzähler nicht eindeutig zu: sie kann als indirekte Zitierung Beiderwands, aber auch als seine eigene kommentierende Bemerkung gelesen werden. Die Mehrdeutigkeit entspricht der inhaltlichen Übereinstimmung im Fernziel. Beiderwand und die Hilligenleier, die er repräsentiert, unterscheiden sich aber vom Erzähler und von Kai Jans' späterem Entwurf grundsätzlich dadurch, daß sie von der regionalen Realisierung ihrer Vorstellungen ausgehen, die dann gleichsam als Intitialzündung die nationale Erneuerung in Gang setzen soll.

368 Ebd. S. 21.

369 Ebd. S. 2f.

370 1.Mose 1, Vers 2: "Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser."

371 Frenssen (Anm. 361) S. 336.

372 Ebd. S. 346f.

373 Ebd. S. 22.

374 Ebd. S. 47.

375 Ebd. S. 81.

376 Ebd. S. 103f. Hervorhebung beim Autor.

377 Ebd. S. 15.

378 Ebd. S. 359.

378a Ebd. S. 613.

379 Ebd. S. 194.

380 Ebd. S. 276. Im Domklub sind die offiziellen Honoratioren von Hilligenlei vereint, denen der Erzähler aber bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Legitimität dieses - im wörtlichen Sinne - Ehrentitels abspricht: "Da im Domklub sitzen die alten Familienväter und die jungen, ledigen Männer beieinander, und lachen über die Gemeinheiten, und richten ihre eigenen Charaktere und die der andern zugrunde." Ebd. S. 353f.

381 Ebd. S. 448.

382 Ebd. S. 48.

383 Ebd. S. 126. Schon allein die sich ihrer selbst sichere und kraftvolle Sinnlichkeit der Anna Boje, zu der diese sich auch ganz offen und freudig bekennt, wie auch die erotische Ausstrahlung, die von ihr ausgeht und die keinen unbeeindruckt läßt, der mit ihr zu tun bekommt, trägt dem Roman bei zahlreichen zeitgenössischen Kritikern den Ruf des Erotismus ein, den Vorwurf also, Frenssen habe mit dieser Figur - und, da sie die zentrale Frauengestalt des Romans sei, also das Weibliche an sich verkörpere, eigentlich mit dem ganzen Roman - einer Verabsolutierung des Sinnlich-Triebhaften im Menschen, speziell der Frau, das Wort geredet.

Das weitergehende Verdikt ist jedoch das der Libertinage, der der Roman Vorschub leiste, weil sein Erzähler mit deutlicher Sympathie schildere, wie diese Anna Boje ihre Sinnlichkeit nicht nur ohne gleichzeitige ländliche Sittlichkeit, d.h. ohne jene verschämten Keuschheitsgebärden demonstriert, die ähnliche Frauengestalten in vergleichbaren Romanen auszeichnen, sondern daß sie ihre erotische Ausstrahlung sogar dazu benutzt, einen älteren, verheirateten Mann für eine gewisse Zeit zu einem ehebrecherischen Verhältnis zu verführen.
Das Faktum stimmt: Anna Boje erlebt für einige Wochen ein sehr intensives Liebesglück mit einem verheirateten Mann - wenn sie sich treffen, sind sogar des öfteren dessen Kinder mit dabei, werden also "Zeugen" jener unsittlichen Liaison - dessen schwerkranke Frau während eben dieser Wochen zwischen Leben und Tod, durch eine Kur jedoch gesundet, worauf der Ehemann mit seinen Kindern zu ihr zurückkehrt. Schuld- oder Reuegefühle bleiben im Prinzip weder bei ihm noch bei Anna Boje zurück, auch wenn letztere sich bisweilen noch einige Gedanken über Recht und Unrecht ihres Tuns damals macht, denn - und die nun folgende Begründung führt alle Erotismus- und Libertinage Kritiker ad absurdum - "die Natur ist gewaltiger als die Sitte", hält der auch Kai Jans väterlich betreuende Kassen Wedderkop Anna entgegen, als sie doch einmal - nach einem bedrückenden Traume - von Schuldempfindungen geplagt wird.
Auf ihre Natur beruft sich auch Anna Boje selbst, wenn sie das Problem ihres Verlangens nach "Lieben und Sorgen" (S. 264) vergleicht mit den natürlichen Vorgängen in der Landwirtschaft:
"Zur Linken und Rechten vom Steg, dicht bei ihr, lagen Roggengarben; weiterhin war das Land schon aufgebrochen, neue Saat zu empfangen. Die Luft war voll von Fruchtbarkeit. Es kam eine solche Bitterkeit über sie, es wurde so finster in ihr, daß sie dachte: 'Wie eklig ist all dies Treiben und Blühen, all dies Früchtebringen... Wie widerlich ist das ... Ich will nicht blühen und Früchte bringen ... Sie sollen mich begraben, acht Fuß tief, daß ich nicht einmal im Tode nütze ... Sonst könnte noch eine Blume oder ein Baum aus mir sprießen ... wie widerlich ist das.'" (S. 270).
Fruchtbarkeit, das zentrale Stichwort, das die assoziative Verknüpfung zwischen den reifen Roggengarben und dem Selbstgefühl Annas herstellt, weist als Naturkategorie auf den Zwangszusammenhang hin, dem alle Ereignisse und Abläufe in der Natur unterworfen sind. Starre Gesetzmäßigkeiten bestimmen den Gang der Dinge und lassen keine Abweichungen vom z.B. biologisch oder physikalisch vorgegebenen Ablauf zu.

Indem Anna ihr eigenes Bedürfnis an solchen Vorgängen mißt - im zitierten Fall in trotziger Abwehr, weil ihre Fruchtbarkeit gleichsam brach liegt, während um sie her die Natur mit all ihrem"Treiben und Blühen" prangt - reduziert sie ihre eigene Existenz auf die Fähigkeit gebären zu können, macht die menschliche Zeugung zu einem reinen Befruchtungsvorgang und die notwendige Fortsetzung des Gebärens, die Mutterschaft, zur mit naturgesetzlicher Zwangsläufigkeit verfügten "Erfüllung" jeder Frau.
Es ist gerade nicht die Verherrlichung des Erotischen im Sinne der freien Liebe etwa, der hier das Wort geredet würde, oder gar der emanzipierte Umgang des Menschen mit seinen sinnlichen Potenzen, für den hier gegen bürgerliche Konventionen eine Lanze gebrochen würde. Im Gegenteil, mit der Anlehnung an das Vorbild der Natur mit ihren Befruchtungs- und Reifungsprozessen wird eine reaktionäre Mutterschaftsideologie verfochten, die sich im Prinzip mit der bürgerlichen Sitte - entgegen Kassen Wedderkops Urteil - nicht nur verträgt, sondern in Sachen Familie zu deren eigenem legitimatorischen Fundament gehört.
Was diese Kritik an der bürgerlichen Moral stört, ist nicht generell die Rechtfertigung der Familie als Zweckverband, sondern der Umstand, daß sie um ihres Hauptzwecks willen, der Hervorbringung und Aufzucht von Nachwuchs, notwendig noch weitere Zwecke sich zueigen machen muß, etwa den der materiellen Absicherung: "Da sagt die Sitte zu dem jungen Mädchen: '... du mußt eine so und so große Aussteuer haben.' Und zu dem jungen Mann sagt sie: 'Du darfst nicht ohne Geld heiraten ... Du verdienst nicht genug.'" (S. 272f.) Entsprechend befindet eine solche Kritik die bürgerliche Sitte als "steif und jugendfeindlich", nicht weil sie den Jugendlichen die eingene Körperlichkeit und erotische Beziehungen verteufelt, sondern weil sie die Zurichtung der Frau zur Gebärerin und Mutter be- oder sogar verhindert: "Die Sitte verdirbt euch armen Mädchen die beste Lebenszeit, und viele kommen nicht zum Heiraten, und viele kommen zu spät dazu." (S. 273). Die in diesem Zusammenhang auf Sexualität und Familie bezogene Forderung nach einem Leben in natürlichen Zuständen (S. 272), die im Namen der Weibsnatur und entsprechender "Jungweibernot" erhoben wird, hat ihre reaktionäre Entsprechung in der Verklärung des Zwangszusammenhangs Volk zur natürlichen, von der Volksseele gestifteten Einheit aller Angehörigen eines Staatsvolks. (S. S. 261f unserer Arbeit) und erweist sich so als integrierter Bestandteil jener viel allgemeineren Ideologie von der Natur als dem Maßstab auch für menschliche Verhältnisse, dessen praktische Umsetzung diese Verhältnisse angeblich wieder ihren Ursprüngen wie auch ihrer eigentlichen Bestimmung zuführe.

384 Auf Kai Jans' Frage z.B., woran er bei einem sehr riskanten Rettungsmanöver in der stürmischen Nordsee gedacht habe - zwei Mitglieder der eigenen Rettungsmannschaft kommen dabei sogar ums Leben - antwortet Piet offen: "Woran ich dachte? An das Geld! Ich habe mit dem Sprung wenigstens fünftausend Mark verdient. An das Geld und mein Vorwärtskommen... das heißt: ich dachte an mich." (Ebd. S. 325)

385 Es gibt noch einen zweiten Boje-Sohn - Hett heißt er und ist das von der Mutter überaus verwöhnte jüngste ihrer Kinder - doch mit seiner Einführung in den Roman ist er auch gleich erledigt:"er war aber ein Lügner und ein habsüchtiger Weichling, am schönen Baum der geile Zweig".(Ebd. S. 127).

386 Ebd. S. 334.

387 Siehe dazu die selbstkritische Bemerkung des erfolgreichen Kornhändlers Lau über seine Ehe (S. 233).

388 Frenssen (Anm. 361) S. 121. Hervorhebung beim Autor.

389 Ebd. S. 195.

390 Ebd. S. 199. Hervorhebung beim Autor.

391 Ebd. S. 340f.

392 Ebd. S. 341. Der Anklang an Eichendorffs "Schläft ein Lied in allen Dingen" ist - ob beabsichtigt oder nicht - unverkennbar.

393 Ebd. S. 427.

394 Ebd. S. 431.

395 Ebd. S. 331.

396 Ebd. S. 449. Hervorhebung beim Autor.

397 Ebd. S. 451.

398 Schon bei früheren Begegnungen spielt Heinke Boje immer wieder die Rolle der unverdorbenen Naiven mit dem natürlichen Gespür für das Wesentliche und jeweils aktuell Wichtige, die dem verbiesterten oder resignierenden Kai den Blick für eben dieses neu öffnet, z.B. schon als er mit seiner Pfarrpraxis in Hindorf Probleme hat und lange Abendspaziergänge mit ihr macht: "Und hier, in der weichen, breiten Ruhe, die der Abend bringt, unterwegs nach seinem stillen Dorf, die junge,

reine Seele an seiner Seite: traten die heimlichen Gedanken und Nöte frei und mit Macht aus der Tür seiner Seele." (Ebd. S. 339).

399 Ebd. S. 455f.

400 Seit 1890, dem Jahr, in dem das seit Oktober 1878 geltende Sozialistengesetz aufgehoben wird und zugleich die Gewerkschaften sich zum ersten Mal in einer Einheitsorganisation, dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) zusammenschließen, kommt es häufiger als in den Jahren vorher zu größeren Arbeitskämpfen, die sich im Laufe des Jahrzehnts sogar immer öfter zu ökonomischen Massenstreiks entwickeln. Hamburg und Berlin, Zentren des industriellen Aufschwungs im Deutschen Reich, sind entsprechend auch Zentren dieser Streikkämpfe, die im Jahre 1896 einen absoluten Höhepunkt erreichen, als das ganze Reich von einer koordinierten Streikwelle erfaßt wird.

401 Frenssen (Anm. 361) S. 467. Hervorhebung beim Autor. In seinem "Faust II" läßt Goethe die Vereinigung deutschen und antiken Wesens in Gestalt Fausts und Helenas nur kurzfristig gelingen: ihr gemeinsamer Sohn Euphorion stürzt bei seinem ersten Höhenflug tödlich ab (Vers 9896ff.). Hier nun taucht er als Skeptiker gegenüber dem ideologischen Höhenflug auf, den Kai Jans mit seiner Schrift starten will: dieser soll - nach dem Willen des Erzählers - offenbar auch die deutsche Klassik beerben, indem er weltanschauliche Vereinigungen herstellt, an denen der "Alte von Weimar" noch gescheitert war. Daß es sich im "Faust" wie bei Goethe überhaupt bei solchen Konstruktionen um symbolische Vorgänge handelt, die sich zudem im Bereich der Kunst abspielen, stört den auf Vereinnahmung des klassischen Erbes erpichten Volkserneuerer - verständlicherweise, aber nicht akzeptabel - wenig.

402 Ebd. S. 468.

403 Ebd. S. 468.

404 Ebd. S. 469.

405 Ebd. S. 480.

406 Ebd. S. 594.

407 Ebd. S. 600.

408 Ebd.

409 Frenssen hat diese Konsequenz nicht erlitten, obwohl

der Roman - worauf hier nur kurz verwiesen sei - weitgehend autobiographische Züge trägt und auch das Selbstbewußtsein seines Autors als Volkserzieher wie auch seine Ängste beim Übergang vom Pfarramt zum riskanten Beruf des in mehrfacher Weise freien Schriftstellers überdeutlich spiegelt. Die folgende Passage vom Ende des Romans könnte ebensogut in Frenssens "Lebensbericht" (Siehe Anm. 2) stehen. Am Abend vor seinem Tode antwortet er auf die Frage eines jungen Hamburger Pastors, der ihn noch einmal besucht, ob er sich vor der Veröffentlichung der Handschrift fürchte, mit einem klaren Nein und gibt dafür folgende Begründung: "Wie soll ich mich fürchten? Mögen die Kirchen sich fürchten. Ich weiß, daß mein Heiland und mein Evangelium wahrhaftiger ist als das der Kirchenlehren. Und wenn ich ganz allein stünde; ich wollte mich doch nicht fürchten. Wer mit der Wahrheit allein ist, der ist noch lange nicht verlassen ... Sie werden freilich sagen: 'Sieh, nun er nicht mehr im Amt ist, redet er so frei und wild heraus'; aber so ist es nicht; sondern ich war vorher noch nicht klar. Ich war noch im Bann der Kirchenlehre, wie die meisten meiner Brüder. Es ist alles langsam und quälig gekommen. Wie habe ich in meinem Leben gegrübelt. Wie habe ich mich gefürchtet. ... Aber ich habe mich doch durch all das Gewirr hindurch gekämpft; ich habe mich nicht hin- und hergewunden wie ein Aal, der aus der Reuse läuft. Darum bin ich nun auch froh und frei, und will leben oder sterben, wie Gott will." (Ebd. S. 609).

410 Siehe Anm. 401.

411 Frenssen (Anm. 361) S. 490.

412 Ebd. S. 491.

413 Ebd.

414 Im deutschen Reichstag treten die beiden liberalen Richtungen als die Nationalliberalen und die Liberale Vereinigung , bzw. die Deutsche Fortschrittspartei, nach deren Fusion im Jahre 1884 als die Deutsch-Freisinnige Partei, einander gegenüber.

415 Frenssen (Anm. 361) S. 492.

416 Ebd. S. 494.

417 Ebd. S. 496.

418 Ebd. S. 498.

419 Ebd. S. 514. Hervorhebungen beim Autor.

420 Frenssen (Anm. 1). S. 103. Bonus selbst spricht in "Vom neuen Mythos" (Siehe Anm. 441) ausdrücklich lobend vom "kleinen Büchlein"Fechners. Gustav Theodor Fechner (1801-87), von seiner Ausbildung und Haupttätigkeit her Physiker und in seinem Fachgebiet schon früh ein renommierter Wissenschaftler, kommt über eben seine naturwissenschaftliche Tätigkeit zur Metaphysik. Auch in seinem schon 1836 erschienenen "Büchlein vom Leben nach dem Tode" (zitiert wird nach der sechsten Auflage von 1906) steht der idealistische Grundgedanke seines metaphysischen Denkens im Mittelpunkt, der Bonus wie Frenssen in ihm einen frühen Geistesgenossen sehen läßt: geistig-seelische Kräfte beleben den gesamten Kosmos und verbinden alles Existierende zu einer ideellen All-Einheit. Die Menschen haben als geistes- und willensbegabte Wesen als einzige bewußten und auch mit der Möglichkeit zu aktiver Mitgestaltung ausgestatteten Anteil am universellen Wirken der geistigen Potenzen, sind sogar, sofern sie "die geistige Richtung der Gegenwart erkannt und ihr freies Handeln und Denken nach dieser Richtung gelenkt haben (von dem) Geist, der die besseren Ziele setzt und bessern Wege dazu kennt, zu neuen Mittelpunkten seiner bewegenden Kraft ausersehen".(S. 28). Fechners radikale Weiterführung seines idealistischen Prinzips allerdings, die auch schon den Titel seines "Büchleins" prägt, interessiert die doch eher diesseits orientierten Verfechter des neuen Einheitsmythos weniger: "Wenn aber der Mensch sterben wird, so wird sich mit dem Verfaulen seines Leibes jener Knoten lösen, und der Geist, nicht mehr durch ihn gefesselt, wird sich nun mit völliger Freiheit durch die Natur ergießen. Er wird nicht mehr bloß die Licht- und Schallwellen empfinden, wie sie an sein Auge und Ohr schlagen, sondern wie sie im Äther- und Luftmeere selbst fortrollen. ... So geht ihm also nichts verloren im Übergange zu der höhern Stufe als Werkzeuge, deren beschränkten Dienst er missen kann in einem Dasein, wo er vollständig und unvermittelt alles in sich tragen und empfinden wird, was auf der niedern Stufe ihm durch jene träge Vermittlung nur einzeln und äußerlich nahe trat." (S. 53).

421 Hamann und Hermand (Anm. 283). S. 136.

422 So lautet der programmatische Titel des ersten Einzelbandes von Bonus' vierbändigem Hauptwerk "Die religiöse Krisis" (Jena 1911-13). In diesem ersten Band sind Aufsätze zusammengefaßt, die Bonus seit 1895 - zumindest teilweise - als Einzelbeiträge in Zeitschriften veröffentlicht hatte: "Die aus der Zerstreuung gesam-

melten Aufsätze bekommen ihr echtes gegenseitiges Licht statt des verhältnismäßig fremden Lichtes, das in der Zeitschrift auf die gefallen war." (S. 1). Es handelt sich also um Arbeiten aus derselben Zeit, in der Frenssen seine ersten Romane und den ersten Band der "Dorfpredigten" veröffentlicht.

423 Arthur Bonus: Religion als Schöpfung. Leipzig 1902. S. 1

424 Ebd. S. 11.

425 Ebd.

426 Ebd. S. 43f.

427 Frenssen (Anm. 361). S. 512.

428 Bonus (Anm. 423). S. 27.

429 Ebd. S. 27ff.

429a Arthur Bonus: Religion als Wille. Grundlegendes zur neuen Frömmigkeit. Jena 1915. Verlagsanhang S. 2: Zu Bonus' Schrift "Religiöse Spannungen", dem 3. Teil des Zyklus "Die religiöse Krisis", wird die Rezension eines Max Maurenbrechers aus der "Neuen Rundschau" zitiert, der den programmatischen Irrationalismus des "neuen Mythos" auf den Begriff und auch in den richtigen Zusammenhang mit dem eigentlichen Vordenker all dieser Willensphilosophien bringt, was nicht gleichbedeutend ist mit einer Etikettierung Nietzsches als eines völkischen Philosophen oder gar eines ideologischen Wegbereiters des Nationalsozialismus. Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit seinem Denken halten wir im Rahmen dieser Arbeit für unergiebig und überflüssig, weil Nietzsche vom ontologischen Konzept des Willens zur Macht keinen Übergang zum politischen oder gar einem bestimmten politischen System herstellt: der Wille zur Macht meint praktisch zunächst nur die Aufforderung an das von den Zwängen der modernen ökonomischen und politischen Systeme bedrohte Individuum, den auch schon Ende des 19. Jahrhunderts angesichts solcher Zwänge aufkommenden Gefühlen von subjektiver Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit nicht nachzugeben, sondern sich seiner Wirklichkeit aus eigenem Denken und Wollen heraus zu bemächtigen und damit das der Wirklichkeit selbst innewohnende Prinzip zur Richtschnur des eigenen Handelns zu machen: "Gesetzt endlich, daß es gelänge, unser gesamtes Triebleben als die Ausgestaltung und Verzweigung einer Grundform des Willens zu erklären - nämlich des Willens zur Macht, wie es mein Satz ist -;

gesetzt, daß man alle organischen Funktionen auf diesen Willen zur Macht zurückführen könnte, ... so hätte man damit sich das Recht verschafft, alle wirkende Kraft eindeutig zu bestimmen als: Wille zur Macht. Die Welt von innen gesehen, die Welt auf ihren "intelligiblen Charakter" hin bestimmt und bezeichnet - sie wäre eben "Wille zur Macht" und nichts außerdem." (Friedrich Nietzsche: Werke II, München 1969[6]. S. 601).

430 Bonus (Anm. 423). S. 53.

431 Frenssen (Anm. 361). S. 592.

432 Arthur Bonus: Zur Germanisierung des Christentums. Jena 1911. S. 2.

433 Frenssen (Anm. 361). S. 568.

434 Ebd. S. 581.

434a Ebd. S. 589.

434b Bonus (Anm. 423). S. 59.

435 Ebd. S. 34.

436 Ebd. S. 60.

437 Frenssen (Anm. 361). S. 385.

438 Ebd. S. 386f.

439 Ebd. S. 387.

440 Bonus (Anm. 423). S. 61.

441 Arthur Bonus: Vom neuen Mythos. Jena 1911. S. 42.

442 Bonus (Anm. 423). S. 50f. In seiner noch früheren Abhandlung "von der Germanisierung/Individualisierung und Nationalisierung der Religion" (1898) formuliert Bonus denselben Gedanken bündiger: "Es sind freilich sehr allgemeine Größen, die in der Religion benannt werden. Aber aller Wert und alle Wahrheit liegt in ihrer Bindung an die allerpersönlichsten Strebungen des einzelnen, aus dessen Erlebnissen wie irgendwie herausgewachsen und aufgestiegen sein müssen, oder den sie zu solchen schöpferischen Erlebnissen anregen." In: "Zur Germanisierung des Christentums." Jena 1911. S. 57.

443 Frenssen (Anm. 361). S. 513.

444 Ebd. S. 514.

445 Arthur Bonus: Zur Germanisierung des Christentums. Jena 1911. S. 58.

446 Frenssen (Anm. 361). S. 524.

447 Bonus (Anm. 441). S. 34.

448 Ebd. S. 35.

449 Ebd.

450 Frenssen (Anm. 361). S. 21.

451 Ebd. S. 346f.(Siehe dazu Ausführlicheres im Schlußteil von Kap. 4)b).

452 Bonus (Anm. 441). S. 35f.

453 Ebd. S. 36.

454 Ebd.

455 Ebd. S. 42.

456 Mosse (Einleitung, Anm. 7). S. 74.

457 Bonus (Anm. 441). S. 42.

458 Frenssen (Anm. 361). S. 431.

459 Ebd. S. 61.

460 Ebd. S. 431.

461 Ebd.: Das pronominale Subjekt des Satzes, jenes ominöse "es", hat keinen grammatikalischen Bezug zu dem Subjekt des Vorsatzes, auf das es sich beziehen müßte, zu den "Tausenden" nämlich; es wird grammatikalisch falsch – aber hier ist die Grammatik offenkundig Höherem dienstbar - bereits ganz vom Vergleichssubjekt "Heer" regiert oder zumindest ist implizit die die Tausenden schon als Einheit fassende Kategorie des Volkes unterstellt.

462 Ebd. S. 387.

463 Ebd. S. 389.

464 Siehe Ausführlicheres dazu S. 264ff.

465 Frenssen (Anm. 361). S. 582.

466 Bonus (Anm. 441). S. 39.

467 Ebd. S. 39f.

468 Ebd. S. 40.

469 Ebd.

470 Frenssen (Anm. 361). S. 515. (Hervorhebungen von K. U.) Was hier am Volkszusammenhang als eines zur Naturkonstanten verfabelten gesellschaftlich-politischen Zweckverbundes sichtbar wird, sein Zwangscharakter, macht jede Argumentation mit der Berufung auf Naturferne oder Natürlichkeit des Kritisierten oder Geforderten zu einem reaktionären Unternehmen.

471 Siehe Anm. 468.

472 Bonus (Anm. 441). S. 35.

473 Siehe Anm. 456.

474 Bonus (Anm. 441). S. 41.

475 Ebd.

476 Ebd.

477 Bonus (Anm. 445). S. 12.

478 Arthur Bonus: Religion als Wille. Jena 1915. S. 106.

479 Ebd. S. 106f.

480 Fritz Fischer hat in seinem Buch "Krieg der Illusionen" (Düsseldorf 1969) eindrucksvoll "die Kontinuität in der politischen und sozialen Entwicklung des Deutschen Reiches seit der Spätbismarckzeit" (S. 12) nachgewiesen. Fischers Untersuchung"zeigt die enge Verbindung von wirtschaftlichem Aufstieg und politischem Anspruch in einem ungebrochenen, durch die Vorkriegskrisen seit 1905 nicht gehemmten, sondern im Gegenteil gesteigerten Prozeß... Ja, spätestens seit 1911, so glaube ich zeigen zu können, wurden Kräfte eines neuen völkischen Nationalismus freigesetzt, die das Gefüge des alten bürokratischen Obrigkeitsstaates aufzubrechen drohten." (S. 12f). Zu der Kontinuität dieses Prozesses gehörte auch die Kriegsperspektive: "Eine erfolgreiche imperialistische Außenpolitik sollte die Machtstellung der herrschenden Schichten sichern, ja man hoffte, die verschärften sozialen Spannungen durch einen Krieg zu lösen. Durch eine dann erfolgende Na-

tionalisierung der Massen würden auch die bisher abseits stehenden Teile der Nation in den monarchischen Staat integriert werden. ... Für den Entschluß zum Krieg 1914 waren neben den innenpolitischen Motiven vor allem militärische Erwägungen ausschlaggebend, die ihrerseits wieder abhängig waren von wirtschaftlichen und machtpolitischen Zielsetzungen. Alle diese Faktoren - im Hinblick auf die Massen wie auf den Kaiser auch solche psychologischer Natur - mußte die Regierung in ihr Kalkül einbauen. Überschaut man alle diese Antriebe, so läßt sich eine deutliche Kontinuität der Zielsetzungen in der Vorkriegszeit und im Kriege erkennen." (S. 13).

481 Frenssen (Anm. 361). S. 592. (Auslassung beim Autor). Die Formulierungen gehen über den Rahmen des Rhetorischen sogar hinaus und suchen, etwa in der Inversion "Tagvogel du" mit dem nachgestellten Personalpronomen, lyrisch gebethafte Eindringlichkeit und Rhythmisierung zu erreichen.

482 Bonus (Anm. 423). S. 62f.

483 Siehe Anm. 423.

III) IMPERIALISMUS OFFENSIV: WELTMACHTLITERATUR

1 Gustav Frenssen: Hilligenlei. Berlin 1905. (Zitiert wird nach dem 139. Tausend von 1913). Auslassung im Text.

2 Gustav Frenssen: Lebensbericht. Berlin 1940. S. 99.

3 Seit den Wahlen zum 8. deutschen Reichstag im Jahre 1890, den ersten nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes, gewann die SPD den größten Stimmenanteil als Einzelpartei und baute diese Position bis zu den letzten Reichstagswahlen vor dem 1. Weltkrieg im Jahre 1912 ständig aus: 1890 erreichte sie einen Stimmenanteil von 19.8 % (Konservative 13.5, Nationalliberale 16.3, Zentrum 19.1), bekam damit aber nur 35 Mandate (Konservative 73(!), Nationalliberale 42, Zentrum 106); 1912 errang die SPD 34.8 % der Stimmen und immerhin schon 110 Mandate, doch blieb auch hier das krasse Mißverhältnis von Stimmen und Mandaten im Prinzip erhalten: Konservative 9.2 %/ 143, National-

liberale 13.6 %/ 45, Zentrum 16.4 %/ 91.

4 Im Folgenden wird für Deutsch-Südwest-Afrika die Abkürzung DSW, für Südwestafrika die Kurzform SWA verwendet.

5 Emil Zimmermann (Hrsg.): Unsere Kolonien. Berlin-Wien 1911.

6 Frenssen (Anm. 2). S. 142.

7 Ebd. S. 143. (Hervorhebung K. U.). Mit der "neuen Erzählung" ist "Klaus Hinrich Baas" gemeint, mit dem Frenssen den ersten Zyklus seiner Heimatromane im engeren Sinne, "Die drei Getreuen", "Jörn Uhl" und "Hilligenlei" nach Fertigstellung des letzteren abschließen wollte. Zu der nur um wenige Jahre verschobenen Realisierung des Projekts: Siehe Kap. 2) in diesem Abschnitt.

8 Ebd.

9 Gustav Frenssen: Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht. Berlin 1906.

10 Ebd. S. 142.

11 Ebd. S. 179.

12 Siehe S. 251.

13 Wir stützen uns dabei auf zeitgenössisches Material (Siehe: Literaturangaben), vor allem aber auf zwei neuere Untersuchungen: Helmut Bley: Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894-1914. Hamburg 1968. Horst Drechsler: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Berlin 1966.

14 Bismarck am 23. 6. 1884 im Deutschen Reichstag.

15 Ausführliche Informationen über die Unternehmungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz in: Drechsler (Anm. 13). S. 23-66.

16 Seit 1885 war die "Deutsche Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika" (DKGSWA), ein Konsortium verschiedener deutscher Firmen und Banken, der wirtschaftliche Hauptfaktor in DSW. Es wurde auch seitens der Reichsregierung durch Schutzzusagen und rechtliche Erleichterungen unterstützt in der Hoffnung, die Gesellschaft werde aus eigenem Interesse die Infrastruktur und die Verwaltung des Landes vorantreiben und damit dem Deut-

schen Reich kostspielige Aufwendungen ersparen.

17 Siehe dazu Drechsler (Anm. 8). S. 71 f.

18 Stenographische Berichte Reichstag 128.

19 Bley (Anm. 8). S. 19.

20 DSW war flächenmäßig eineinhalb mal so groß wie das Deutsche Reich vor dem 1. Weltkrieg, hatte aber nur eine minimal dünne Besiedlung.

21 Leutwein an die Kolonialabteilung am 14. April 1996, zitiert nach Bley (Anm. 8). S. 95.

22 Leutwein an die Kolonialabteilung am 7. Oktober 1896, zitiert nach Bley (Anm. 8). S. 96.

23 Bley (Anm. 8). S. 97.

24 Theodor Leutwein: Elf Jahre Gouverneur in DSW. 1906. S. 372.

25 Bley (Anm. 8). S. 158. Warum allerdings Bley, der in seiner eigenen Analyse diese Strafpraxis als staatlich sanktionierten Viehdiebstahl charakterisiert, Leutwein zugutehalten zu müssen glaubt, "solche Äusserungen..., so stark sie auch vom europäischen Interesse bestimmt sind, waren weder zynisch gemeint, noch sollten sie etwa Unrechtsbewußtsein wegen 'Viehdiebstahl' verschleiern" und Drechsler (Anm. 8) vorwirft, er "erschwere sich mit seiner verständlichen Empörung über das deutsche Vorgehen ... den Zugang zu den Strukturproblemen", bleibt unerfindlich, ist doch gerade für die kritische Analyse historischer Prozesse und ihrer Auswirkungen das subjektive Meinen der beteiligten Personen nur insoweit von Interesse, als es selbst für den Fortgang dieser Prozesse bestimmend geworden ist, nicht jedoch für die historisch objektivierende Beurteilung des jeweiligen Sachverhalts. Umgekehrt ist nicht einzusehen, warum die Qualifizierung einer Aussage als zynisch oder eines Handelns als verbrecherisch den wissenschaftlichen Zugang zu deren bzw. dessen Strukturproblemen erschweren soll.

26 Was Leutwein unter dem "Druck der Zivilisation" verstand, beschreibt Bley so: "Eine gewaltsame Enteignung war innerhalb des Systems Leutwein ausgeschlossen. Trotzdem sah aber auch Leutwein das europäische und afrikanische Wirtschaftsgebiet und die bestehenden Wirtschaftsformen nicht als unabänderlich an. Die juristische Sicherung bedeutete keine Existenzgarantie. Viel-

mehr rechnete er mit einem sich steigernden Wirtschaftsaustausch, der fortschreitenden Durchdringung der Stammesgebiete durch Europäer und dem Austausch von Vieh und wenig genutztem Stammesland gegen europäische Konsumgüter. Der Lebensstil der im Stammesgebiet ansässigen Europäer, der ständige Verkaufsdruck, der auch ohne die Mißbräuche kolonialen Händlertums entstand, alles sollte bei den Herero Bedürfnisse wecken, Geldbedarf erzeugen, Vieh- und Landbesitz der Herero angreifen, die traditionellen Wirtschaftsformen aushöhlen und damit die Sozialreformen bis zur schleichenden Auflösung der Stämme vorantreiben. Der 'Druck der Zivilisation' sollte die militärische Eroberung überflüssig machen." (Ebd. S. 157).

27 Bley (Anm. 8). S. 166.

28 Ebd. S. 167f. Die von Leutwein wörtlich wiedergegebenen Zitate stehen (a) in seinem offiziellen Jahresbericht über 1898/99, S. 122 und (b) in seinem nachreäglich Gründe für den Aufstand suchenden Bericht von 1904 "Die historische Entwicklung des Schutzgebietes und deren Zusammenhang mit dem Hereroaufstande". RKolA 2116.

29 Ebd. S. 175. Daß auch eine ihrer Differenziertheit so sicherė, weil zweifellos sehr informierte und verständige Studie wie diejenige Bleys ihren Gegenstand gerade dort verfehlen kann, wo sie sich ihm besonders angemessen wähnt, in der Behandlung verschiedener Aspekte, ohne jedoch deren inneren Zusammenhang zu erfassen, sei um der Sache willen, auf die uns Frenssens"Peter Moor" hingeführt hat, die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches, kurz vorgeführt.
Aus dem Sachverhalt, daß es verschiedene Stufen und Formen einer kolonialen Expansion nacheinander und nebeneinander gibt, eine Unterscheidung von ökonomischen Ursachen des Aufstands - die es zwischen 1898 und 1903 nicht gegeben haben soll - und sozial-psychologischen Gründen - die die entscheidenden gewesen seien - abzuleiten, wie Bley es tut, erscheint zunächst einmal nur unsinnig angesichts seiner eigenen Einschätzung, die - ebenso wie die Hoffnung der damaligen Machthaber - in der Verschiebung des sozialen Balancezustandes zugunsten der Weißen zwischen 1897 und 1903 die erste Phase einer schrittweisen, ohne offenen Eroberungskrieg auskommenden Eroberung des Landes durch die Weißen sieht:
"Selbst wenn man den Leutweinschen Begriff des 'Drucks der Zivilisation', der ja beide Aspekte (den sozial-

psychologischen wie den ökonomischen, K.U.) enthielt, auf diese Lage anzuwenden versucht, so muß man sagen, daß für das Südwestafrika jener Jahre davon noch nicht als von einer Realität gesprochen werden konnte, wohl aber von einer eindeutig (!) markierten Zielrichtung." (S. 177).
Doch dann stellt er überraschend fest, daß SWA auch nach gewissen infrastrukturellen Verbesserungen "ein vortechnisches und vorindustrielles Land" geblieben sei, ja noch nicht einmal den Rang eines"von modernen (kann wohl nur meinen, nach europäischen Maßstäben, K.U.) Wirtschaftsmethoden geprägten Agrargebietes" habe beanspruchen können - eine Überlegung, die für das Problem der Auswirkungen auf die Eingeborenenbevölkerung eigentlich keine Bedeutung hat, da sie aber angestellt wird, nur die eine, vielleicht unbeabsichtigte, aber den Gesamtduktus der Arbeit auch in diesem Punkt bestätigende, Bedeutung haben kann, es sei alles eigentlich gar nicht so schlimm gewesen und habe auch nicht so schlimm kommen müssen, wäre man nur seitens der Behörden, Konzessionsgesellschaften und privaten Siedler geschickter, "sozial-psychologischer" vorgegangen. Doch schon in den nächsten Sätzen muß Bley ein zweites Mal zugeben, daß der für die Existenz der Schwarzen entscheidende Zusammenhang zwischen der allgemeinen Entwicklung in SWA und ihrer eigenen Tradition und Gegenwartssituation eben doch eine grundsätzliche Bedrohung sichtbar habe werden lassen:
"Im Vergleich zu dem traditionellen System der Stammeswirtschaft der Herero und den vielen Kümmerexistenzen insbesondere im Namaland, die das karge Land zuließ, wurde allerdings der ' schärfere Windzug' modernen europäischen Wirtschaftens auch in Südwestafrika spürbar. 1903 aber war das Ausmaß der künftigen wirtschaftlichen und sozialen Umstrukturierung eine wohl zielstrebig, aber nicht planmäßig (?) konkretisierte Verstellung der Europäer. Den Häuptlingen der Herero wurde offensichtlich (!) diese äußerste Gefährdung sichtbar, ein Faktum war sie 1903 - noch (!) - nicht." (S. 177).
Was ist für die Frage, warum die Eingeborenen sich scheinbar so überraschend für einen Aufstand entschlossen haben, mit der Unterscheidung zwischen zwar zielstrebig,aber nicht planmäßig konkretisierten Umstrukturierungsvorstellungen der Europäer gewonnen? Es besteht kein Zweifel, daß die ausgesprochen zielstrebigen Aktivitäten der europäischen Siedler den Eingeborenen unzweifelhaft vor Augen geführt haben, was ihnen innerhalb weniger Jahre drohte, wenn sie sich nicht selbst zur Wehr setzten. Die Unterscheidung zielte - ob bewußt oder unbewußt - darauf ab, das mili-

tärische Sich-zur-Wehr-Setzen der Hereros als Überreaktion erscheinen zu lassen und stellt so objektiv den Versuch dar, die koloniale Eroberung zu verharmlosen. Diesselbe Tendenz haben Bleys Ausführungen zum Problem des Vertrauens der Eingeborenen in das "System" Leutwein.

"Wenn bisher betont wurde, wie zielstrebig und die Stammesstruktur grundlegend bedrohend die Ausbreitung der Deutschen in SWA tatsächlich gewesen ist und von den Deutschen auch als solche erkannt wurde, so muß gleichzeitig zwischen Motivation und faktischem Ergebnis unterschieden werden. Die faktischen Veränderungen waren wesentlich geringer, als die ausgesprochenen Motivationen vermuten lassen. Umso stärker wird freilich deutlich, wie groß die Hebelwirkung von sozialen und ökonomischen Änderungen sein kann, vor allem dann, wenn soziale Diskriminierung die Vertrauensgrundlage zerstört." (S. 172).

Als ob die sozialen und ökonomischen Änderungen nicht selbst die - wie auch Bley zugibt - "ohnehin schwache Vertrauensbasis", die das "System" Leutwein und insbesondere die persönliche Autorität des Gouverneurs und einiger seiner Beamten geschaffen hatte, zerstört hätte! Oder anders: die soziale Diskriminierung war in diesem Fall doch nichts anderes als die ideologische Rechtfertigung jener sozialen und ökonomischen Veränderungen, die den Schwarzen den guten Glauben austrieben, sie könnten von den Weißen Positives für ihre eigene Entwicklung erwarten. Dahinter steckt die Auffassung, jene sozialen und ökonomischen Veränderungen seien sowieso notwendig gewesen - Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, rationelles Wirtschaften nach europäischem Muster, Lohnabhängigkeit als die dem Standard der Schwarzen adäquate Reproduktionsform - und hätten in einem günstigeren, eben vertrauensvollen Klima auch sicher gegenüber den Eingeborenen durchgesetzt werden können, ohne gleich eine derart panische Reaktion auszulösen.

Was sich als differenziertere wissenschaftliche Analyse eines Problems im Gegensatz zu vereinfachender oder gar monokausaler Geschichtsbetrachtung geriert, erweist sich bei näherem Zusehen als handfeste Ideologie, die, obwohl sie den Illusionen des "Systems" Leutwein kritisch gegenübersteht, ebendiesen Illusionen selbst das Wort redet, wenn sie koloniale Expansionspolitik und ein Vertrauensklima zwischen den dabei notwendig aufeinanderprallenden Kontrahenten implizit für möglich erklärt. - Daß eine Kritik wie diese kurz skizzierte weit jenseits dessen liegt, was zur Frenssenschen Darstellung des Kolonialkriegs in DSW zu sagen ist, zeigt der zweite Teil dieses Kapi-

tels.

30 Bley (Anm. 8). S. 186.

31 Die Stelle stammt aus einem Brief Mahareros an den regionalen Häuptling des Hererostammes, der sich um die Siedlung Rehoboth konzentriert hatte, der aber diesen und andere Briefe unverzüglich an die deutsche Kolonialverwaltung auslieferte und dadurch auch die Möglichkeit einer Zusammenarbeit zwischen Maharero und Witbooi ausschaltete, die eventuell kriegsentscheidend hätte werden können. Zitiert ist die Stelle wie auch diejenige des Briefes an Witbooi selbst nach Leutwein (Anm. 24). S. 468f.

32 Ebd.

33 "Es ist eine feine Truppe. Und dann ist es möglich, daß man einmal auf Reichskosten übersee kommt. Denn wenn in irgendeiner unserer Kolonien ein Aufstand ausbricht, oder sonst in der weiten Welt was los ist, kommt zu allererst das Seebataillon unterwegs." Frenssen (Anm. 9). S. 2.

34 Ebd. S. 6. Hervorhebung K. U.

35 Bley (Anm. 8). S. 186-89.

36 Frenssen (Anm. 9). S. 6.

37 Hans Ulrich Wehler: Bismarck und der Imperialismus. Köln 1969. S. 271.

38 Bley (Anm. 13). S. 195.

39 Deutschlands Kolonien. Koloniales Lesebuch für Schule und Haus. Zweite, vermehrte, neubearbeitete Auflage, hrsg. von W. Kreyenberg. Berlin 1908. S. 60. (Hervorhebungen im Text). Das Zitat bezieht sich auf ganz SWA im Jahr 1894.
Über den großen Hereroaufstand selbst, der trotz der schnellen Niederlage und fast totalen physischen Vernichtung der Hereros durch Witboois erneutes Eingreifen als eine Art Guerillakrieg über drei Jahre sich hinzog, weiß dieses Lesebuch für den Hausgebrauch Folgendes zu berichten:
"Durch die fortschreitende Besiedlung des Landes mit deutschen Farmern fürchteten die Eingeborenen, daß sie mit der Zeit alles Land verlieren würden, und es bildete sich unter ihnen eine Partei, die die Vertreibung der Deutschen ins Auge faßte. Als dann in den Januartagen 1904 der Gouverneur fast mit der gesamten

Schutztruppe im äußersten Süden der Kolonie weilte, glaubten die Hereros und bald auch die meisten Hottentottenstämme den Augenblick zu einer Erhebung gekommen. Der Aufstand brach so plötzlich aus, daß zahlreiche Farmer nicht mehr die schützenden Stationen erreichen konnten und auf bestialische Weise ermordet wurden. Seine Niederwerfung währte über drei Jahre, verursachte dem Reiche gewaltige Kosten und stellte Anforderungen an die hinausgesandten Truppen, wie sie in einem europäischen Krieg undenkbar sind."
Das Fazit gibt in faschistischer Manier den eigentlichen Opfern die Schuld an ihrer eigenen Vernichtung: "Den geradezu übermenschlichen Anstrengungen, dem Durst und dem Typhus erlagen mehr Kämpfer als dem Feinde, der dank der heldenmütigen Hingabe der Truppen völlig aufgerieben wurde. Die übrig gebliebenen Hereros und Hottentotten haben erreicht, was sie verhindern wollten, haben Grund und Boden verwirkt und dadurch Raum geschaffen für deutsche Ansiedler."
Und im Bericht des Generalstabes über den Ablauf des Hererokrieges heißt es in zynischer Ergriffenheit und voller Genugtuung, nachdem sehr detailliert die für die Hereros vernichtende Vertreibung in die riesige Sandwüste Omaheke beschrieben worden ist:
"Tot und öde breitete sich das Sandfeld vor seinen (des Truppenkommandeurs, K.U.) Augen aus und redete in seiner gewaltigen Unendlichkeit, seiner erhabenen Stille und starren Einförmigkeit eine ergreifende Sprache zu den Herzen der spähenden Reiter:" Zitiert nach Gert von Paczensky: Die Weißen kommen. Hamburg 1970. S. 59.

40 Bericht Dr. Hindorf über den landwirtschaftlichen Wert DSW'. Anlage 11 der Beilage DKB 1894, JB 1893/94. S. 133.

41 Bley (Anm. 13). S. 139.

42 Frenssen (Anm. 9). S. 7.

43 Ebd. S. 6.

44 Ebd. S. 7.

45 Ebd. S. 9.

46 Ebd. S. 19.

47 Ebd. S. 33.

48 Ebd. S. 60f.

49 Ebd. S. 171. Siehe dazu auch den in Anm. 39 zitierten Bericht des Generalstabs, dessen zynische Emotionalisierung Bley auf den strategischen Kern zurückführt - Ausrottung: "Die deutsche Verfolgung wurde darauf angelegt, daß die Hererokrieger und -Familien in dieser Wüstensteppe umkamen. Wenn auch die totale Vernichtung mißlang - es konnten sich etwa tausend Herero zusammen mit der Familie des Oberhäuptlings nach Betschuanaland durchschlagen, und Tausende fanden Fluchtmöglichkeiten in den Busch des Hererolandes - so war das Ergebnis dieser Kriegführung sowie der Kriegsgefangenenbehandlung, daß von geschätzten 60-80000 Hereros 1906 nur noch 16000 lebten und damit zwischen 75 und 80 % der Herero umgekommen waren." (S. 190f.).
Der eigentliche Hererokrieg dauerte von Mitte Januar - Ende August 1904. Mit der Entscheidungsschlacht am Waterberg am 11. August brach der organisierte Widerstand der Herero zusammen; nach ihrer Flucht und Verfolgung in die östlichen Wüstengebiete sammelten sich zwar immer wieder kleine Einheiten und lieferten den Deutschen kleinere Gefechte, so daß diese ihre Verfolgungsaktionen offiziell erst am 20. Dezember 1905 einstellten und die Waffenruhe gegenüber Angehörigen der Herero erklärten. Peter Moors Fahrt endet nach dem ersten großen Verfolgungsritt in die Wüste, d.h. faktisch mit dem Ende des Hererokriegs im großen Maßstab. Auf der Rückfahrt nach Swakopmund erfährt er zwar noch von dem neuen großen Aufstand der Hottentotten, aber er bleibt wegen seines festgestellten Herzfehlers von einem neuerlichen Einsatz verschont.

50 Frenssen (Anm. 9). S. 129.

51 Ebd. S. 70.

52 Ebd. S. 74.

53 Ebd. S. 76.

54 Ebd.

55 Ebd. S. 77.

56 Ebd. S. 79.

57 Ebd. S. 96f.

58 Ebd. S. 108.

59 Ebd. S. 69.

60 Ebd. S. 198.

61 Ebd. S. 198f.

62 Ebd. S. 200.

63 Mit diesen auf Verantwortung vor dem größeren Ganzen abhebenden Begriffen formuliert Bonus den gleichsam moralischen Zusammenhang zwischen der Idee des Volkstums und der "größeren Idee der Menschheit". (Siehe S. 264).

64 Frenssen (Anm. 9). S. 201.

65 Erinnert sei an Bonus' Begriff der"friedlichen Willensüberzeugung" ! (Siehe S. 265).

66 Frenssen (Anm. 9). S. 201.

67 Ebd.

67a Siehe S. 231.

68 Frenssen (Anm. 9). S. 65.

69 Ebd. S. 202.

70 Ebd. S. 207.

71 Ebd. S. 168.

72 Siehe dazu S. 299.

73 Frenssen (Anm. 9). S. 67.

74 Siehe dazu S. 286.

75 Frenssen (Anm. 9). S. 67.

76 Ebd. S. 68.

77 Ebd. S. 170f.

78 Siehe dazu S. 298.

79 Reichskanzler Fürst v. Bülow in einem Schreiben vom 31. 12. 1906 an den Vorsitzenden des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, General von Liebert, über die Motive der Reichstagsauflösung und die Ziele der Regierung. Zitiert nach Gerhard Ritter: Das deutsche Kaiserreich 1871 - 1914. Ein historisches Lesebuch. Frankfurt 1967. S. 308.

80 Aus demselben Brief geht klar hervor, daß diese Wahlen, die zum sog. Bülowblock führten, tatsächlich "Hottentottenwahlen" waren, d.h. wesentlich mitbestimmt wurden von der Auseinandersetzung sowohl über das Grundkonzept der deutschen Kolonialpolitik als auch über das aktuelle Vorgehen der Reichsregierung im an den Hereroaufstand sich anschließenden Hottentottenkrieg in Deutsch-Südwestafrika:
"Bereits im Frühjahr des abgelaufenen Jahres wurden drei dringend nötige Forderungen, die Eisenbahn Keetmanshoop,(zur endgültigen Niederschlagung eines Aufstandes und zur besseren Erschließung Südwestafrikas war seit 1905 eine Eisenbahnlinie von Windhuk nach Keetmanshoop geplant) die Entschädigung der Farmer (in Deutsch-Südwestafrika), die Errichtung eines Kolonialamtes durch eine von Zentrum und Sozialdemokratie geführte Oppositionsmehrheit verworfen." Ritter (Anm. 79) S. 306f.

81 Frenssen (Anm. 2). S. 106.

82 Frenssen (Anm. 1). S. 589.

83 Gustav Frenssen: Klaus Hinrich Baas. Berlin 1909. Zitiert wird nach dem zweiundsiebzigsten Tausend.

84 Ebd. S. 29.

85 Ebd. S. 386.

86 Ebd.

87 Ebd. S. 420.

88 Ebd. S. 387.

89 Frenssen (Anm. 2). S. 159.

90 Ebd. S. 98.

91 Frenssen (Anm. 83). S. 32 f.

91a Siehe dazu: Frenssen (Kap. II, Anm. 168). S. 133. Im "Jörn Uhl" stellt Frenssen Schulbildung und das "Lernen auf freiem Feld" einander gegenüber und gibt letzterem als der Bildung durch die aufs Gemüt wirkenden Kräfte deutlich den Vorrang vor dem nur auf den Intellekt einwirkenden wissenschaftlich begründeten Lernstoff.

92 Frenssen (Anm. 83). S. 35.

93 Ebd. S. 36.

94 Ebd.

95 Ebd. S. 60.

96 Ebd. S. 62.

97 Ebd. S. 63.

98 Ebd. S. 68.

99 Ebd. S. 70.

100 Ebd. S. 72. Sprachliche Schnitzer, wie der vom "Schein der Armut", den die Mutter bislang ferngehalten habe, während sie doch gerade den Schein einer auskömmlichen Existenz aufrechtzuerhalten verstanden hatte, resultieren nicht aus sprachlichem Unvermögen, sondern sind ideologische Reflexe: Armut ist solange ein Scheinproblem, wie es den Betroffenen durch "stramme Haltung", d.h. durch äußerst diszipliniertes Ertragen der von ihr erzwungenen Einschränkungen gelingt, die typischen "Armutszeugnisse" - Schäbigkeit und Abgerissenheit der Kleidung, kränklich-ausgemergeltes Aussehen der Menschen selbst - zu vertuschen. Wer so vom Schein der Armut spricht, sagt, wer arm erscheint, ist selbst schuld und redet damit dem bösartigen Spruch das Wort, daß Armut eine Schande sei - wenn sie sich als solche zu erkennen gibt und damit offen vorführt, daß der von ihr Gezeichnete es in der Konkurrenz zu nichts bringt und noch nicht einmal in der Lage ist, dieses sein Versagen zu ertragen, ohne bei den Erfolgreichen Anstoß zu erregen.

101 Ebd. S. 127.

102 Ebd. S. 128f.

103 Ebd. S. 130.

104 Ebd. S. 146.

105 Ebd. S. 153.

106 Die Distanzierung Klaus Hinrichs von Kalli Dau hatte Frenssen aus der bis dahin durch die Unsicherheit in der Großstadt verschüttete "Neigung seiner Natur, Führer zu sein " erklärt, obwohl die Handlung andere Gründe offengelegt hatte.

107 Frenssen (Anm. 83). S. 164. Die beiden Mädchen sind

Töchter aus einer angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie, die Klaus Hinrich während seiner Kontakte zu Laura Morgenstern kennengelernt hatte, als sie dort für Gemälde Modell saßen und die er bei seinen ziellosen Streifzügen durch die Stadt zufällig einmal wiedersieht - allerdings nur von ferne, weil er sich seiner augenblicklichen Verfassung wegen vor ihnen schämt und auf keinen Fall von ihnen erkannt werden will. Sie sind es aber, die ihn an Laura Morgenstern erinnern und so - indirekt - den Übergang zur Kaufmannslehre einleiten.

108 Ebd. S. 165.

109 Ebd.

110 Ebd. S. 149f.

111 Ebd. S. 168.

112 Ebd. S. 170.

113 Ebd. S. 171.

114 Ebd. S. 176.

115 Ebd. S. 177.

116 Ebd. S. 178.

117 Ebd. S. 182f.

118 Ebd. S. 183.

119 Ebd. S. 184.

120 Ebd. S. 215. Auffallen muß der Gegensatz zwischen dem "verantwortlichen Geld" und der (doch!) "rechtlichen Art", mit der dieses Geld zur Befriedigung von menschlichen Bedürfnissen eingesetzt werden soll. Es ist der Versuch, die notwendige Profitorientierung kapitalistischen Wirtschaftens, die alle Beschränkungen ihrer selbst, gerade auch die in den menschlichen Bedürfnissen liegenden, rücksichtslos niederzureißen verlangt, mit einer Absicherung der betroffenen Privatinteressen zu verbinden, offenbar in dem Wissen, daß beides sich eigentlich ausschließt.

121 Das 13. Kapitel, das mit der Darstellung der Militärzeit zusammenfällt, ist 28 Seiten lang; von den Erfahrungen beim Militär selbst erzählen ganze drei Seiten!

122 Frenssen (Anm. 83). S. 264.

123 Ebd. S. 346.

124 Ebd. S. 364.

125 Ebd. S. 365.

126 Ebd. S. 366.

127 Ebd. S. 372.

128 entfällt

129 Siehe dazu Kap. II) 3) h.

130 Frenssen (Anm. 83). S. 374f.

131 Ebd. S. 456.

132 Ebd.

133 Ebd.

134 Ebd. S. 464f.

135 Ebd. S. 528. Das "aber" im ersten Satz bezieht sich auf Arthur Eschens Drohung, "er glaube nicht, daß er nach dem, was sein Schwager ihm ins Gesicht gesagt hätte, weiterhin mit ihm werde arbeiten können" und dessen gleichzeitige Bemühung, "eine Zeitlang fleißiger und regelmäßiger" zu arbeiten. Das alles zeigt nur, wer in der Firma der Bestimmende ist und wer sich trotz großer Worte unterordnet. Doch kann Arthur Eschens zeitweiliges Wohlverhalten Klaus Hinrich nicht länger hinhalten: langfristig bliebe er mit all seinen Bemühungen und seinem Arbeitseinsatz für die Firma der Dumme, da er gegen die Eskapaden des Eigentümers letzten Endes machtlos ist.

136 Ebd. S. 549.

137 Ebd. S. 542.

138 Ebd. S. 584.

139 Vgl. dazu Helmut Plessner: Die verspätete Nation. Stuttgart/Berlin 1959.

140 Frenssen (Anm. 2). S. 160.

141 Wir haben an den entsprechenden Stellen darauf hingewiesen; siehe z.B. S. 322, 329 und 333f.

142 Wir verzichten aus diesem Grund in unserem Zusammenhang auf eine Behandlung der Erzählung "Der Untergang der Anna Hollmann" (Berlin 1911) und auch auf eine Auseinandersetzung mit Frenssens eigener überschwenglichen Bewertung dieser Erzählung im "Lebensbericht" (Siehe dort: S. 162f.)

143 Frenssen (Anm. 2). S. 202.

143a Frenssen (Anm. 83). S. 575.

144 "Klaus Hinrich Baas" war 1909 erschienen; seine erzählte Zeit endet mit dem Beginn des hauptsächlich auf chinesischem Territorium ausgetragenen russisch-japanischen Krieges im Jahre 1904.

145 Gustav Frenssen: Bismarck. Berlin 1914. S. 1.

146 Seit 1893 führen mehrere Militärvorlagen, die sowohl mit als auch gegen die Zustimmung des Reichstags durchgesetzt werden, und die Flottengesetze von 1898/99 zu einer massiven Verstärkung des Heeres und besonders der Marine, die den europäischen Großmächten als die Wendung der Bismarckschen Warnung von 1888: "Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt" ins Offensive erscheinen muß. Dieser Eindruck wird verstärkt durch eine Reihe von diplomatischen Manövern, die allesamt machtpolitischen Demonstrations- oder sogar Drohcharakter haben: die Krügerdepesche von 1896; die schleppend desinteressierten Bündnisverhandlungen mit England und Rußland, die schließlich auch mit negativem Ergebnis enden; die Daily Telegraph-Affäre im Jahr 1908; schließlich die beiden durch kaiserliche bzw. flottenmäßige Präsenz in Marokko ausgelösten Marokko-Krisen von 1905/06 und 1911, die beide deutsche Hegemonialansprüche und die entsprechende internationale Isolierung des Deutschen Reiches demonstrieren, die in beiden Fällen zu einer schweren diplomatischen Niederlage führt. Die Konsequenz der deutschen politischen wie militärischen Führung seit 1911 heißt nicht Rückkehr zu einer weniger aggressiven Realpolitik zumindest Bismarckscher Prägung, sondern Mobilisierung aller Kräfte zur großen Entscheidung: "So wurde aus Zeitdruck, verstärkt durch Rüstungswettlauf, der seit der späten Bismarckzeit immer wieder erörterte Gedan-

ke eines Präventivkrieges aufgenommen und gewann ständig mehr Anhänger bei den Militärs und deutschen Rechtskreisen." Fritz Fischer: Griff nach der Weltmacht. Düsseldorf 1961. S. 49. Fischer liefert im Eingangskapitel dieser seinerzeit die Forschung über den Ersten Weltkrieg revolutionierenden Arbeit, besonders aber in dem Nachfolgewerk "Krieg der Illusionen" (Siehe Kap. II, Anm. 480) zahlreiche weitere Belege für die Entschlossenheit des Deutschen Reiches zum Krieg.

147 Frenssen (Anm. 145). S. 1.

148 Das dem Epos vorangestellte Motto lautet:
"Im Frieden ersonnen
um kommende Not,
die Not ist gekommen,
es half uns Gott."

149 Frenssen (Anm. 145). S. 1.

150 Ebd.

151 Ebd.

152 Ebd. S. 2.

153 Ebd. S. 3.

154 Ebd. S. 4.

155 Ebd.

156 Ebd. S. 2.

157 Ebd. S. 2f.

158 Ebd. S. 6.

159 Ebd.

160 Ebd. S. 8.

161 Ebd. S. 9.

162 Ebd. S. 12f.

163 Von den insgeamt 28 Kapiteln des Buches befassen sich nur die letzten drei mit der Zeit nach 1871, wovon wiederum die beiden letzten ganz auf die persönliche Problematik von Bismarcks Entlassung und deren Folgen gehen, während die der Reichsgründung folgende Durch-

setzung und Erhaltung der deutschen Machtposition in Europa in einem einzigen Kapitel erledigt wird, kursorisch zusammengefaßt sogar in wenigen Zeilen: "Also waltete er des Deutschen Reiches gewaltig siebzehn Jahre hindurch, durch mühsame, schwierige Zeiten, und bewachte es wohl, ein reisiger, friedlicher Hirte, an der Seite das Schwert des gewaltigen mächtigen Reiches: immer ruhig und stolz, durch keine Listen betrogen, nie im Herzen verführt von eigener Leidenschaft Wähnen, wach bei Tag und bei Nacht, daß sein Volk in Ruhe und Arbeit Werke des Friedens schuf, und an allem Edlen gedeihe." (S. 418).

164 Die kritische Situation hatte die unerwartete diplomatische Niederlage des Deutschen Reiches bei der Konferenz von Algeciras (1911) eingeleitet, bei der es nicht - wie geplant - gelungen war, "England und Amerika gegeneinander auszuspielen". Die selbstverursachte Isolation des Deutschen Reiches, offiziell und in der konservativ bestimmten deutschen Öffentlichkeit immer eindeutiger als "Einkreisung" behandelt und entsprechend agitatorisch gewendet, führt bereits 1911 an den Rand des großen Krieges, den die deutsche Reichsführung lediglich wegen noch nicht genügend ausgebauter militärischer Stärke Frankreich und Rußland gegenüber (noch) nicht erklärt. Die noch knapp drei Jahre währende Zeit bis zum tatsächlichen Kriegsbeginn ist Vorkriegszeit: "nach 1911, nach dem Scheitern von Paris und Potsdam, war es für ihn (Reichskanzler Bethmann-Hollweg, K.U.) zur Aufgabe geworden, die als unvermeidlich angesehene, ja, im Hinblick auf die Entwicklung der Stärkeverhältnisse der Armeen für notwendig gehaltene kriegerische Auseinandersetzung auf dem Kontinent diplomatisch vorzubereiten". (S. 55). Doch nicht nur nach außen laufen alle wesentlichen Maßnahmen unter dem Vorzeichen des kommenden Krieges, auch im Innern wird auf Kriegseinstimmung gedrungen, so z.B. der Kanzlerkandidat des Jahres 1909 und türkische Heeresorganisator Generalfeldmarschall Colmar Frh. von der Goltz: "Das Volk ... solle sich (!) mit dem Gedanken an den Krieg durchdringen (!), der Reichstag aufhören, 'Jeremiaden zu blasen'." (Alle Zitate bei Fischer (Anm. 146). Einleitung. 1. Kapitel: Deutscher Imperialismus.) Frenssen, ganz auf der Höhe der Zeit, leistet mit seinem "Bismarck" einen besonders markanten Beitrag zu dieser Durchdringung!

165 Frenssen (Anm. 145). S. 13.

166 Ebd. S. 13f.

167 Ebd. S. 14.

168 Ebd.

169 Ebd.

170 Ebd. S. 15.

171 Ebd.

172 Siehe Seite 346

173 Wilhelm Alberts: Gustav Frenssen. Berlin 1922. S. 132.

174 Ebd.

175 Ebd. S. 133.

176 Ebd. S. 135.

177 Ebd.

178 Ebd.

179 Frenssen (Anm. 145). S. 191.

179a Frenssen (Anm. 2). S. 201ff. Einer der schärfsten Kritiker war natürlich Adolf Bartels, der sich in seiner Empörung nicht genug tun konnte: "Das Tollste, was er (Frenssen, K.U.) sich geleistet, ist die zu Anfang des Weltkrieges erschienene epische Erzählung Bismarck (in freien Hexametern), in der er, eine ungeheure Taktlosigkeit in jener Zeit, Bismarck als eine Art Reineke Fuchs hinstellte. Er mußte das Werk aus dem Buchhandel zurückziehen." Siehe Kap. II (Anm. 12). S. 614.

179b Ebd. S. 204.

180 Ebd. S. 196.

181 Ebd. S. 197.

182 Ebd. S. 198.

183 Ebd. S. 199.

183a Siehe Anm. 183.

184 Ebd. S. 206f.

185 Ebd. S. 210.

186 Ebd. S. 210f.

187 Ebd. S. 211.

187a Siehe dazu Kap. I) 2b) Jesus-Luther-Bismarck, besonders S. 58ff!

188 Gemeint ist Frenssens Ideal,"daß eine (wahrhafte) Politik, das heißt eine Idee von Volk und Staat im Tiefsten und Edelsten, in der Herzen Frömmigkeit, gegründet wäre" (Frenssen (Anm. 2) S. 98). Im Gedankengang unserer Analyse Ausführungen dazu z.B.: S. 61 und 271.

189 Bei dieser Auffassung kann Frenssen sich immerhin auf das preußische Abgeordnetenhaus berufen, das am 3. September 1866, also bereits genau zwei Monate nach der Entscheidungsschlacht von Königsgrätz und weniger als zwei Wochen nach dem endgültigen Friedensschluß zwischen Preußen und Österreich in Prag mit der Annahme der sogenannten Indemnitätsvorlage (230:75 Stimmen) Bismarcks Regieren gegen die Verfassung, d.h. ohne gesetzliche Grundlage und ohne parlamentarische Zustimmung (1862-66) nachträglich für rechtens erklärt.

190 Frenssen (Anm. 145). S. 355.

191 Ebd. S. 212.

192 Siehe Anm. 188.

193 Siehe Anm. 187a.

194 Siehe dazu S. 260, bzw. S. 265.

195 Den Krieg mit Österreich beendete Bismarck nach der Entscheidungsschlacht bei Königsgrätz (3. Juli 1866) gegen den Willen König Wilhelms I. mit dem entgegenkommenden Vorfrieden von Nikolsburg und dem auch auf zukünftige Bündnismöglichkeiten bedachten endgültigen Friedensschluß in Prag am 23. August 1866. Bismarck setzte den milden Frieden auch deshalb durch, weil er Kompensationsforderungen des von Österreich zur Vermittlung angerufenen Kaisers Napoleon und eine Einmischung Rußlands ausschließen wollte.

196 Neben den bereits in die Millionen gehenden Auflageziffern legt auch der Umstand, daß Frenssen seit 1910 mehrfach im Kreise der Anwärter für den Literatur-Nobelpreis auftauchte, Zeugnis von der literarischen Bedeutung ab, die ihm in der Öffentlichkeit mittler-

weile zugesprochen wurde.
"Da ich in jenen Jahren in Schweden der gelesenste deutsche Schriftsteller war (meine Erzählungen wurden immer alsbald ins Schwedische übertragen), da meine dritte Erzählung 'Jörn Uhl' (1901), die, wie mein ganzes Lebenswerk aus idealischer Grundstimmung geschrieben war, von allen Seiten das höchste Lob erfuhr, auch europäischen und Weltruhm gewann, da sie alsbald in zehn oder vierzehn Sprachen, darunter englisch und russisch, über Deutschland hinausdrang, und da die vornehmsten und ehrwürdigsten schwedischen Schriftsteller Werner von Heidenstam und Selma Lagerlöf eine solche Erwartung ausgesprochen hatten, so war es selbstverständlich, daß mein Name alsbald hier und da in Verbindung mit dem Preise genannt wurde und daß ich 1913, neben Gerhart Hauptmann und Anatole France, in der ganzen Weltpresse, ohne daß, soviel ich weiß, irgendwo eine Verwunderung oder gar Ablehnung laut wurde, als Bewerber bezeichnet wurde." Frenssen (Anm. 2). S. 296f.

197 In "Peter Moors Fahrt nach SÜdwest" liefert Frenssen mit der Darstellung des ebenso monotonen wie mörderischen Kolonialkriegsalltags die exemplarische Vorausschau auf die kommenden großen Auseinandersetzungen. Siehe dazu Kap. III) 1).

198 Frenssen (Anm. 145). S. 258.

198a In Frenssens Darstellung wird der im Grunde versöhnliche Napoleon III. - "er selber gönnte den Deutschen die nahende Einheit" (S. 362) - von der nationalen Arroganz und Eitelkeit seines eigenen Volkes und von seiner ebenso eitlen wie dazu auch noch ehrgeizigen Gemahlin zu diplomatischen Attacken gegenüber dem Deutschen Reich und auch Bismarck persönlich angestiftet, womit die Frage der Kriegsschuld in doppelter Weise falsch, aber der deutschen Sache ausgesprochen dienlich, geklärt wird. Weder war Frankreich, bzw. seine Führung, der Haupttreiber zum Krieg, noch gar waren nationale Großmachtträume des Volkes oder private Herrschaftsgelüste der Kaiserin der Grund für die französische Politik im Vorfeld des Krieges von 1870/71. Beides jedoch setzt die Nation wie den Kaiser in ein ganz schlechtes Licht: das französische Volk ist aggressiv ohne höhere Legitimation, die Kaiserin denkt an die Befriedigung ihrer subjektiven Bedürfnisse und der gutmütige, aber schwache Kaiser läßt sich von beiden das politische Handeln aufherrschen. Eine solche Nation taugt nicht länger zur Führungsmacht!

199 Frenssen (Anm. 145). S. 377.

200 Ebd.

201 Ebd. S. 378.

202 Ebd.

203 Ebd. S. 378f.

204 Ebd. S. 392.

205 Ebd.

206 Ebd. S. 399f.

207 Ebd. S. 400.

208 Telegramm-Konzept Kaiser Wilhelms II. an Kiderlen-Wächter, 8. 12. 1912. Zitiert nach Fischer (Anm. 146). S. 46f.

209 Die Mutter des Volkes setzt noch eine große Besuchsbewegung zum Exkanzler in Gang, weil dieser am Ende - nach ihrer Auffassung - ungerechtfertigterweise abgeschoben und verlassen im heimischen Sachsenwald dahinleben muß.
"Und sieh da ... alsbald ... da kamen die Deutschen gefahren, kamen von Süden und Norden, und von Osten herüber und Westen, von den Hängen Tirols und den niedrigen Marschen am Meere, von den grünen Hügeln am Rhein und den Feldern der Weichsel, ihn zu sehn, in den Sachsenwald, und standen und harrten. Trat er dann aus der Tür seines schlichten Hauses im Walde, so erbebte ihr Herz und es stockte ihnen der Atem." (S. 455).
Drei dieser Fahrenden kennen wir: die beiden Vettern Strandiger und Heim Heiderieter krönen in "Die drei Getreuen" ihren gemeinsamen Lebensgang mit einem Besuch in Friedrichsruh. (Siehe dazu Kap. II) 2).)
Die letztlich zum Weltkrieg führende, hauptsächlich durch die Politik des Deutschen Reiches verursachte Entwicklung beginnt für Fischer ein Jahr vor Bismarcks Tod: "Der deutsche Weg zur 'Weltpolitik' von 1897 an, dem Jahr, in dem Bülow Staatssekretär des Äußern (1900-1909 Reichskanzler), Tirpitz Staatssekretär des Reichsmarineamtes wurden, führte erst recht in die Isolierung." Fischer (Anm. 146). S. 36.

210 Frenssen (Anm. 145). S. 450f.

211 Ebd. S. 1.

212 Siehe dazu: Anm. 146.

213 Frenssen (Anm. 145). S. 451f.

214 Ebd. im Motto der Erzählung.

215 Ebd. S. 452.

216 Arthur Bonus hatte die anstehende Aufgabe in seinen Schriften zum "neuen Mythos" so formuliert. Siehe dazu: S. 255.

217 Siehe dazu Abschnitt c) dieses Kapitels, besonders S. 359f.

218 Frenssen (Anm. 2). S. 125.

219 Ebd. S. 202.

220 Ebd. S. 202f.

221 Ebd. S. 148f. Frenssen reiht sich selbst der Sache nach, aber sogar vom Terminus her in diese Art des metaphysischen Denkens ein: "Ich war ein geborener Idealist, d.h. ich sah zwar die Natur und ihre Erscheinungen, wie sie wirklich sind - o ja, das tat ich; ich hatte gesunde Augen! - ; aber es war eine unwiderstehliche Bildungskraft und Forderung, eine brennende Liebe und Leidenschaft in mir, daß ich hinter allen Dingen und Erscheinungen eine andre, verborgene Wirklichkeit sah, die sowohl wahrer wie reiner schien. Ob diese unsichtbare Wirklichkeit nun eine kosmische Wahrheit ist, eine innewohnende Idee der Schöpfung, ein Bild dessen, was, nach dem Willen der Schöpfung, einmal werden soll, oder ob es ein menschliches Wunschbild ist und also nicht ohne Lächerlichkeit: es war mir durch jene unwiderstehliche Macht und Forderung verboten, das darzustellen, was meine Augen sahn, und geboten, jene schöneren, reineren, runderen Bilder zu malen."

222 Ebd. S. 201.

223 Ebd. S. 203f.

224 Ebd. S. 203.

225 Frenssen (Anm. 2). S. 60.

226 Siehe S. 53.

227 Frenssen (Anm. 2). S. 98.

228 Frenssen (Anm. 1). S. 387.

229 Frenssen (Anm. 9). S. 201.

230 Frenssen (Anm. 2). S. 202.

231 Ebd. S. 203.

232 Frenssen (Anm. 145). S. 450f.

233 Frenssen (Anm. 1). S. 582.

234 Siehe dazu Frenssen (Anm. 2). S. 1f.

235 Ebd. S. 210f.

L I T E R A T U R

FRENSSEN, WERKE:

FRENSSEN, Gustav: Dorfpredigten. Göttingen 1899
Gesamtausgabe. Göttingen 1921

FRENSSEN, Gustav: Die Sandgräfin. Berlin 1896

FRENSSEN, Gustav: Die Drei Getreuen. Berlin 1898

FRENSSEN, Gustav: Jörn Uhl. Berlin 1901

FRENSSEN, Gustav: Hilligenlei. Berlin 1905

FRENSSEN, Gustav: Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht. Berlin 1906

FRENSSEN, Gustav: Klaus Hinrich Baas. Berlin 1909

FRENSSEN, Gustav: Der Untergang der Anna Hollmann. Berlin 1911

FRENSSEN, Gustav: Bismarck. Berlin 1914

FRENSSEN, Gustav: Lebensbericht. Berlin 1940

ÜBRIGE LITERATUR:

ADORNO, Theodor W.: Minima moralia. Frankfurt 1951

ADORNO, Theodor W.: Résumé über Kulturindustrie. In: Ders.: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt 1967

ADORNO, Theodor W.: Einleitung in die Musiksoziologie. Reinbek 1968

ADORNO, Theodor W.: Philosophische Terminologie. Band 1. Frankfurt 1973

ALBERTS, Wilhelm: Gustav Frenssen. Berlin 1922

BARTELS, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig 1896

BARTELS, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Jüngsten. Leipzig 1921

BARTELS, Adolf: Geschichte der deutschen Literatur. Braunschweig, Berlin und Hamburg 1933

BEAUJEAN, Marion: Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Bonn 1969

BECHER, Johannes R.: Abschied. Berlin und Weimar 1970

BLEY, Helmut: Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894 - 1914. Hamburg 1968

BOLLNOW, Otto F.: Existenzphilosophie. In: Nikolai Hartmann (Hrsg.): Systematische Philosophie. Stuttgart/Berlin 1942

BONUS, Arthur: Religion als Schöpfung. Leipzig 1902

BONUS, Arthur: Die religiöse Krisis.
Bd. I: Zur Germanisierung des Christentums
Bd. II: Religion und Fremdkultur
Bd. III: Religiöse Spannungen
Bd. IV: Vom neuen Mythos
Jena 1911 - 1913

BONUS, Arthur: Religion als Wille. Jena 1915

BUCHHOLZ, Ernst W.: Ideologie und latenter sozialer Konflikt. Stuttgart 1968

BÜRGER, Christa: Textanalyse als Ideologiekritik. Zur Rezension zeitgenössischer Unterhaltungsliteratur. Frankfurt 1973

BURGER, Heinz Otto (Hrsg.): Studien zur Trivialliteratur. Frankfurt/Main 1968/1976

DAHRENDORF, Malte: Trivialliteratur als Herausforderung für eine literaturdidaktische Konzeption. In: Diskussion Deutsch, Heft 6, Nov. 1971

DELIUS, F. C.: Der Held und sein Wetter. München 1971

DENKLER, Horst, PRÜMM, Karl: Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart 1976

DRECHSLER, Horst: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Berlin 1966

EMMERICH, Wolfgang: Zur Kritik der Volkstumsideologie. Frankfurt 1971

FECHNER, Gustav Theodor: Büchlein vom Leben nach dem Tode. Berlin 1836

FISCHER, Fritz: Griff nach der Weltmacht. Düsseldorf 1961

FISCHER, Fritz: Krieg der Illusionen. Düsseldorf 1969

FRENZEL, Herbert A. und Elisabeth: Daten deutscher Dichtung, Bd. II. Köln 1953/1964

FRISCH, Max: Stiller. Frankfurt 1975

FROMMEL, Otto: Gustav Frenssen. In: Deutsche Rundschau, Heft 7, April 1903

GMELIN, Otto: Landschaft und Seele. In: Die Tat, 17. Jg., Heft 1 (April 1925)

GREINER, Martin: Die Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur. Reinbek bei Hamburg 1964

HAMANN, Richard und HERMAND, Jost: Stilkunst um 1900 (Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart, Bd. 4). München 1973

JÜNGER, Ernst: Der Kampf als inneres Erlebnis. Berlin 1922

KETELSEN, Uwe-K.: Völkisch-nationale und nationalsozialistische Literatur in Deutschland 1890 - 1945. Stuttgart 1976

KOLBE, Jürgen (Hrsg.): Ansichten einer künftigen Germanistik. München 1969

KREUZER, Helmut: Veränderungen des Literaturbegriffs. Göttingen 1975

KREYENBERG, W. (Hrsg.): Deutschlands Kolonien. Koloniales Lesebuch für Schule und Haus. Berlin 1908

KROCKOW, Graf von, Christian: Die Entscheidung. Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger. Stuttgart 1958

KUMMER, Friedrich: Deutsche Literaturgeschichte, dargestellt nach Generationen. Dresden 1909

LÄMMERT, Eberhard et al.: Germanistik - eine deutsche Wissenschaft. Frankfurt/Main 1967

LAGARDE de, Paul: Deutsche Schriften. Göttingen 1920

LANGBEHN, Julius: Rembrandt als Erzieher. Leipzig 1890

LANGENBUCHER, Wolfgang R.: Im Banne eines Begriffs. In: Kürbiskern 4/1966

MANN, Thomas: Briefe 1889 - 1936. Hrsg.: Erika Mann. Frankfurt 1962

MARTINI, Fritz: Deutsche Literaturgeschichte. Stuttgart 1949/1972

MARX, Karl: Das Kapital, Bd. III. Berlin 1971

MEYER, Theo (Hrsg.): Theorie des Naturalismus. Stuttgart 1973

MEYRINK, Gustav: Gustav Meyrink contra Gustav Frenssen. Jörn Uhl und Hilligenlei. München 1908

MITSCHERLICH, Alexander und Margarethe: Die Unfähigkeit zu trauern. München 1967

MOHLER, Armin: Die Konservative Revolution in Deutschland 1918 - 1932. Stuttgart 1950/1972

MOSSE, George L.: Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus. Königstein/Ts. 1979

MÜLLER-SEIDEL, Walter: Probleme der literarischen Wertung. Stuttgart 1965

MÜLLER-SEIDEL, Walter (Hrsg.) et al.: Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. München 1974

MÜLLER-SEIDEL, Walter: Literatur und Ideologie. In: Deutsche Literatur der Jahrhundertwende. Hrsg.: Viktor Žmegač. Königstein/Ts. 1981

NIEBERGALL, Friedrich (Hrsg.): Hilligenlei und die moderne Theologie. Tübingen 1906

PACZENSKY von, Gert: Die Weißen kommen. Hamburg 1970

PLESSNER, Helmut: Die verspätete Nation. Stuttgart/Berlin 1959

POLENZ von, Wilhelm: Der Büttnerbauer. Berlin 1895

PRUTZ, Robert: Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur. Merseburg 1847

PRUTZ, Robert: Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1862

RATZEL, Friedrich: Die deutsche Landschaft. In: Deutsche Rundschau, Bd. 88 (Juli/September 1896)

RIEHL, Wilhelm H.: Die bürgerliche Gesellschaft. Frankfurt 1976

RILKE, Rainer Maria: Sämtliche Werke. Bd. V. Frankfurt 1965

RITTER, Gerhard: Das deutsche Kaiserreich 1871 - 1914. Ein historisches Lesebuch. Frankfurt 1967

ROSSBACHER, Karlheinz: Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende. Stuttgart 1975

SCHMIDT, Arno: Die Ritter vom Geist. Karlsruhe 1965

SCHOENBAUM, David: Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches. 1968

SIMMEL, Oskar S. J., STÄHLIN, Rudolf: Christliche Religion. Frankfurt 1964

SONTHEIMER, Kurt: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. München 1962

STEPHAN, Horst und SCHMIDT, Martin: Geschichte der deutschen evangelischen Theologie seit dem deutschen Idealismus. Berlin 1960

STERN, Fritz: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Bern 1963

SUDERMANN, Hermann: Frau Sorge. Stuttgart 1887

SUDERMANN, Hermann: Der Katzensteg. Frankfurt 1975

THALMANN, Marianne: Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman. Berlin 1923

THALMANN, Marianne: Die Romantik des Trivialen. München 1970

WEHLER, Hans Ulrich: Bismarck und der Imperialismus. Köln 1969

WIECHERT, Ernst: Die Magd des Jürgen Doskocil. München 1957

WUNDT, Max: Deutsche Weltanschauung. München 1926

ZIMMERMANN, Emil (Hrsg.): Unsere Kolonien. Berlin - Wien 1911

ZIMMERMANN, Hans Dieter: Schemaliteratur. Stuttgart/ Berlin/Köln/Mainz 1979

ZIMMERMANN, Peter: Der Bauernroman. Antifeudalismus - Konservativismus - Faschismus. Stuttgart 1975

ŽMEGAČ, Viktor (Hrsg.): Deutsche Literatur der Jahrhundertwende. Königstein/Ts. 1981

L e b e n s l a u f

Ich, Klaus Uhde, wurde am 4. Juni 1941 als Sohn des kfm. Angestellten Fritz Uhde und seiner Ehefrau Marga, geb. Bauchspieß, in Leinefelde, Kr. Worbis, geboren. Bis 1948 lebten wir in Bismarckshall, einem kleinen Ort im Eichsfeld und wechselten dann nach Westdeutschland über. Meine schulische Ausbildung begann noch in Bismarckshall, setzte sich in Bad Salzdetfurth fort (Grundschule bis zur vierten Klasse / zwei Jahre Realschule), ebenso im benachbarten Hildesheim (Übergang auf ein neusprachliches Gymnasium) und endete in Hannover, wo ich ab 1954 die dortige Schillerschule besuchte und 1960 die Abiturprüfung ablegte. Nach zwei Jahren Militärausbildung in der Bundeswehr begann ich, an der Albertus-Magnus-Universität in Köln Theater- und Literaturwissenschaft sowie Soziologie zu studieren. Nach drei Semestern wechselte ich an die Ludwig-Maximilians-Universität in München und konzentrierte mein Studium auf die Fächer Literaturwissenschaft (ältere und neuere Abteilung) und Soziologie. 1966/67 war ich für zwei Semester beurlaubt und arbeitete hauptamtlich in der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland. Bald nach der Wiederaufnahme des Studiums begann ich mit meiner Dissertation und - nebenher - an einer Privatschule zu unterrichten. Allmählich und für mehrere Jahre wurde diese Tätigkeit jedoch zu meiner Hauptbeschäftigung. 1978 nahm ich die Arbeit an meiner Dissertation wieder auf und schloß 1983 das Studium mit der Promotion ab. Seit 1970 bin ich - mit einer kurzfristigen Unterbrechung - als Lehrer an einem Privatgymnasium tätig.